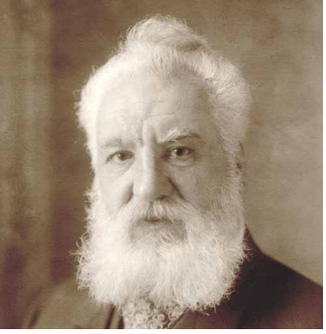
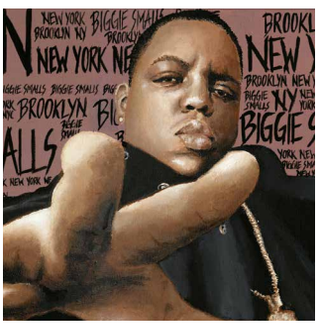
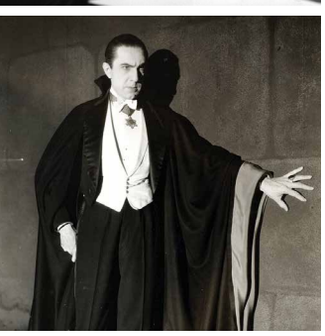


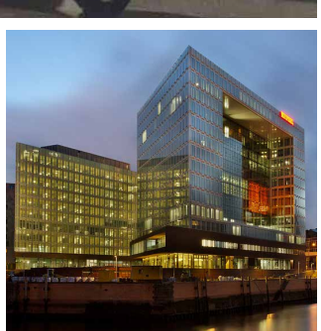
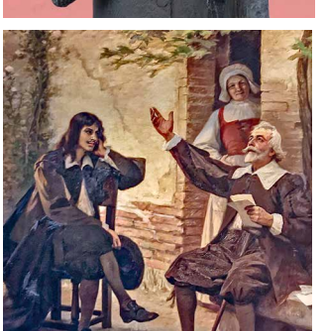
Anno 22



Das Magazin
der Medienjubiläen

Institut für Kommunikationswissenschaft der
Otto-Friedrich-Universität Bamberg



Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Windhauch, Windhauch, das ist alles Windhauch“, spricht Kohelet prophetisch-pessimistisch in den biblischen Büchern der Weisheit. Alles vergeht, nichts besteht: „Er weht nach Süden, dreht nach Norden, dreht, dreht, weht, der Wind. / Weil er sich immerzu dreht, kehrt er zurück, der Wind. […] Was geschehen ist, wird wieder geschehen, / was man getan hat, wird man wieder tun: / Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“

Und doch: Manches bleibt, überdauert die Zeiten. Die Mauern des Hadrianswalls, die Inschrift im Stein von Rosette, die Poesie von Goethe und Schiller, zu der sie sich im „Balladensommer“ 1797 gegenseitig motivierten, die Werke von Molière, Novalis, Droste-Hülshoff – vielleicht auch von Enid Blyton … Und die Goldbären? An sie und dies alles wird in diesem Heft erinnert: *Anno*, zum Neunten.

Auch Schändliches soll nicht vergessen, verdrängt werden – möge es nicht wieder geschehen: Die Hetze eines Goebbels, eines Otto Dietrich. Der Justizmord auch an Susanna Margaretha Brandt, dem historischen Gretchen.

Doch wir sind, wir bleiben das „Magazin der Medienjubiläen“, auch wenn der Zusammenhang teils „herbeigedreht“ ist mit dem sich immer wendenden Wind. Runde Jahrestage von Zeitungen oder Filmen, Geburts- oder Todestage bedeutender Publizist*innen, die sich zum 25., 50. oder 200. Mal jähren, Ereignisse, die dereinst in den Medien standen, stehen im Mittelpunkt auch dieser Ausgabe.

„Alle Dinge sind rastlos tätig, / kein Mensch kann alles ausdrücken, nie wird ein Auge satt, wenn es beobachtet, / nie wird ein Ohr vom Hören voll.“ So sprach der biblische Seher.

Sattmacher können und wollen wir nicht liefern. Bleibendes schaffen zu wollen, das wäre: Hybris. Unterhalten und erinnern, das ist unser kleiner Anspruch. Mögen Sie, liebe Leserschaft, manch interessantes Augenfutter auf den folgenden 160 Seiten finden und einiges altes Neues (wieder)entdecken.

Ihr

Markus Behmer

PS: *Anno* gibt es auch auf Instagram. Unter @anno.magazin werden die Jubiläen das ganze Jahr über gefeiert.

Impressum

Herausgeber: Prof. Dr. Markus Behmer
Institut für Kommunikationswissenschaft
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
An der Weberei 5
96047 Bamberg
Tel. 0951-863-2217, markus.behmer@uni-bamberg.de

Chefredakteur: Markus Behmer (v.i.S.d.P.)
Schlussredaktion: Markus Behmer, Vera Katzenberger, Lea Hruschka
Layout/Grafik: Viktoria Sommermann
Social Media: Vera Katzenberger, Lea Hruschka

Druck: Safner Druck und Verlags GmbH, Priesendorf
ISSN: 2196-0364

Erscheinungsdatum: 15.10.2022
Auflage: 1.200

Editorialbild: (v. l.) Lea Hruschka, Markus Behmer, Vera Katzenberger, Viktoria Sommermann

Anno wird großzügig gefördert von der Ludwig-Delp-Stiftung.

Ludwig-Delp-Stiftung

Titelbild: (v. l. o.) Harris & Ewing / Kentucky Digital Library, Wikimedia; Mark Fischer, CC BY-SA 2.0, Wikimedia; John Opie, ca. 1797, Wikimedia; Gedenkstätte deutscher Widerstand; Wellcome Collection Gallery, https://wellcome.org/, A. Blanchard after A. Scheffer, Library reference: ICV No 39786, Photo number: V0039224; Manfredo Ferrari, CC BY-SA 4.0, Wikimedia; Dan-Cristian Pădureț, Unsplash; © SWR/Hugo Jehle; Bundesarchiv, B 145 Bild-F020160-0001/Wegmann, Ludwig/CC-BY-SA 3.0, CC BY-SA 3.0 DE, Wikimedia; Marcel Proust, Bob Ramsak, Wikimedia, CC BY 4.0; Hannah Söltzer; Universal Studios, CCO 1.0; Hannah Söltzer; Library of Congress, Ggbain. 31073; Jim ter Kuile , Wikimedia, CCO 1.0; Friedrich Justin Bertuch, Bilderbuch für Kinder, Fabelwesen, Wikimedia; Hannah Söltzer; „Noire et Blanche“ von Man Ray, 1926, Wikimedia; Vera Katzenberger; Jurec Germany, CC BY-SA 3.0, Wikimedia; Anton Graff, 1792, Wikimedia; Nicholas Mignard, Molière in der Rolle des „Julius Caesar“, Wikimedia; Dennis Siebert, CC BY-SA 3.0, Wikimedia; Édouard Debat-Ponsan, Wikimedia; Pedro Ribeiro Simões, CC BY 2.0, Wikimedia

Hintere Umschlagseite: smspsy/stock.adobe.com (oben), powell83/stock.adobe.com (unten), Layout: Marion Huwald

Inhalt

Zeitschriften leben von Illustrationen. Auch *Anno*. Und da beginnt das Problem: Woher nehmen, wenn der Etat sehr begrenzt ist? Es gibt sie, die „gemeinfreien“ Werke im Netz – und Urheber*innen, die ihre Fotos kostenfrei zur Verfügung stellen.

Manche Symbolfotos und Grafiken können wir auch selbst machen. Diesmal haben wir sogar künstlerische Unterstützung erhalten: Hannah Söltzer, Bachelorstudentin der Bamberger Kommunikationswissenschaft, hat großformatige Porträts von Al Capone, Ava Gardner, Lady Di und Notorius B.I.G. gemalt. Mit Acryl und exklusiv für dieses Heft.

Herzlichen Dank! Ihr und allen Fotograf*innen, deren Bilder, Coverdesigns, Zeichnungen etc. wir im Weiteren verwenden, gleich in der Bildstrecke auf den nächsten zehn Seiten – und in allen anderen fast hundert Beiträgen.

Editorial / Impressum 3
Machtzentren 6

1997 16
Lady Di 16
Jan Ulrich 19
Mutter Teresa 21
Julius Hackethal 22
Werner Höfer 23
Jurek Becker 24
Rudolf Bahro 25
Harry Potter 26
James Krüss 27
Filmstars I 28
Musikstars I 32
Notorious B.I.G. 35
Villa Concordia 36
Dora Maar 38
Studierendenproteste 39

1972 40
Olympia München 40
Terrorismus/Böll 44
Club of Rome 45
Fräulein ade 46
Tron 46
Atari 47
Playboy 48
Watergate 49
C. W. Ceram 50
E. Dombrowski 51
Publik-Forum 53
Filmstars II 54
Musikstars II 56
M.C. Escher 58

1947 60
Der Spiegel 60
Deutsches Sportecho 64
Junge Welt 65
Douglas Chandler 67
Fliegende Untertassen 68
Michael Holzach 68
Said 69
Gruppe 47 70
Doktor Faustus 70
Al Capone 72
David Bowie 73
Filmstars III 74

1922 76
Tutanchamun 76
BBC 78
Time Inc. 81
Horst Stern 82
Conrad Ahlers 83
Charles M. Schulz 84
Stan Lee 85
Celestino Piatti 86
Paul Flora 87
Filmstars IV 88
Untergang des Abendlandes 90
Waste Land 91
Jack Kerouac 92
Alexander Graham Bell 93
Franz Führmann 94
Inge Deutschkron 95
Guy Stern 96
James Joyce und Marcel Proust 97
Goldbären 98

1897 99
Dracula 99
Joseph Goebbels 100
Otto Dietrich 102
Otto Strasser 102
Ludwig Erhard 104
Gerhart Eisler 105
Else Reventlow 106
Enid Blyton 106
Kinobrand in Paris 108
Louis Aragon 110

1872 112
Wahlen in den USA 113
Berliner Tageblatt 114
Alice Salomon 117
Robert Prutz 118

1847 120
Joseph Pulitzer 120
Siemens & Halske 122
Karl Bücher 123
Henriette Hertz 124
Margarete Steiff 125

1822 126
E.T.A. Hoffmann 126
Heinrich Schliemann 128
Robert Zacharias Becker 130
Friedrich Justin Bertuch 131
Stein von Rosette 132
Charles Babbage 133
Brasilien 134

1797 137
Heinrich Heine 137
Annette Droste-Hülshoff 138
Jeremias Gotthelf 139
Balladenjahr 140
Olaudah Equiano 142
Mary Wolstonecraft 143
François Noël Babeuf 144

1772 145
Johann Friedrich Struensee 145
Novalis 147
Susanna Margarete Brandt 149

1622 150
Molière 150

1122 152
Friedrich I. 152

1022 155
Ibn al-Bawwab 155

822 156
Winter 156

622 157
Islamischer Kalender 157

122 159
Hadrianswall 159

228 v. Chr. 161
Flaminius 161

Wer fehlt? 163

Machtzentren

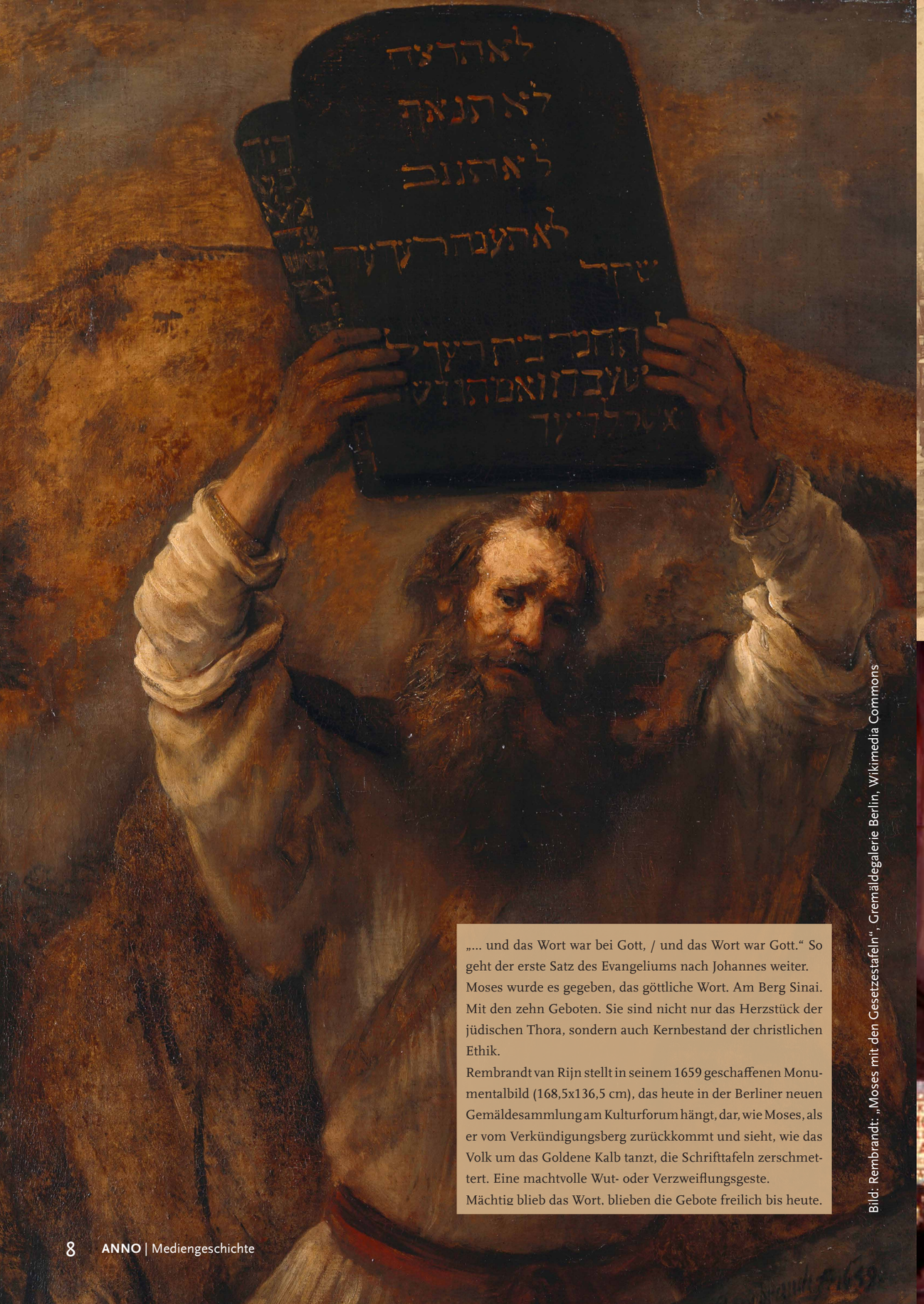
„Im Anfang war das Wort“, so beginnt das Johannesevangelium. Wer das Wort hat, hat die Macht, kann man ergänzen. So sind die Orte, wo Worte weitergegeben und Medien entstehen, auch Machtzentren. Einst wie heute.

Ist die „Schule von Athen“ ein Machtzentrum? Nun, es ist vor allem ein idealisierter Raum, in dem der Maler Raffael viele Geistesgrößen der griechischen Antike quasihistorisch zusammengeführt hat. Sie schreiben dort, denken, disputieren. Das 1510/11 entstandene, fast acht Meter breite Fresko wurde für ein Machtzentrum jener Zeit gestaltet. Es schmückt einst wie heute den Unterschriftensaal (Stanza della Signatura) im Vatikan.

Dargestellt sind neben vielen anderen Pytagoras (erste Reihe, 2. v.l.), Heraklit (am Pult im Vordergrund – mit den Gesichtszügen Michelangelos), Diogenes (nur mit einem Tuch bekleidet auf der Treppe ruhend), Ptolemäus (rechts in Rückenansicht), Sokrates (hintere Reihe, 8. v.l. im grünen Gewand) sowie – in der Mitte durch das Tor schreitend – Platon (l., mit den Gesichtszügen Leonardo da Vincis) und Aristoteles.

Macht entfaltete ihr aller Denken durch das Wort, durch ihre Theorien, die bis heute nicht nur in der Philosophie wirken.

Bild: Bradley Weber, Flickr, CC BY 2.0

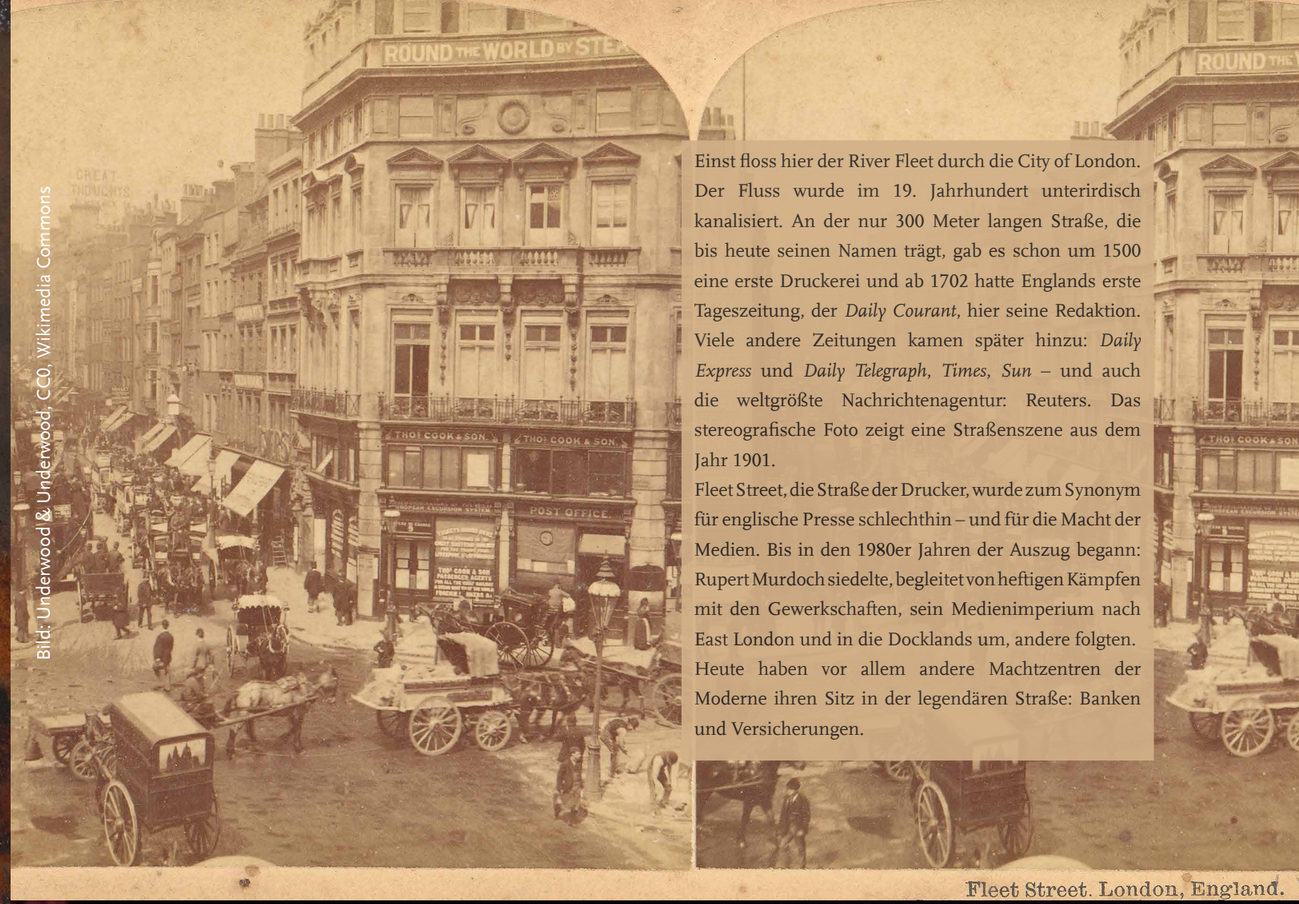


„... und das Wort war bei Gott, / und das Wort war Gott." So geht der erste Satz des Evangeliums nach Johannes weiter. Moses wurde es gegeben, das göttliche Wort. Am Berg Sinai. Mit den zehn Geboten. Sie sind nicht nur das Herzstück der jüdischen Thora, sondern auch Kernbestand der christlichen Ethik.

Rembrandt van Rijn stellt in seinem 1659 geschaffenen Monumentalbild (168,5x136,5 cm), das heute in der Berliner neuen Gemäldesammlung am Kulturforum hängt, dar, wie Moses, als er vom Verkündigungsberg zurückkommt und sieht, wie das Volk um das Goldene Kalb tanzt, die Schrifttafeln zerschmettert. Eine machtvolle Wut- oder Verzweiflungsgeste.

Mächtig blieb das Wort, blieben die Gebote freilich bis heute.

Bild: Rembrandt: „Moses mit den Gesetzestafeln", Gremäldegalerie Berlin, Wikimedia Commons

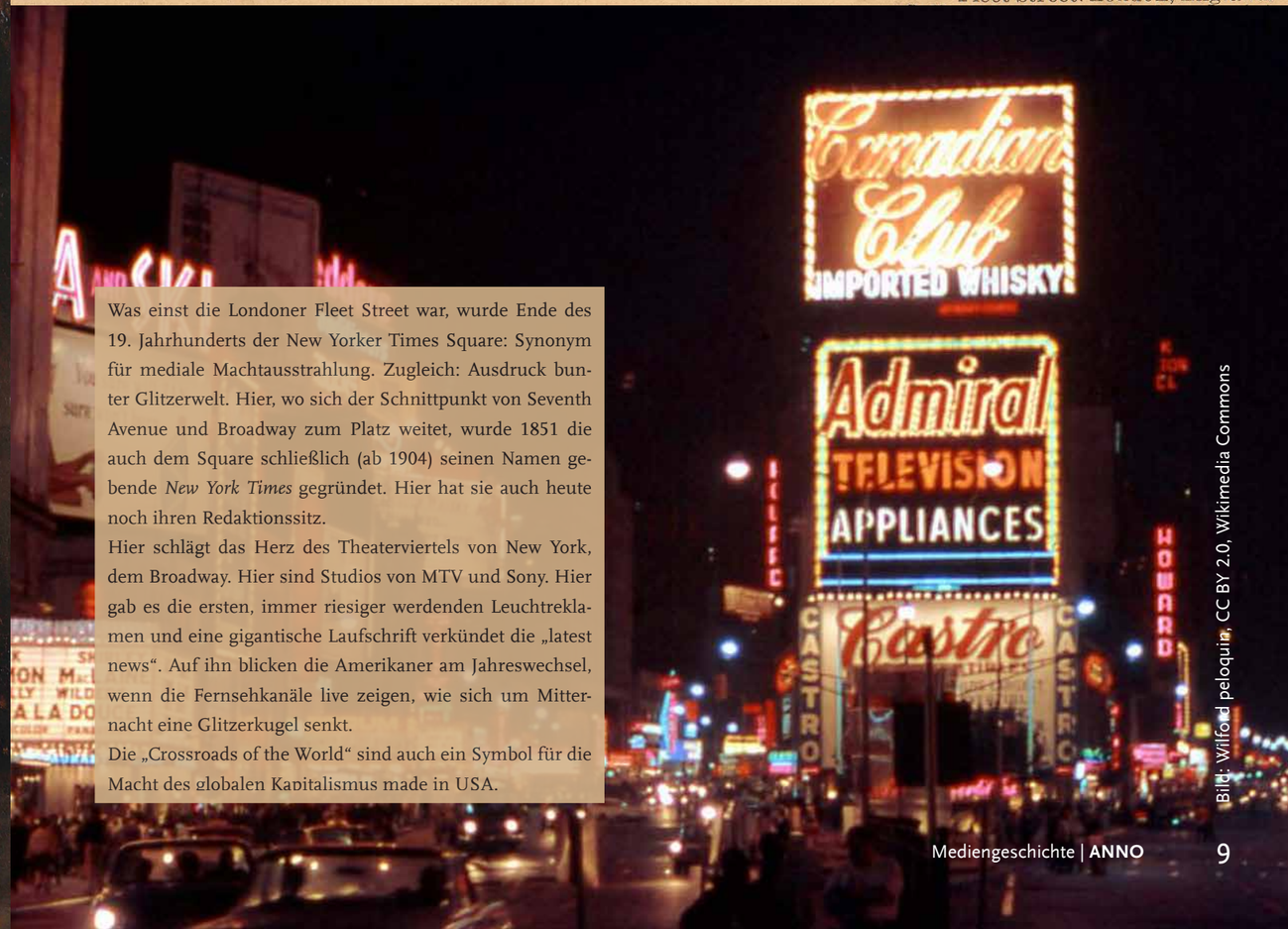


Einst floss hier der River Fleet durch die City of London. Der Fluss wurde im 19. Jahrhundert unterirdisch kanalisiert. An der nur 300 Meter langen Straße, die bis heute seinen Namen trägt, gab es schon um 1500 eine erste Druckerei und ab 1702 hatte Englands erste Tageszeitung, der *Daily Courant*, hier seine Redaktion. Viele andere Zeitungen kamen später hinzu: *Daily Express* und *Daily Telegraph*, *Times*, *Sun* – und auch die weltgrößte Nachrichtenagentur: Reuters. Das stereografische Foto zeigt eine Straßenszene aus dem Jahr 1901.

Fleet Street, die Straße der Drucker, wurde zum Synonym für englische Presse schlechthin – und für die Macht der Medien. Bis in den 1980er Jahren der Auszug begann: Rupert Murdoch siedelte, begleitet von heftigen Kämpfen mit den Gewerkschaften, sein Medienimperium nach East London und in die Docklands um, andere folgten. Heute haben vor allem andere Machtzentren der Moderne ihren Sitz in der legendären Straße: Banken und Versicherungen.

Bild: Underwood & Underwood, CC0, Wikimedia Commons

Fleet Street. London, England.



Was einst die Londoner Fleet Street war, wurde Ende des 19. Jahrhunderts der New Yorker Times Square: Synonym für mediale Machtausstrahlung. Zugleich: Ausdruck bunter Glitzerwelt. Hier, wo sich der Schnittpunkt von Seventh Avenue und Broadway zum Platz weitet, wurde 1851 die auch dem Square schließlich (ab 1904) seinen Namen gebende *New York Times* gegründet. Hier hat sie auch heute noch ihren Redaktionssitz.

Hier schlägt das Herz des Theaterviertels von New York, dem Broadway. Hier sind Studios von MTV und Sony. Hier gab es die ersten, immer riesiger werdenden Leuchtreklamen und eine gigantische Laufschrift verkündet die „latest news". Auf ihn blicken die Amerikaner am Jahreswechsel, wenn die Fernsehkanäle live zeigen, wie sich um Mitternacht eine Glitzerkugel senkt.

Die „Crossroads of the World" sind auch ein Symbol für die Macht des globalen Kapitalismus made in USA.

Bild: Wilfred peloquin, CC BY 2.0, Wikimedia Commons

Einen Stechpalmenwald (auf Englisch: Hollywood) gab es hier wohl einst nur und eine kleine Landgemeinde weit draußen auf unwirtlichen Hügeln vor Los Angeles. Dann kam der Film, kam die Kinoindustrie. Der große Stummfilmregisseur David W. Griffith drehte hier 1910 einen Spielfilm: *In Old California*. Schon im Jahr darauf siedelten 16 Filmfirmen von Ost nach West, von New York nach Hollywood um. Das klare Licht, das Klima, das verlässlich schöne Wetter waren anfangs Gründe; der kleine Vorort wurde zur Kinohauptstadt der Welt.

Das blieb so, als der Stummfilm ging und der Tonfilm kam, dann der Farbfilm. United Artists und Metro-Goldwyn-Mayer, Universal, die Warner Brothers und Disney ... alle habe hier ihre Studios, seit 1923 unter dem markanten Schriftzug am Berg, der dereinst für Immobilien warb im „Hollywoodland“.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kamen das Fernsehen und die Musikindustrie dazu (und auch die Pornobranche).

Seit mehr als 100 Jahren steht die „Traumfabrik“ für die Macht der bewegten Bilder.

Bild: Michael F. Arth, CC-BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Mitten im Machtzentrum Berlins, an Wilhelmplatz und Wilhelmstraße, hatte es seit 1933 seinen Sitz, eine der übelsten Zentren des nationalsozialistischen Diktaturapparats: Das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. (Im Bild: Die Ostfassade an der Mauerstraße, heute Sitz des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales.)

Von hier aus dirigierte Joseph Goebbels seinen Lenkungs- und Lügenapparat. Alle Medien, alle Journalist*innen, Filmschaffenden, Künstler*innen, Theaterleute unterstanden seinem Zugriff. Was gesagt, geschrieben, gedruckt, gesendet wurde, von hier aus war es strengst zensiert und auch direkt inszeniert. Ein Gebäude – hier steht es als Sinnbild für den absoluten Missbrauch von Macht.

Bild: Beek100, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Gläserne Fronten statt Backsteinfassaden mit schartenartigen Fenstern. Schon optisch stehen die Medienzentralen der Bundesrepublik für eine neue Zeit: Transparenz statt Abschottung. Ob das Springer-Hochhaus dafür ein gutes Beispiel ist?

Großverleger Axel Springer (*Bild*, *Welt* u.a.m.) ließ es ab 1959 direkt an der Berliner Mauer errichten – als Symbol gen Osten und als neuer Kernbestandteil des alten Berliner Zeitungsviertels an der Kochstraße, wo schon im Kaiserreich und in der Weimarer Republik die wichtigsten Zeitungen beheimatet waren. Der neuere, 1992 bis 94 errichtete Teil (rechts im Bild) liegt heute an der Axel-Springer-Straße. Der ältere, denkmalgeschützte linke Teil an der Rudi-Dutschke-Straße. Auch das ein Symbol, skandierten doch Protestierende 1968 nach einem Anschlag auf den Studentenführer: „Bild hat mitgeschossen!“

Bild: Jörg Zägel, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Noch mehr Glas, noch neuer: Seit 2012 residieren das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* und *Spiegel Online* im 13-geschossigen Gebäude an der Ericusspitze über der Hamburger Hafencity. Ökologie, Sozialverträglichkeit und Wirtschaftlichkeit sollen in dem Bau nach den Plänen des dänischen Büros Henning Larsen Architects eine Symbiose bilden – ein Symbol mithin auch für ein neues, vielleicht pragmatischeres Verständnis von Medienmacht.

Digital und Print, „alte“ Pressewelt und „neue“ Netzwelten sitzen gleichsam in einem Boot direkt am Wasser.

Nur einige hundert Meter weg davon hat übrigens die *Zeit* ihren Sitz – in einem Backsteinbau am Speersort 1. Hanseatisch gediegen – und redaktionell nicht weniger transparent als die Konkurrenz des *Spiegels*. Zwei „Machtzentren“ des Qualitätsjournalismus.

Bild: Dennis Siebert, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Nicht mehr Orte und Gebäude oder physische Begegnungsstätten sind in digitalen Zeiten die eigentlichen medialen Machtzentren, sondern Serverparks und Clouds. Nicht mehr Redaktionen und Verlage, sondern Multikonzerne. Eindrucksvoll sind auch deren Zentralen.

In seinem dystopischen Roman *The Circle* beschrieb Dave Eggers 2017 eine nahe Zukunft allumfassender Social-Media-Präsenz – und damit maximaler Transparenz, minimaler Privatheit.

Kreisrund, ein „Circle", ist das 2018 eröffnete Zentralgebäude des Apple-Konzerns. Ein Menetekel?

Jedenfalls ein beeindruckender Komplex, dieser „Apple Park" mit rund drei Kilometer Umfang und geschätzten Baukosten von fünf Milliarden Dollar.

Er steht in der Kleinstadt Cupertino im kalifornischen Silicon Valley. Optisch ist es eine eher zurückhaltende Demonstration von Stärke – nicht sehr hoch, umgeben von Wohnhäusern und selbst einen großen Park umgebend.

Die Macht, die von Apple, von Google, von Beta, von Amazon und Co. ausgeht, die sie mindestens potentiell haben, sie übertrifft bei weitem die, die einst von Fleet Street und Times Square ausging. Ob in Jahrhunderten ein Maler oder eine Malerin in der Nachfolge von Raffael eine „Schule von Silicon Valley" malen wird ...?

Markus Behmer

Bild: Daniel L. Lu, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Medien-Mythos Diana

Ihr Tod am 31. August 1997 – häufig als Di-Day bezeichnet – war ein Medienereignis in mehrfachem Sinne. Bis heute sind Lady Diana, ihr Leben als Princess of Wales und ihr Sterben in Paris häufig thematisierter Gegenstand in Journalismus und Medien.*

Es gibt Ereignisse, von denen man auch nach Jahrzehnten noch weiß, wann sie passiert sind, wo man war und was man machte, als man von ihnen erfahren hat. Die Anschläge vom 11. September 2001 sind ein solches Ereignis. Und auch der Tag, an dem Lady Diana in den frühen Morgenstunden bei einem Autoun-fall in Paris starb. So unglaublich, beinahe unwirklich. Als wäre es heute, sehe ich den laufenden Fernseher im Arbeitszimmer meines Vaters an jenem Sonntagmorgen vor mir. Nachrichtenmeldung reiht sich an Nachrichtenmeldung, Bilder der Unglücksstelle werden gezeigt, Reporter live zugeschaltet, Mutmaßungen angestellt. Egal, auf welchen Sender man schaltete.

Nach wie vor ist Prinzessin Diana, die nur 36 Jahre alt wurde (geboren am 1. Juli 1961), in den Medien präsent: Eine Google-Recherche nach den Stichworten „31. August 1997 Di“ hat jüngst eine Trefferanzahl von 175 Millionen ergeben. Gleich das erste Ergebnis verweist auf die WDR-Sendung *Stichtag* fünf Jahre nach Dianas Tod.

Es folgt Treffer zwei: In einem Artikel erinnert die Zeitschrift *Gala* 2021 an ihren Todestag. Der Journalismus erinnert also weiterhin an dieses Weltmedienereignis.

Anachronie, Diachronie, Synchronie

Erinnerungsjournalismus bietet Orientierung, indem Vergangenes mit Gegenwärtigem verbunden wird. Drei Arten von journalistischen Zeitsträngen lassen sich unterscheiden: Anachronie, Diachronie und Synchronie. Die anachrone Zeitebene meint die Thematisierung des historischen Ereignisses vom gegenwärtigen Standpunkt aus. Diachronie bezieht sich auf die Verbindung zwischen Gestern und Heute über spezifische Formen der Vergegenwärtigung, etwa ritualisiert, wenn z.B. die damalige Trauerfeier in der Westminster Abbey oder auch Elton Johns „Goodbye England’s Rose“ thematisiert werden. Wenn Zeitzeugen zitiert werden, wie ein Arzt oder ein Feuerwehrmann, die zu den ersten gehörten, die am Unfallort eintrafen, spricht man vom personalisierten Zugang. Auch heute noch werden oft Fotos vom Rosenmeer vor dem Kensington Palast oder am Unglücksort veröffentlicht: eine

* Der Text wurde vor dem Tod von Königin Elisabeth II. abgeschlossen.

Bilder: Ronald Reagan Presidential Library, Public domain, Wikimedia Commons (links), Lady Diana, gemalt von Hannah Söltzer (rechts)

lokalisierte Berichterstattung, bei der auch symbolisch-gegenständliche Trauersymbole wie Kerzen eine Rolle spielen. Von synchroner Berichterstattung spricht man, wenn aktuelle Ereignisse in Bezug zu historischem Geschehen gebracht werden. Ein Beispiel hierfür ist die Hochzeit von William und Kate (am 29. April 2011), die mitunter als Anlass genommen wurde, um die Hochzeit von Charles und Diana am 29. Juli 1981 in der St. Paul's Cathedral ins Gedächtnis zu rufen, die weltweit rund eine Milliarde Menschen am Bildschirm verfolgt hatten.

Der Start des Kinofilms *Spencer* Anfang 2022 oder der Erfolg der Netflix-Serie *Crown*, deren fünfte Staffel im November 2022 erscheinen soll, in der es um den Tod Dianas im Jahr 1997 gehen wird, riefen ebenfalls Berichterstattung hervor, die an Lady Diana erinnerte. Zugleich sind dies zwei Beispiele dafür, dass die Princess of Wales über den Journalismus hinaus medialer Gegenstand ist, etwa auch in den Büchern ihres ehemaligen Bulters Paul Burrell (*Im Dienste meiner Königin* 2004; *Die Zeit mir ihr. Erinnerungen an Diana* 2006) und vieler anderer. Sie ist eben nicht nur die Königin der Herzen, sondern anscheinend immer noch ein Konsumprodukt.

Prominenz, Regenbogenpresse und Publikum

Noch zu Lebzeiten verlieh die permanente Berichterstattung Diana Allgegenwärtigkeit und die starke Nachfrage nach Berichten der Presse höchste Auflage. In der wissenschaftlichen Literatur wird der „Fall Lady Diana" als Paradebeispiel der Dreiecksbeziehung zwischen Prominenz, Regenbogenpresse und Publikum interpretiert. So schreibt Ingrid Stapf in ihrer Analyse: „Lady Diana war ein Medienereignis vor, während und nach ihrem Tod. Man kannte sie wie eine Figur aus einem sehr langen Roman, abgesehen davon, daß sie real war. Ihr Tod hat Wellen globaler Trauer und endlose Diskussionen um Recht und Pflicht der Medien ausgelöst. Ausgetragen wurde diese Auseinandersetzung auf der Bühne, die Prominenz konstituiert und die Medien in ihrer Aufgabe legitimiert: in der Öffentlichkeit."

Um 00:25 Uhr prallte der Mercedes S-Klasse-Wagen, in dem Lady Di, ihr Freund Dodi Al-Fayed und ihr Leibwächter Trevor Rees-Jones sowie der Chauffeur Henri Paul sitzen, mit hoher Geschwindigkeit gegen einen Tunnelpfeiler der Pariser Unterführung Pont de l'Alma. Bis auf den Leibwächter kamen die Insassen ums Leben; Dodi Al-Fayed und Henri Paul noch am Unfallort, Diana wenige Stunden später um 4 Uhr morgens im Krankenhaus. Spätere Untersuchungen ergaben, dass der Fahrer mit mehr als 100 Kilometern pro Stunde unterwegs war – in manchen Medien wird von 196 km/h berichtet – und unter Alkohol- und Medikamenteneinfluss stand. Eine Verfolgungsjagd mit Paparazzi soll dem Unfall damals vorausgegangen sein.

Noch am Unfallort sollen die Fotografen Bilder gemacht haben, nicht nur vom Autowrack, die um die Welt gingen, sondern auch von den Sterbenden. Davon kamen wohl noch in der Unfallnacht Fotos auf den Markt. Ihr Preis lag unterschiedlichen Angaben zufolge zwischen rund einer halben und drei Millionen Mark. Der damalige Vorsitzende des Deutschen Journalistenverbands, Hermann Meyn, forderte, die Fotos nicht zu veröffentlichen. Und man hielt sich weitgehend an diesen Verzicht.

Unterdessen waren sieben der anwesenden Paparazzi festgenommen worden; erst Tage später kamen sie wieder frei. Einige Zeitungen sprachen anfangs sogar davon, dass sie die Rettungsarbeiten behindert hätten. Was wirklich geschah, dazu halten sich bis heute hartnäckig Gerüchte und auch Verschwörungstheorien.

Obwohl Ermittler von einem Verkehrsunfall ausgehen, der durch das Versagen des betrunkenen Fahrers verursacht worden war, fand damals – ausgelöst von der Schuldfrage – eine ethische Diskussion über den Journalismus, insbesondere den Boulevardjournalismus und seine Recherchemethoden statt. Zahlreiche kommunikationswissenschaftliche Inhaltsanalysen, wie die von Ingrid Stapf sowie Miriam Meckel, Klaus Kamps, Patrick Rössler und Werner Gephart, nahmen die Berichterstattung diverser Medien in den Blick.

Demnach wurde am Anfang vor allem der Unfall an sich thematisiert. Danach fokussierte die Berichterstattung auf dessen Ursache. Schließlich folgte eine ethische Diskussion, in der viele journalistische Medien auch Betroffenheit zeigten: So schrieb die *Hamburger Morgenpost* von den „Tätern mit dem Teleobjektiv", der Fernsehmoderator und Pfarrer Jürgen Fliege sprach von den „verdammten Schamverletzern und Totschlägern" und in der *Frankfurter Rundschau* hieß es unter der Überschrift „Hilfslosigkeit allerorten": „Es war ein ‚Medientod' (*ZDF-spezial*), und nichts entlarvte die TV-Journalisten mehr als die Berichterstattung über diesen ‚Tod im Tunnel'." Nach einer Analyse Patrick Rösslers wurden sukzessive alle drei Ebenen journalistischer Ethik thematisiert: das individuelle Verhalten der Paparazzi (Individualethik); die Boulevardmedien als Hauptabnehmer der Paparazzi-Fotos (Ethik der Organisation/des Mediensystems); die Rezipienten, die eine entsprechende Berichterstattung nachfragen (Publikumsethik). Diskutiert wurde auch die Verschärfung von Gesetzen und die Selbstbeschränkung der Presse; dabei ignorierte vor allem die Regenbogenpresse die ethische Dimension der Ereignisse. Weitere Themen der Berichterstattung waren beispielsweise Dianas Leben, ihre Affäre mit Dodi Al Fayed, aber auch ihr wohltätiges Engagement, das britische Königshaus und andere Adelshäuser und natürlich die Trauer in der Öffentlichkeit und die Trauerfeier an sich.

Nicht nur drei Millionen Menschen nahmen – so Angaben in verschiedenen Zeitungen – am 6. September am Trauerzug durch London teil. Daten der Gesellschaft für Konsumforschung, die Klaus Kamps veröffentlichte, machen deutlich, dass allein in Deutschland 16 Millionen Zuschauer am Tag der Trauerfeier ARD, ZDF, RTL oder Sat.1 einschalteten. Das entsprach zwischen 9 und 14 Uhr einem Marktanteil von 90 Prozent. Weltweit sollen es rund 2,5 Milliarden Menschen gewesen sein, die das Geschehen am Fernseher verfolgten – damals 43 Prozent der Weltbevölkerung. Damit war Lady Diana zeitlebens wohl nicht nur die meistfotografierte Frau, sondern nach ihrem Tod auch die am meisten betrauerte. „Die Unsterblichkeit ist ihr sicher!", prognostizierte die *Bild am Sonntag* bereits Ende Dezember 1997.

Dies gilt anscheinend zumindest für ihr mediales Vermächtnis.

Kristina Wied

Jan Ullrich oder der Blick zurück

Der einzige deutsche Tour-de-France-Sieger ist vielen vor allem als tragische Figur in Erinnerung: als Doper, als Täter oder Opfer, der sein Privatleben kaum je in den Griff bekam. Er war einer der größten Stilisten in kurzen Hosen und auf zwei schmalen Reifen.

Geschichte zerfällt in Bilder, nicht in Geschichten, wissen wir von Walter Benjamin. Aber gilt das auch für den Radsport und seine Geschichte? Er wird ja geradezu von den mythischen Anekdoten zusammengehalten, die die Reporter ausdauernd erzählen, während das Peloton gleichmäßig schnell durch nie endende Weizenfelder fährt und vordergründig nichts passiert, was den Begriff ‚Ereignis' verdient haben könnte. Von Anekdoten, die also wieder und wieder vor einem Publikum ausgebreitet werden, das sie längst auswendig kennt und doch immer wieder hören will, das Kommunikationsspiel gehört untrennbar zur ‚Tour'.

Alljährlich erzählt wird etwa die Geschichte von Èugene Christophe, wie er 1913 auf dem ersten Platz der Gesamtwertung lag, als ihm in den Pyrenäen die Radgabel brach und er 14 Kilometer ins Tal zu einer Schmiede gehen musste, weil es keine Ersatzräder gab und Hilfe verboten war. So verlor er zwei Stunden und gewann das Herz seiner Landsleute. Ebenso zuverlässig wird die Legende von Fédérico Bahamontes angebracht, dem ‚Adler von Toledo', der 1954 den Gipfel des Col de Romeyère alleine und weit vor allen anderen erreichte, aber Angst vor der Abfahrt hatte, daher auf die Verfolger wartete und derweilen ein Eis schleckte. Man könnte immer so weitererzählen,

Bild: Heidas, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

und auch die schrecklichen Ereignisse nicht aussparen, die ebenfalls jedes Jahr erneut reanimiert werden, wie den Zickzackkurs von Tom Simpson im Jahr 1967 den Mont Ventoux hinauf, vollgepumpt mit einer unheiligen Mischung von Alkohol und Amphetaminen, die sich als tödlich erweist.

Der 15. Juli 1997: Sein Tag

Im Fall von Jan Ullrich gab es freilich auch Legenden, die aufgerufen wurden, wenn die Kamera ihn ins Bild bekam, von seiner gründlichen Ausbildung im Radsportsystem der DDR, die seine Sitzposition erklärt, von den notorischen Gewichtsproblemen am Ausgang des Winters. Vor allem aber gibt es einen Moment, ein Bild, das alles in ein Vorher und ein Nachher teilt. Am 15. Juli 1997 startet die 10. Etappe der Tour de France, sie führt über 252,5 Kilometer von Luchon nach Andorra-Arcalis, und mittendrin im großen Fahrerfeld ist der gerade einmal 21-jährige Jan Ullrich. Sicher, er ist kein Unbekannter; 1993 hatte er die Straßenweltmeisterschaft der Amateure in Oslo gewonnen (während der Sieg bei den Profis übrigens an Lance Armstrong ging), war zudem bei seiner Tour-Premiere 1996 gleich Zweiter geworden und hatte sogar das abschließende Zeitfahren gewonnen. Aber auf Sieg war er bei seiner zweiten ‚großen Schleife' nicht abonniert, sollte vielmehr als ‚Leutnant' seinen ‚Kapitän' Bjarne Riis zur Wiederholung des Vorjahrestriumphes geleiten. Bis zu diesem 15. Juli also war alles im Lot, den Prolog hatte Ullrich als Zweiter abgeschlossen, und sich seither stark präsentiert, aber er war nicht aus der Rolle des Edelhelfers gefallen – nach neun Etappen zwar 27 Sekunden vor Riis auf Platz zwei, der wiederum auf Platz vier rangierte, aber das sind im Radsport bekanntermaßen ja keine Ewigkeiten.

Jeder, der damals vor einem Vierteljahrhundert am Bildschirm gesessen hat, wird noch erinnern, wie sich Ullrich, als sich die Spitzengruppe langsam dem Schlussanstieg nähert, mit seinem Kapitän bespricht, wie er sich dann zum Teamfahrzeug zurückfallen lässt, Instruktionen abholen, die Lage besprechen. Und jeder wird vor dem inneren Auge sehen, wie er spielerisch leicht wieder an die Gruppe heranfährt und an allen vorbei bis an die Spitze des Feldes. Dann attackiert er: nicht aus dem Windschatten heraus, wie es viel sinnvoller und einfacher ist, sondern von vorne weg. Ullrich erhöht in einer ansteigenden Linkskurve die Wattzahl, den Druck auf die Pedale, geht dabei nichtmal richtig aus dem Sattel – schaut noch einmal zurück und ist nicht mehr einzuholen, so sehr die Rivalen sich mühen, Virenque vor allem, im Wiegetritt hin- und herschwankend, während Ullrich in vielleicht nie wieder erreichter Radsporteleganz einfach sitzen bleibt.

Noch während Ullrich dem Ziel und damit zugleich dem Gelben Trikot entgegenrast, beginnen die Legendenerzählungen, nicht nur im deutschen Fernsehen, unisono stimmen die englischen und französischen Reporter ein (die anderen kann ich nicht verstehen, aber sie werden nichts anderes gesagt haben): Allesamt meinen sie Augenzeugen zu sein, wie eine neue Epoche des Radsports anhebt, die Herrschaft von Ullrich über das Peloton auf Jahre scheint unvermeidlich. Und notwendig kommt die Frage auf, ob er derjenige sein kann, der mehr als fünf Toursiege erringen kann, mehr als die Rekordsieger Jacques Anquetil, Eddy Merckx, Bernard Hinault und Miguel Indurain also.

Auf dem einen Blatt steht, dass die weitere Tour tatsächlich zur Triumphfahrt für den jungen Rostocker wird. Eine Schwächephase erlaubt er sich nur, auf dem Weg durch die Vogesen, lediglich ein Mittelgebirge, aber Ullrich hat eben ‚schlechte' Beine. Daher kann sich die zweite legendäre Szene dieser Tour ereignen (aus deutscher Sicht zumindest): Udo Bölts, ein harter Radarbeiter und treu an Ullrichs Seite, wie der neue ‚Chef' zuvor an derjenigen von Riis, ruft ihm ein längst sprichwörtliches „Quäl dich, du Sau!" zu. So geht dieser Moment vorbei, und auf dem Siegerpodest steht ein paar Tage später etwas schüchtern ein rotblonder junger Mann, der kaum älter zu sein scheint, als es ein 17-jähriger Leimener ein gutes Jahrzehnt früher war.

Auf dem anderen Blatt hingegen findet sich aufgezeichnet, dass die vorauseilende Heldenerzählung nicht von der Wirklichkeit eingeholt wird. Im folgenden Jahr führt er zwar wiederum früh, aber dann lernen wir alle das Wort „Hungerast" kennen und sehen, wie ein frierender, nasser Ullrich wie in Zeitlupe neun Minuten nach dem Sieger Marco Pantani das Ziel einer Bergetappe erreicht – und das ist selbst im Radsport eine Ewigkeit.

Am nächsten Tag feiert er eine triumphale Wiederauferstehung und gewinnt die Etappe. Aber er wird diese Tour nicht gewinnen und all die folgenden Ausgaben auch nicht, ja er wird nie wieder ins Gelbe Trikot gelangen. 2003 ist er noch einmal ganz nah dran, im typisch celeste-farbigen Trikot des legendären Radherstellers Bianchi. Am Tag des letzten Zeitfahrens ist er in Schlagdistanz zu seinem ewigen Rivalen Lance Armstrong, zwischen beiden liegt weniger als eine Minute, denn 1:36 hatte Ullrich seinen Widersacher beim ersten Contre-la-montre abgehängt. Aber auch das ist eine Geschichte für die Radsportewigkeit: Zum Highnoon auf zwei Rädern regnet es in Strömen, große Unterschiede sind kaum möglich, dazu hat der wieder einmal nachlässige Ullrich die Strecke nicht besichtigt – und stürzt, wie sollte es anders sein.

Aber Häme scheint mir nicht angebracht. Ullrich ist immer noch nicht nur der erste, sondern auch der einzige deutsche Toursieger (von anderen Triumphen zu schweigen). Und wer damals jahrelang Frühling für Frühling hoffte, dass das Gewicht stimmt – dasjenige Ullrichs, wohlgemerkt –, wird sagen können, dass er dabei gewesen ist, als es einmal stimmte.

Christoph Jürgensen

Der begeisterte Freizeitradsportler Dr. Christoph Jürgensen ist Professor für Neuere Deutsche Literatur und Literaturvermittlung an der Universität Bamberg.

In nomine Patris?

Vor 25 Jahren stirbt Mutter Teresa in Indien. Getrost könnte man sie als „Influencerin" ihrer Zeit bezeichnen: Noch heute folgen unzählige Ordensleute und Freiwillige ihrem Beispiel. Bei allem Ruhm sind ihre Person und ihr Lebenswerk jedoch umstritten.

Bild: Manfredo Ferrari, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Versammeln sich 100.000 Menschen frenetisch jubelnd an einem Ort, so sind in der Regel aus Film und Fernsehen bekannte Stars, hochrangige politische Funktionär*innen oder der Release eines neuen Apple Produkts die Ursache dafür. Dass sich jedoch so viele Menschen, darunter politische Funktionäre verschiedener religiöser Zugehörigkeit, für die Heiligsprechung einer indischen Ordensschwester auf dem Petersplatz in Rom versammeln, ja, diese feiern wie einen Star, scheint mindestens außergewöhnlich. Wer war die Frau, die so viele Menschen in ihren Bann zieht?

Ihre Biografie liest sich makellos: Anjezë Gonxhe Bojaxhiu wird am 27. August 1910 im heutigen Nordmazedonien geboren. Der Eintritt in den irischen Orden der Loreto-Schwestern stellt für sie die Erfüllung ihres Kindheitstraumes dar. Mit gerade einmal 20 Jahren legt sie ihr erstes zeitliches Gelübde und damit ihren bürgerlichen Namen ab. Fortan lebt und handelt sie unter dem Namen, mit dem sie in den folgenden Jahren der ganzen Welt bekannt werden sollte: Mutter Teresa.

Seit vielen Jahren lebt und arbeitet die junge Ordensschwester zu diesem Zeitpunkt bereits in Indien. Dennoch stellt der 10. September 1946 einen Wendepunkt dar: Auf einer Zugfahrt vom damaligen Kalkutta nach Darjeeling gibt sie an, die Stimme Jesu gehört zu haben. Er habe sie aufgefordert, „alles aufzugeben und ihm in die Slums zu folgen – um ihm in den Ärmsten der Armen zu dienen". Nach Überwindung bürokratischer Hürden und der Freistellung aus ihrem Orden gründet sie 1950 den neuen Orden der Gemeinschaft der Missionarinnen der Nächstenliebe. In den darauffolgenden Jahren eröffnet sie nach und nach zunächst Sterbehäuser, dann Kinderkrankenhäuser, eine Leprakolonie, Schulen, Entbindungsheime, AIDS-Häuser und weitere Hilfseinrichtungen – zunächst nur in Kalkutta, dann auch in anderen Ländern. Als „Engel der Armen" wird sie über die Grenzen Indiens bekannt.

Nicht zuletzt durch die zahlreichen Auszeichnungen und Preise – darunter der Friedenspreis des Papstes sowie der Friedensnobelpreis – wächst auch das mediale Interesse an ihrer Person beständig. Schnell eilt ihr der Ruf als „medienfreundlichste Nonne der Kirchengeschichte" voraus – wobei es zu ihrem Schaden nicht sein sollte: Als Tochter eines wohlhabenden Bauunternehmers weiß sie sich zu vermarkten. Sie positioniert ihre Themen geschickt, baut sich ein entsprechendes Netzwerk auf und feilt an ihrer Popularität. Hochrangige religiöse und politische Funktionär*innen fühlen sich schnell geehrt durch den Besuch der Ordensschwester. Sie wiederum – so sagt man – sei interessiert gewesen an deren Geldgeberlust: Geschickt akquiriert sie Spendengelder wohlhabender Gönner:innen. Doch kommen diese ihrem Bestimmungszweck zu? Bis heute wird angezweifelt, ob die hohen Summen denjenigen zugutekommen, die sie benötigen. Stattdessen wird angenommen, dass sie in die Kassen des Vatikans flossen. Dieser Vorwurf wiegt schwer. Woher rührt er?

Noch immer weisen viele der Einrichtungen Mutter Teresas nur sehr basale Standards auf. Personal verfügt nicht über entsprechende medizinische Schulungen, auch Hygienestandards werden nicht eingehalten. Viele Tote – auch das sagt man heute – hätten durch entsprechende Vorkehrungen verhindert werden können.

Gleichzeitig wird zehn Jahre nach ihrem Tod bekannt, dass Mutter Teresa über Jahrzehnte von einer nachhaltigen Glaubenskrise heimgesucht wurde. Ihr einziger Halt stellte dabei die Arbeit mit den Armen dar: In deren Leiden sieht sie die Nähe zu Jesus, etwas, was sie über Jahrzehnte nicht in sich selbst finden konnte. Gleichzeitig halte alleine Gott die Entscheidung über Leben und Tod in der Hand. Sollte der Mensch dieser Logik folgend dann überhaupt eingreifen, Leiden lindern, ja, Menschenleben retten? Mit einer Antwort auf diese Frage verhält es sich in gewisser Weise wie auf die Frage danach, wer Mutter Teresa eigentlich war: Eine selbstlose Heilige? Eine PR-Pionierin der katholischen Kirche? Es ist eine Frage des Glaubens.

Theresa Briselat

Dr. med. und die Medien

Das Etikett, das für ihn wohl am häufigsten im Umlauf war, hieß „umstritten“. Daneben fanden sich Zuschreibungen wie „streitbar“, „kampfbereit“ und „rebellisch“. Die Rede ist von Julius Hackethal.

Weiß das jüngere Publikum von heute, wer das war – der Arzt Julius Hackethal, geboren 1921, promoviert 1944, zehn Jahre später als Orthopäde und dann auch als Chirurg habilitiert? Eher nicht. Nach 1963 und bis zu seinem Tod am 17. Oktober 1997 lieferte er den Medien ein Thema nach dem anderen.

Medizin läuft dort bekanntlich immer. Das kam auch ihm zugute. Hackethal startete Kontroversen beispielsweise dadurch, dass er einem Medizinprofessor über 100 zum Teil schwere Kunstfehler (bis hin zu Mord) vorwarf. Den Prozess dazu verlor er, die Unilaufbahn war damit beendet, nicht aber sein Kämpfen. Er arbeitete danach an zwei Privatkliniken im Chiemgau und bei Rosenheim. Von dort aus warnte er laut vor dem chirurgischen Handwerk und begann mit dem Schreiben medizinkritischer Bücher, die sich bestens verkauften. *Auf Messers Schneide, Der Meineid des Hippokrates, Keine Angst vor Krebs* – das waren einige seiner acht Bücher, die den Absatz und viele Debatten innerhalb und außerhalb der Fachwelt ankurbelten.

Dabei plädierte Hackethal vehement (leise Töne lagen ihm nicht) für eine Medizin, die Alternativen anbietet, die sehr auf ethisches Handeln achtet, darunter das humane Sterben, die Wert legt auf eine gute Arzt-Patienten-Beziehung – Themen, über die heute viel offener gesprochen wird. Hinzu kommt, dass ihm die Herrschaft der Ordinarien und die strikte Hierarchie in Kliniken ein Graus waren. Hackethal sah sich selbst als „Ketzer“ und „Möchtegern-Reformator“ (so in seinem letzten Buch *Der Wahn, der mich beglückt* – was für ein Titel!).

Darin äußert er sich auch zur Rolle der Medien während seines ärztlichen Wirkens. „Sie machten mich zum Patentschutzengel der Nation, obwohl sie mich oft genug auch verteufelten“, schreibt er. Solch ein Kontrast war ganz nach seinem Geschmack, „zumal mich laut Meinungsumfragen mehr als 90 Prozent der Erwachsenen kennen“.

Er selbst formulierte als Konsequenz seines Buches *Auf Messers Schneide* diesen Befund: „Erstmals in der deutschen Medizingeschichte kam es unter Beteiligung aller Medien zu einer breiten Information der Öffentlichkeit über meine Kritik an der schulmedizinischen Chirurgie.“ Und es gab, meint er, „erstmals in Presse, Rundfunk und Fernsehen eine kritische Diskussion über die Vertrauenswürdigkeit der Operateure“. Ohne einen Namen zu nennen, stellt er für 1977 fest: „Unter dem Druck der Medien konnte sich der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie dem Zwang zu Reformen nicht entziehen.“

„Wenn Sie einen Urologen sehen, laufen Sie.“

Mit Blick auf eines seiner großen Themen, der Diagnose und Behandlung von Tumorkrankheiten samt der entsprechenden Vorsorgeuntersuchungen, die er ablehnte, konstatierte Hackethal durchaus selbstbewusst: „Hohen Anteil (an deren Rückgang, E. R.) hatte ohne Zweifel mein Buch *Keine Angst vor Krebs* und meine freche Äußerung zur Prostata-Vorsorgeuntersuchung in der damals sehr beliebten Fernsehsendung *3 nach 9* von Radio Bremen: ‚Wenn Sie einen Urologen sehen, laufen Sie so schnell Sie können.‘“

Es gehört zur Tragik so radikalen Denkens und Redens, was Hackethal vor 25 Jahren ereilte: Er starb an Metastasen in den Lungen, wohl die Folge eines Prostatakrebses, den er nicht behandeln ließ.

Vor ihm bekam der Arzt Josef Issels (1907-1998) viel mediale Aufmerksamkeit; er warb in den 50er bis 80er Jahren ebenfalls von Oberbayern aus, vom Tegernsee, für zweifelhafte Krebstherapien. Nach ihm und Hackethal dürfte nur noch ein Mediziner erwähnenswert sein, den die Massenmedien – inzwischen einschließlich Internet – so viele, nein, noch viel mehr Schlagzeilen brachten: Karl Lauterbach, der auch aufgrund massiver Medienresonanz und unzähliger Talkshows bis in die Spitze des Bundesgesundheitsministeriums vordrang.

Wie wäre es bei ihm, der seriöse Studien so sehr schätzt, mit einer Studie – sprich Masterarbeit, sprich Dissertation – über die Haupt- und Nebenrollen von Medizinern für die Medien?

Eckart Roloff

Bild: Lea Hruschka

Dr. Eckart Roloff ist Wissenschaftsjournalist.

Man trägt die Verantwortung für sein Tun

Mit Weinglas und schwarzer Hornbrille war Werner Höfer sonntags Mittag jahrzehntelang Bildschirm-Stammgast in sehr vielen deutschen Haushalten. Am 26. November 1997 ist der charismatische „Frühschopper“ gestorben.

Eine Einladung zum *Internationalen Frühschoppen* im Ersten Deutschen Fernsehen empfanden viele Teilnehmer als journalistischen Ritterschlag. Der Gastgeber Werner Höfer führte mit einem Glas Wein und – zunächst noch – viel Zigarettenrauch durch den Diskurs der politischen Woche aus dem Blickwinkel in- und ausländischer Beobachter. Viele Familien in Ost- und Westdeutschland zelebrierten bei sonntäglichem Mittagessen die Sendung am Bildschirm. Die damaligen Einschaltquoten lassen jeden Quotenrenner von heute erblassen.

Ursprünglich war der *Internationale Frühschoppen* ab 1953 eine Hörfunksendung vom NWDR (Nordwestdeutscher Rundfunk), dem ein Jahr später vom WDR eine Fernsehübertragung mit angeschlossen wurde. Und so ist es jahrzehntelang geblieben. Deshalb begrüßte Werner Höfer gerne zunächst die Zuhörer am Radio und erst dann die Zuschauer am Fernsehen. Wer aber war dieser Moderator mit der schwarz umrandeten Brille, dem jovialen, manchmal väterlichen Auftreten, der seinen Gästen und dem Publikum wohlwollend zuprostete und mit scheinbar einfachsten Fragen inhaltsreiche, zuweilen auch stürmische Diskussionen auslöste?

Stets bemühte er sich, Journalisten aus West und Ost, also auch aus den damals kommunistischen Staaten, einzuladen. Er symbolisierte den erfolgreichen Neuanfang des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der Nachkriegszeit und galt vielen Politikern als Themensetzer der Woche. Zu seiner eintausendsten Sendung gratulierte ihm sogar der damalige Bundeskanzler Willy Brandt live im Studio. Im WDR übernahm Höfer später auch das Amt des Fernsehdirektors. Fast 35 Jahre lang blieb Höfer der einzige Moderator dieser Sendung, bei der er sich nie hatte vertreten lassen.

Aufmunterung vor dem Schlagabtausch

Als Gastgeber gelang es Höfer, zunächst einmal den überwiegenden Nicht-TV-Journalisten in seiner Runde die Angst vor der Kamera zu nehmen. Gerne ging er vorher „in die Maske“, wo die Gäste fernsehgerecht geschminkt wurden. Nicht selten legte er dabei einem den Arm auf die Schulter, fragte etwas Persönliches und löste so die Spannung vor dem Auftritt. Kurz bevor das Rotlicht erschien als Zeichen für den Sendebeginn, schweifte sein Blick in die Runde. Er nickte jedem Einzelnen zu, oft begleitet von einer kurzen aufmunternden Bemerkung. Gleichwohl blieb er die fragestellende Autorität, die oft den Gästen den Eindruck vermittelte, sie seien die Juniorpartner in diesem Schlagabtausch der Argumente.

Ein Widerspruch begleitete den Moderator sein Leben lang, der später zum Ende des Internationalen Frühschoppens führen sollte. Höfer war 1933 in die NSDAP eingetreten, verbrachte die Kriegszeit als Pressereferent in Organisationen der Nazis und war auch Autor bei damaligen Propagandamedien. Zunächst hatte schon 1962 die DDR auf diese Rolle von Höfer im „Dritten Reich“ aufmerksam gemacht. Doch das blieb damals in der Bundesrepublik weitgehend folgenlos. 1987 griff der *Spiegel* einen Artikel von Höfer aus dem Jahr 1943 auf. Darin rechtfertigte Höfer das Todesurteil des Volksgerichtshofes gegen den Pianisten Karlrobert Kreiten, der wegen Wehrkraftzersetzung hingerichtet worden war. Der Pianist hatte öffentlich an einem „Endsieg“ des „Dritten Reiches“ im Krieg gezweifelt.

Ende aufgrund schändlichen Anfangs

Höfer wehrte sich mit dem Hinweis, ihm seien Passagen von anderen in dem Text geändert worden. Er selbst sei zwar kein Widerstandskämpfer, aber auch kein Schreibtischtäter gewesen. Doch immer mehr Historiker beschäftigten sich mit den Texten von Höfer aus der Nazizeit und schließlich erschien ein Buch, in dem die damaligen ideologischen Verstrickungen von Werner Höfer belegt wurden.

Der WDR beendete daraufhin nach 1.874 Sendungen seinen *Internationalen Frühschoppen* mit Werner Höfer. Da der Moderator die Urheberrechte an der Sendung besaß, wurde stattdessen der *Presseclub* als Nachfolgeformat eingeführt.

Abtastend, zuletzt mit den Händen

Am Ende seines Lebens war Werner Höfer fast vollständig erblindet. Doch sein Gehör funktionierte noch sehr gut. Bei unserer letzten Begegnung auf einem Empfang des WDR saß er etwas verloren auf einem Stuhl in einer Ecke. Da hörte er meine Stimme und rief mich zu sich. Sein Gedächtnis war hervorragend und im Radio hatte er meine Laufbahn verfolgt. Doch was ihn mehr interessierte war, wie ich wohl jetzt aussähe, nachdem ich als junger Journalist mit schwarzem Haar und Bart in seinen Sendungen war.

Was macht man, wenn man blind ist? Ich hockte mich vor ihn, nahm seine beiden Hände und führte sie über mein Gesicht. Der Bart sei noch da, meinte er, aber wahrscheinlich grau. Dann gab er mir fast unvermittelt als letzten Rat mit auf den Weg: „Denken Sie daran, man kann zwar bereuen, was man falsch gemacht hat im Leben. Aber man trägt immer die Verantwortung dafür.“

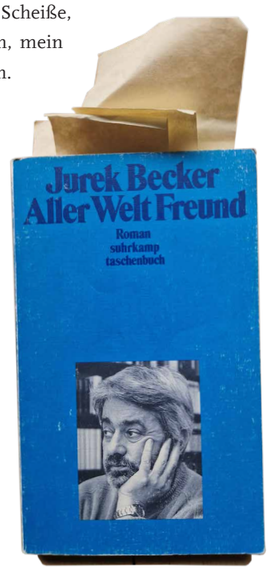
Johannes Grotzky

Dr. Johannes Grotzky war Hörfunkdirektor des Bayerischen Rundfunks und ist Honorarprofessor an der Universität Bamberg.

Autor der Menschlichkeit

Journalismus und Medien spielen in vielen Werken Jurek Beckers eine Rolle. Nachrichten können ebenso ein Problem sein wie das Fehlen aktueller Informationen. Kaum einer schilderte dies so eindringlich wie der vor 25 Jahren Verstorbene.

„Die Nachrichten sind nicht besser als an anderen Tagen, [...] die vielen kleinen Kriege streben aufeinander zu: sie kommen näher, sie haben mich zu ihrem Mittelpunkt erkoren und fressen sich von allen Seiten auf mich zu. Ich werde krank vom Zeitungslesen und höre nicht auf damit, ich habe haargenau den richtigen Beruf. Ich habe die Katzenphobie und arbeite in der Zoohandlung, Abteilung Katzen.“ Der, der dieses Lamento vorbringt, ist: Nachrichtenredakteur. Der Roman *Aller Welt Freund* (1982) setzt ein, als Kilian, der Ich-Erzähler, einen Selbstmordversuch begeht, verzweifelt auch an dem, was ihm da tagaus, tagein in den Medien begegnet: „Ich kann Nachrichten nicht mehr ertragen. Nachrichten sind wie Scheiße, ich habe den ganzen Tag mit Scheiße zu tun, mein Kopf ist voll davon, ich träume nachts davon. Die ganze Zeitung ist Dreck, Chef, es tut mir leid, ich weiß, Sie hängen dran“.



Jurek Becker ist keineswegs ein früher „Lügenpresse-Apologet“. Vielmehr ein höchst empfindsamer Autor, der mit großer Empathie die inneren Nöte seiner Protagonisten schildert. In seinen nur sechs Romanen, Meisterwerke allesamt, in Erzählungen, auch in vielen Drehbüchern, von denen sicher diejenigen für die ARD-Fernsehserie *Liebling Kreuzberg* (1986-1988) am bekanntesten sind, in denen er in vier Staffeln mit Humor und großer Menschlichkeit seinem besten Freund Manfred Krug eine Paraderolle als Anwalt Liebling gleichsam auf den Leib schrieb.

Vor allem in seinen Romanen verarbeitet Becker eigene Bedrängnisse. Geboren um 1937 oder 1938, das genaue Datum ist unbekannt, im polnischen Łódź kam er nach dem Überfall der Nazis mit seinen jüdischen Eltern ins Ghetto, dann ins KZ. Von der Roten Armee befreit, von seinem Vater wiedergefunden (die Mutter war an Unterernährung gestorben), kam er nach Ost-Berlin. Nach Abitur und Militärdienst wurde er Drehbuchautor bei der DEFA, dann Schriftsteller. Gleich für seinen ersten Roman, *Jakob der Lügner* (1969), wurde er gerühmt, bald berühmt. In der DDR war er aber schließlich nur mehr bestenfalls gelitten, hatte er doch unter anderem 1979 gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns protestiert.

So übersiedelte er nach West-Berlin (ausgestattet aber mit einem DDR-Visum, dass ihm weitere Besuche im Osten ermöglichte). In *Schlaflose Tage* (1978) reflektierte er den DDR-Alltag, in *Irreführung der Behörden* (1973) den Konflikt eines Schriftstellers zwischen Kunstfreiheit und Zensur, in *Bronsteins Kinder* (1986) die späte Vergeltung von KZ-Insassen an einem Aufseher.

Journalisten begegnen uns wieder in *Amanda herzlos* (1992): Drei Männer erzählen höchst subjektiv und so ungerecht wie selbstgerecht von ihrem Leben eben mit der faszinierenden, sphinxhaft schönen wie rätselhaften Amanda im letzten Jahrzehnt der DDR. Der erste, Sportreporter einer DDR-Zeitung, will nicht verstehen, warum Amanda nicht bereit ist, sich den Verhältnissen anzupassen: „Ich frage Sie: Wenn der Preis für eine gute und ruhige Existenz darin besteht, daß man gewisse Gedanken für sich behält und gewisse Handlungen unterläßt, und wenn man diesen Preis zahlt – *das* soll unterwürfig sein?“. Der dritte ist Ostberlin-Korrespondent des WDR. Wird Amanda mit ihm den ungeliebten „Stasi-Staat“, der im Buch ebenso demaskiert wird wie die Männer, verlassen? Es bleibt offen.

Dann ist da noch Jakob, der „Lügner“, jüdischer Ghettoinsasse irgendwo im besetzten Polen. Zufällig hört er vor einem Verhör aus einer Amtsstube, dass die Russen vorrücken und nur noch wenige hundert Kilometer entfernt seien. Ein Hoffnungsschimmer! Er erzählt es seinen Leidensgenossen. Woher er das wisse? Jakob gibt vor, dass er ein Radio besäße, heimlich natürlich und streng verboten. Bedrängt von den anderen im Ghetto, erfindet er – geplagt von Angst und Gewissensbissen – weitere optimistische Meldungen, liefert so Lichtblicke ins Dunkel des todesbedrohlichen, verzweifelten Elends ...

Nachrichten, wenn auch fiktiv wie Jakobs Erzählungen, sie sind nicht nur „Dreck“. Sie können den Lebenswillen stärken. Jurek Becker selbst ist am 13. März 1997 an Darmkrebs gestorben. Ein großer Poet war er auch im Kleinen. Etwa in Postkarten, die er seinem 1990 geborenen Sohn Jonathan, genannt Johnny schrieb. „Du alter Wackelpudding“, lautete seine letzte vom 15. Januar 1997, „hast Du eigentlich gewußt, dass es die Eisenbahn schon viel länger gibt als das Auto? Und das Auto länger als das Flugzeug? Und das Flugzeug länger als die Weltraumrakete? Länger als alle Autos gibt es aber die Schuhe. Mit denen kommt man einfach überall hin, Hauptsache man hat genug Zeit. Dein Papi“.

Markus Behmer

Bild: Markus Behmer

Der Systemkritiker

Ohne Rücksicht auf Prestige oder Vorteil sagte Rudolf Bahro offen seine Meinung und kämpfte als „hartnäckiger Weltverbesserer“, so schreibt die *Berliner Morgenpost*. Vor 25 Jahren stirbt der Publizist und DDR-Dissident.

„Der schwärzeste Tag meines Lebens.“ So erinnert der radikale Systemkritiker Rudolf Bahro den 21. August 1968. An diesem Tag marschieren Divisionen der „Bruderstaaten“ des Warschauer Paktes in die damalige Tschechoslowakei ein. Die Hoffnungen vieler auf Reformen in der kommunistischen Welt werden brutal zerstört, der „Prager Frühling“ ist beendet. Der SED-Funktionär Bahro befindet sich zum Zeitpunkt dieser Nachricht beim VEB Rotpunkt Zeulenroda – zur Untersuchung der „Leitungstätigkeit“. Bei der anschließenden Werkleitungssitzung lehnt er die Maßnahmen der DDR und der anderen sozialistischen Staaten ab. Bahro spricht von „verschiedenen Wegen zum Sozialismus“, die anwesenden Leiter sind entsetzt. Zeitlebens wird der 1935 in Niederschlesien geborene Bahro mit seiner Meinung nicht hinterm Berg halten. Sein Rechtsbeistand, der Anwalt und spätere Bundespolitiker Gregor Gysi, wird über ihn sagen, er sei „in etwa so das Gebildetste und Unkäuflichste, was ich je erlebt habe. Beides führt zu viel Ärger.“

Unbequem schon als Student

So stellt Bahro, SED-Mitglied ab 1954, zur Zeit seines Philosophiestudiums an der Berliner Humboldt-Universität erste unerwünschte Fragen. Die Vorgänge beim Ungarn-Aufstand von 1956 empören ihn. Doch noch bleibt Bahro von der Staatsmacht unbehelligt, startet im Gegenteil eine steile Parteikarriere: Als „Dorfzeitungsredakteur“ preist er 1960 im brandenburgischen Oderbruch die Vollkollektivierung der Landwirtschaft an. An der Universität Greifswald erstellt er als Redakteur die Uni-Zeitung, die die Parteileitung herausgibt. Dann ruft ihn Ost-Berlin.

Die Abteilung Wissenschaften beim ZK der SED holt Bahro in den Zentralvorstand der Gewerkschaft Wissenschaft. Bald verfügt Bahro, ab 1965 als stellvertretender Chefredakteur des *Forum*, der stark verbreiteten Wochenzeitschrift der „Kaderschmiede“ FDJ, über glänzende Kontakte. Doch der Wind hatte sich gedreht. Eine „gewisse Kritik“ durch die junge Generation am „bürokratischen Apparat“ wird nach dem Sturz Chruschtschows 1964 wieder stärker unterdrückt. Schlecht für jemanden vom Kaliber Bahros. Er habe Dinge zur Diskussion gestellt, „die nicht diskutiert werden sollten“, äußert er rückblickend. Seine Arbeitsdevise sei „die Widersprüche auf den Tisch statt in die Schublade“. Das geht nicht lange gut ...

Stasi blockiert Promotion

Den Posten beim *Forum* verliert er, doch Bahro landet erneut weich: Abteilungsleiter in einem Berliner Gummikombinat. Anfang der Siebziger ackert er an seiner Dissertation. Die Gutachter sind voll des Lobes. Doch die Stasi mischt im Hintergrund mit und weist an: Negative Einschätzung durch Gegengutachten! Promotionsverfahren kann nicht fortgesetzt werden!

„Das trifft den Parteiapparat ins Herz“

Heimlich tüftelt der Marxist Rudolf Bahro jedoch seit Prag ‘68 an einem weit brisanteren Werk: eine umfassende Kritik am bürokratischen Zentralismus im „real existierenden Sozialismus“ der DDR und seine Unvereinbarkeit mit den theoretischen Grundlagen.

Das Manuskript wird im Sommer 1977 von Ost-Berlin nach Köln geschmuggelt, es erscheint bei der Europäischen Verlagsanstalt. Die Publizistin Carola Stern steuert den passenden Buchtitel bei: *Die Alternative*. Am 22. August 1977 erscheint ein Vorabdruck im *Spiegel* (Überschrift: „Das trifft den Parteiapparat ins Herz“). Nach dem Abdruck liegen binnen zwei Wochen 400 Presseveröffentlichungen aus dem In- und Ausland vor. Fernsehinterviews in der ARD und im *Kennzeichen D* des ZDF werden ausgestrahlt. „Die Kritik Bahros ist für die SED um so gefährlicher, als sie nicht von außen, sondern aus den eigenen Reihen vorgetragen wird“, analysiert die *Neue Zürcher Zeitung*.

Ungebrochen auch nach der Haft

So ist es und so wandert er schon tags darauf ins Gefängnis. Doch auch viele Monate im Zuchthaus Bautzen II können ihn nicht brechen. Im November 1978 diskutieren mehr als 2.000 Teilnehmer an der Westberliner TU auf einem Bahro-Kongreß dessen Thesen.

Wolf Biermann, Rudi Dutschke und der Bundesvorsitzende der Jusos Gerhard Schröder sind Mitinitiatoren. Eine Amnestie zum 30. Gründungsjahr der DDR eröffnet Rudolf Bahro Ende 1979 die Haftentlassung und die Übersiedlung in die Bundesrepublik. Seine akademischen Meriten erwirbt er sich in den folgenden Jahren.

Neben Herbert Gruhl und Petra Kelly wird Bahro 1980 Mitbegründer der Partei Die Grünen. Er will auch im Kapitalismus die Systemänderung; bei den Realos vom Schlage Joschka Fischers erkennt er dagegen „alternativen Machtwahn“. Folge: Bahros Parteiaustritt erfolgt 1985. Er bleibt ein leidenschaftlicher Kritiker gesellschaftlicher Verhältnisse und der Ökologiebewegung eng verbunden. Rudolf Bahro stirbt am 5. Dezember 1997 an Blutkrebs.

Ulrich Meer

Ulrich Meer befasst sich als freier Autor mit Geschichtsthemen.

Ein Junge überlebt

Mit dieser Überschrift leitet J. K. Rowling 1997 das erste Kapitel des ersten Teils einer Buchreihe ein, deren Magie ungebrochen ist. Ein Vierteljahrhundert *Harry Potter* geht auch an der Muggelwelt nicht spurlos vorbei.

Über die Rekorde, die die wohl bekannteste Heptalogie der Welt im Laufe der darauffolgenden zehn Jahre aufstellen wird, wurde eigentlich schon alles gesagt: über Bestsellerlisten-Rekorde beim *Spiegel* und der *New York Times*, Aktenordner füllende Vorbestellungslisten und Schlangen vor Buchläden, die es sonst später nur beim iPhone-Release geben wird. Die dazugehörige achtteilige Filmreihe gilt als eine der kommerziell erfolgreichsten der Filmgeschichte und katapultiert eine Generation von Kinderdarstellern auf die internationale Bühne.

Im Zuge des Erfolgs der Potter-Filme erwacht in den 2000er Jahren außerdem ein verloren geglaubter Fantasy-Hype erneut zum Leben: Bereits erschienene Werke wie die *Herr der Ringe*-Trilogie und *Die Chroniken von Narnia* werden verfilmt, gleichzeitig ebnet Harry auch den Weg für neue Sagen wie *Eragon* und *Percy Jackson*. Plagiate über Harrys Abenteuer in Calcutta oder die Geschichte der jungen russischen Hexe Tanja Grotter rufen neben Rowlings Anwälten schnell auch Warner Bros. auf den Plan, die sich schon in den späten 1990er Jahren die Rechte am *Harry Potter*-Universum sicherten. Was genau an dieser Geschichte ist es, das Leserinnen und Leser generationsübergreifend begeistert?

Als Rowling 1997 nach zwei Jahren und zwölf Absagen endlich einen Verleger für ihr Werk findet, veröffentlicht sie bei Bloomsbury eine Geschichte, die bis dahin beinahe zu Stereotypen verkommene Zauberer-Tropen mit modernen Elementen verbindet: Hexen und Zauberer reiten nicht nur zu Transportzwecken auf Besen, sondern auch aus sportlichem Ehrgeiz beim Magier-Massensport Quidditch, der im Potter-Universum dem Fußball der nichtmagischen Muggel um nichts nachsteht – und der es trotz der leidigen Schwerkraft in die örtlichen (Hochschul-)Sportvereine der realen Welt geschafft hat. Der Zaubererumhang ist Teil einer englischen Schuluniform à la Eaton; die böse Stiefmutter ist keine alte Hexe, sondern die nichtmagische und deshalb zeitlebens verbitterte Petunia Dursley. Gleichzeitig sind neben grundlegend menschlichen Leitmotiven wie Freundschaft, Trauer, Mut oder Tod immer auch politische Themen Teil der Geschichte: Junge Leserinnen und Leser lernen gemeinsam mit Harry, dass Medien manipuliert werden können, dass politische Systeme manchmal Unrecht fördern, statt es zu verhindern, und dass sich vorschnelles Urteilen selten lohnt. Rowling zeichnet Charaktere wie Severus Snape oder Cornelius Fudge bewusst in Grautönen und traut dem Genre Kinderbuch damit mehr zu als den Klassiker „Gut gegen Böse“.

Diese Kombination kommt nicht überall gut an. Schon zu Beginn des weltweiten Potter-Hypes kurz nach der Veröffentlichung melden sich – vorwiegend aus den USA – erzkonservative Christinnen und Christen mit Vorwürfen der Okkultismus-Verharmlosung zu Wort, was zumindest in einigen Schulen zur temporären Streichung der Bücher von den Leselisten führt. Aber auch in Europa wird Kritik von ganz oben angebracht: Kardinal und späterer Papst Joseph Ratzinger sieht die Faszination Zauberei als „subtile Verführung“, die das Christentum in jungen Seelen zersetze. Optimistischere Töne schlägt die Sozialpsychologie an: Italienische Forscherinnen und Forscher fanden in einer Experimentalstudie heraus, dass Kinder und Jugendliche mit einer höheren Wahrscheinlichkeit positiv gegenüber stigmatisierten Minderheiten eingestellt sind, wenn sie *Harry Potter* gelesen haben.

25 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung ist Rowlings Werk Teil eines global geteilten Kulturerbes, das dank Spin-offs wie *Phantastische Tierwesen* und *Harry Potter und das verwunschene Kind* immer weiterwächst. Auch wenn ihr Name mitunter in einem Atemzug mit Literaturgrößen wie Roald Dahl oder C. S. Lewis genannt wird, werden heute auch vermehrt kritische Stimmen zu J. K. Rowling laut. Insbesondere ihre Äußerungen zu Transsexualität ernteten öffentliche Kritik von Feministinnen, Medien und Fans; 21 Jahre nach der Verfilmung von *Harry Potter und der Stein der Weisen* (2001) entflammt eine Diskussion über antisemitische Tropen bei der Darstellung der Kobolde in der Zaubererbank Gringotts. Die Figur Harry selbst würde 2022 ihren 42. Geburtstag feiern. Bücher und Filme, aber auch unzählige Fanfictions, Computerspiele, Parodien und Cosplays verewigen ihn als den Jungen aus dem Schrank unter der Treppe mit Narbe auf der Stirn, dessen Zauber in den Köpfen seiner Fans bis heute anhält.

Julia Gürster

Bilder: Jules Marvin Eguilos, Unsplash (links); Viktoria Sommerman (rechts)

Geschichten vom Bösen im Guten

Die Jugend des großen Jugendbuchautors James Krüss war früh zu Ende.

Sein Leben und seine Werke sind vor allem von zwei Dingen geprägt, Helgoland und dem Zweiten Weltkrieg. Am 31. Mai 1926 wurde Krüss auf der Nordseeinsel Helgoland geboren und er wuchs dort bis 1941 auf. Dann nämlich wurden alle Kinder zum Schutz vor Bombenangriffen der Alliierten von der Insel evakuiert. Im Spätsommer 1944 meldete er sich freiwillig zur Luftwaffe. Nach Kriegsende schlug sich Krüss zu Fuß und per Fahrrad von Aussig im Sudetenland nach Cuxhaven durch, wo seine Eltern untergekommen waren. Auf dieser Reise wandte sich Krüss von seinen nationalsozialistischen Überzeugungen ab, wie später in seinem autobiographischen Roman *Der Harmlos* zu lesen ist. In Lüneburg machte er 1948 ein Examen als Volksschullehrer, doch übte er den Beruf nie aus. Stattdessen zog er 1949 nach München und lernte dort andere Literaten wie Erich Kästner, Michael Ende, Max Kruse und Otfried Preußler kennen.

Zunächst schrieb Krüss Beiträge für Zeitschriften und den Rundfunk. Seinen ersten großen Erfolg als Geschichtenerzähler hatte er mit dem 1956 erschienen Erzählband *Der Leuchtturm auf den Hummerklippen*. Vier Jahre später wurde Krüss mit seinem Buch *Mein Urgroßvater und ich* berühmt. Er erhielt dafür den Deutschen Jugendbuchpreis. Sein bis heute bekanntestes Buch erschien 1962. *Timm Thaler oder Das verkaufte Lachen* wurde sogar als Animationsserie (2002) und als Spielfilm (2017) verfilmt. Seine Geschichten spielten häufig auf oder in der Nähe von Helgoland. 1968 wurde sein Gesamtwerk mit dem Hans-Christian-Andersen-Preis ausgezeichnet – dem „kleinen Nobelpreis“ der Kinder- und Jugendbuchauszeichnungen.

Krüss sagte einmal: „Mein größtes Anliegen ist es, den Kindern nicht nur von Gutem und Bösem zu erzählen, sondern auch, wann das Gute anfängt, böse zu werden.“ Und genau das geschieht durch seine Werke auch heute noch, 25 Jahre nach seinem Tod. Krüss starb am 2. August 1997 in seinem Haus auf Gran Canaria, wo er gemeinsam mit seinem Lebensgefährten Dario lebte. Am 27. September wurde er vor Helgoland auf See bestattet. Sein Nachlass ist zum einen in München ausgestellt, im James-Krüss-Turm als Teil der internationalen Jugendbibliothek des Schlosses Blutenburg. Zum andern gibt es auf Helgoland in zwei nachgebauten Hummerbuden ein kleines James-Krüss-Museum.

Sophie Reitmeier

Ausschweifungen, Aliens und Antihelden

Tragische Liebschaften, skrupellose Forscher und plagiierte Samurai: Das Jahr 1997 sorgt mit großen Gefühlen und galaktischer Unterhaltung für ein nahezu ungezügeltes Filmvergnügen.

„Elvis ist nicht tot, er ist nur nach Hause gegangen." *Men in Black* ist der erfolgreichste Film des Jahres 1997. Allein in Deutschland schauen sich 7,3 Millionen Zuschauer die intergalaktische Monsterjagd auf der großen Leinwand an. Der Sci-Fi-Blockbuster über die mysteriösen Männer in Schwarz, die ständig die Welt vor außerirdischen Bedrohungen retten, ist Popcorn-Kino der 1990er in seiner reinsten Form. Mit Tommy Lee Jones und Will Smith in den Hauptrollen findet sich ein perfektes Schüler-Mentor-Duo, das mit Charme und flotten Sprüchen durch den Film trägt. Die beiden Geheim-Agenten jagen eine außerirdische Schabe, die mit viel Zorn und Zuckerwasser für Chaos in Manhattan sorgt – Science-Fiction-Abenteuer pur. Oder etwa nicht? Schenkt man den Anhängern der „Ufologie" Glauben, sind die *Men in Black* ganz reale Regierungs-Agenten, die Zeugen von Ufo-Sichtungen zum Schweigen bringen. Regisseur Barry Sonnenfeld hat sich der Verschwörungstheorie angenommen und daraus ein abgespactes Kinovergnügen geschaffen. Und weil Agent K (Jones) und Agent J (Smith) mit Lichtgeschwindigkeit zu Publikumslieblingen avancieren, durften sie in zwei Fortsetzungen gleich noch einmal den schwarzen Anzug anlegen. Dem war nicht genug: 2019 schließt an die Trilogie *Men in Black: International* an. Die Erfolgsserie der Männer (und mittlerweile auch Frauen) in Schwarz reißt nicht ab – wenigstens eine Verschwörungstheorie, die es in den Mainstream geschafft hat.

„Jede Nacht habe ich mir mein Herz herausgerissen. Aber jeden Morgen war es wieder voll." Die epische Liebesgeschichte *Der englische Patient* ist der große Gewinner der Oscars 1997. Das opulente Melodram räumt den begehrten Preis neunmal ab, unter anderem in den Kategorien „Bester Film", „Beste Regie" (Anthony Minghella) und „Beste Hauptdarstellerin" für Juliette Binoche. Ende des Zweiten Weltkriegs pflegt die Krankenschwester Hana (Binoche) einen schwer verbrannten Kriegsverletzten. Der englische Patient hat keinerlei Erinnerung an seine Vergangenheit. Erst mithilfe seiner Aufzeichnungen, die ihm von Hana vorgelesen werden, setzt sich nach und nach das Puzzle zusammen: Der Patient ist kein Engländer, sondern der ungarische Graf László Almásy (Ralph Fiennes), der während des Krieges für die Royal Geographical Society in Ägypten tätig ist. Dort lernt er die Liebe seines Lebens kennen: Katherine (Kristin Scott Thomas), die mit dem Briten Geoffrey Clifton (Colin Firth) verheiratet ist. Stück für Stück legt der Film dabei die wahren Begebenheiten der tragischen Liebesgeschichte um den Grafen und Katherine frei. Obwohl ein Großteil der Handlung in der Wüste spielt, bleibt, so viel kann versprochen werden, kein Auge trocken.

Seit mittlerweile 25 Jahren retten die *Men in Black* unsere Welt vor galaktischen Bösewichten. Im Freizeitpark der Universal Studios in Orlando sind ihnen verschiedene Attraktionen und Fahrgeschäfte gewidmet. Bild: Universal Studios Florida, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Marlon Brando als Don Vito Corleone in *Der Pate* (1972, siehe auch unten, S. 54). Die legendäre Szene mit einem Pferdekopf im Bett soll von einem Mafia-Erlebnis Fred Zimmemanns (siehe S. 31) inspiriert worden sein. Bild: Screenshot.

Mafiosi, Meeresforscher und Münchner Originale

Kolumbus in der Tiefe: Der Meeresforscher Jacques-Yves Cousteau stirbt am 25. Juni 1997 in Paris. Über 100 Unterwasser-Dokumentationen filmt der ehemalige Marinekapitän mit der roten Wollmütze und ermöglicht erstmals einen umfangreichen Einblick in die bis dato unbekannte Meereswelt. Der Franzose ist ein Pionier der Meeresforschung: 1942 bastelt er seine erste eigene Unterwasserkamera, ein paar Jahre später entwirft er den Atemregler „Aqualung" – bei den Selbst-Tests fällt Cousteau zu Beginn noch regelmäßig unter Wasser in Ohnmacht. Er ist als erster mit seinem Filmteam auf Unterwasserscootern in der Tiefe unterwegs, von den futuristischen Fahrzeugen lässt sich später der Bond-Streifen *Feuerball* inspirieren. So beliebt Cousteaus Filme auch sind, Kritiker*innen behaupten, dass sich der Dokumentarfilmer weniger vom Forschergeist und mehr von der Sensationsgier antreiben lässt. Immerhin werden einige seiner teuren Expeditionen von Ölfirmen bezahlt, für die er den Meeresgrund nach Ölfeldern absucht. Und auch die Jagd nach den besten Bildern führt oft zum Leid der Tiere – etwa als sich ein panischer Jungwal auf der Flucht vor dem Filmteam in der Schiffsschraube verfängt. Ein skrupelloser Entdecker also? Jacques Cousteau bleibt wohl vor allem eines: umstritten.

„Eine Schande für die ganze Nation" oder „ein genialer, einmaliger Film"? Ganz so sicher ist man sich da nicht beim berüchtigten Streifen *Das große Fressen* aus dem Jahr 1973. Zu verdanken haben wir das zweifelhafte kinematische Vergnügen Marco Ferreri: Regisseur und Provokateur, der am 9. Mai 1997 in Paris stirbt. Ganz im Gegensatz zu dem, was der Name seines wohl bekanntesten Werkes vermuten lässt, ist die Groteske des Mailänders alles andere als appetitlich: Vier lebensüberdrüssige Freunde um die 50 treffen sich an einem Wochenende und geben sich dem übermäßigen Essen und sexuellen Ausschweifungen hin. Obszön und schockierend wirkt das Spektakel auf das damalige Publikum, das explizite Sexszenen und laut hörbare Flatulenz-Geräusche auf der großen Leinwand so noch nicht erlebt hat. Und auch den Kritiker*innen in Cannes bleibt der Applaus zunächst im Halse stecken. Dennoch wird *Das große Fressen* zum Welterfolg. Das Ekelhafte, das Grässliche, das Überzogene – oft sind Ferreris Filme pessimistisch, lassen die gesellschaftlichen Normen links liegen. Dennoch fesseln die Inszenierungen, der Bildaufbau und der eigene (wenn auch teils schwer verdauliche) Stil des Italieners. Marco Ferreris Werk bleibt bis heute schockierend sehenswert. Na dann: bon appétit.

„Ein bissl was geht immer" – bis es bei ihm wirklich voranging, hat es aber gedauert: Helmut Fischer ist ein spätberufener Stenz. Fast 20 Jahre bleibt der Münchner unbekannt, tingelt von Nebenrolle zu Nebenrolle. Er muss „jeden Schrott aus Geldnot" annehmen. Einmal tritt er sogar als Hinterteil eines Zebras auf dem Oktoberfest auf. 1972 klappt's dann endlich:

Fischer spielt im ersten *Tatort* des Bayerischen Rundfunks neben Gustl Bayrhammer den Kriminalobermeister Ludwig Lenz. Zwei Jahre später lernt er den Film- und Fernsehregisseur Helmut Dietl kennen. Dietl verhilft ihm 1979 zum Durchbruch mit einer Nebenrolle in der Fernsehserie *Der ganz normale Wahnsinn*. Mit der Hauptrolle als *Monaco Franze – Der ewige Stenz* 1983 wird Fischer dann endgültig zur Münchner

Kulturinstanz. Die Rolle des verhinderten Playboys verkörpert er dabei so überzeugend, dass ihm der Vorstadt-Casanova-Charme Zeit seines Lebens anhaftet. Helmut Fischer stirbt an einem Krebsleiden am 14. Juni 1997. Christian Ude, der ehemalige Münchner Oberbürgermeister, verabschiedet ihn mit den Worten: „Populär war er in ganz Deutschland – in München wurde er geliebt."

Kult vor *Pulp Fiction*: Samuel Fuller gilt als Enfant terrible der Filmwelt. Er stirbt am 30. Oktober 1997. Quentin Tarantino und Jim Jarmusch feiern den antikonformen Regisseur bis heute als Kultfigur und Vorbild. Nicht nur die Filme des Amerikaners wirken intensiv und schockierend, auch im wahren Leben ist Fuller nah dran an den menschlichen Abgründen. Mit 17 Jahren ist er der jüngste Kriminalreporter in New York. Im Zweiten Weltkrieg filmt er die Befreiung des Konzentrations-Außenlagers Falkenau. Die Aufnahmen bilden die Grundlage für die Dokumentation *KZ Falkenau* von Emil Weiss, in der Fuller als Zeitzeuge auftritt. Journalismus und Film scheinen bei ihm nahtlos ineinanderzufließen, beides inszeniert er zugleich tragisch wie auch sensationell. Als „narrative tabloid" wird sein Filmstil bezeichnet, als erzählte Zeitung. Seine Arbeiten zeigen marginalisierte Charaktere und haben antirassistische Elemente wie etwa in *The Crimson Kimono* (1959) und *White Dog* (1982). Samuel Fuller verkörpert damit schon lange vor den jungen Wilden um Tarantino und Jarmusch die unkonventionelle und radikale Stimme Hollywoods.

Minimalismus, Voyeurismus und Plagiatsverdacht

Der Archetyp des Kriegers: Toshirō Mifune stirbt am 24. Dezember 1997. „Er braucht nur drei Fuß Filmrolle, um eine Emotion rüberzubringen. Andere japanische Schauspieler brauchen zehn", sagte einst der Direktor Akira Kurosawa über den berühmten japanischen Schauspieler. Kurosawa entdeckt früh das Talent Mifunes und macht sich prompt daran, ihn als ersten japanischen Kinostar groß herauszubringen. Während die Rolle des Negativhelden die frühen Schauspielerjahre dominiert, gelingt dem Japaner mit *Die Sieben Samurai* (1954) der Durchbruch. Von da an prägt Mifune maßgeblich das Rollenbild des „umherziehenden Kriegers". Für *Yojimbo – Der Leibwächter* (1961) und *Rotbart* (1965) wird er auf dem Filmfestival von Venedig mit der Coppa Volpi als bester Hauptdarsteller ausgezeichnet. Man darf wohl auch deshalb Sergio Leones *Für eine Hand voll Dollar* (1964) als Hommage an das Direktor-Schauspiel-Duo Akira Kurosawa und Toshirō Mifune verstehen: Nicht nur die Handlung ähnelt verdächtig der von *Yojimbo*, Clint Eastwood soll seine „Man with no name"-Nummer stark an Mifunes „Kriegerarchetypen" orientiert haben. Nachahmung ist ja bekanntlich die höchste Form der Anerkennung. Zu cool für Hollywood: Robert Mitchum stirbt am 1. Juli 1997. „I don't care" ist sein Lebensmotto, der Schauspieler nimmt sich selbst und seinen Job nicht besonders ernst. Er heizt lieber noch gehörig die Gerüchteküche an: „Ich habe drei Gesichtsausdrücke: nach links schauen, nach rechts schauen und geradeaus schauen", postuliert der Amerikaner. Ob Mitchum damit seine Rolle des teilnahmslosen Antihelden ins reale Leben überträgt? Oder vielleicht ist es andersherum: Manch böse Zunge behauptet nämlich, dass die minimalistische Mimik nicht von Talent zeugt, sondern schlichtweg daran liegt, dass Mitchum, wie er selbst sagt, tatsächlich nicht mehr Gesichtsausdrücke draufhat.

Im Laufe der Jahrzehnte avanciert der Stoiker jedoch zur Kultikone. Stars wie Clint Eastwood, Steve McQueen oder Sylvester Stallone orientieren sich am Stil des wortkargen Schauspielers. Und Robert Mitchum? Den hätte das nicht die Bohne interessiert, denn wie er sagt: „Movies bore me, especially my own."

„Darf ich mal durch das tragbare Schlüsselloch gucken?" Ganz Amerika liegt ihm und seinem „boy next door"-Charme zu Füßen: James „Jimmy" Stewart stirbt am 2. Juli 1997. Zu Beginn seiner Karriere porträtiert Stewart stets den aufrechten, optimistischen Amerikaner. Er wird schnell zur „all american"-Identifikationsfigur für das Publikum. In den 1950er Jahren macht er jedoch einen dramatischen Rollenwandel durch: Er arbeitet gemeinsam mit Alfred Hitchcock an Thrillern wie *Das Fenster zum Hof* (1954), *Der Mann, der zu viel wusste* (1956) und *Vertigo* (1958). Die Zuschauer zeigen sich zunächst überrascht: „Was wäre, wenn Tom Hanks auf einmal nur noch düstere und zwielichtige Rollen spielen würde?", bringt der Filmkritiker Roger Ebert den Rollenwandel in aktualisierten Vergleich. Erfolgreich war die Zusammenarbeit mit Alfred Hitchcock allemal: Die gemeinsamen Streifen sind Klassiker der Filmkunst, James Stewarts Rolle als an den Rollstuhl gefesselter Voyeur ikonisch. Die Kehrtwende zur dunklen Seite tut der Beliebtheit des Schauspielers keinen Abbruch: 1985 bekommt er den Oscar für sein Lebenswerk verliehen.

Verkannt bis in alle Ewigkeit? Berühmt ist er heute vor allem für *Zwölf Uhr mittags* (1952) und *Verdammt in alle Ewigkeit* (1953), dabei ist Fred Zinnemanns Karriere fast genauso filmreif wie seine Hollywood-Streifen. Der österreichische Regisseur schafft 1929 den Sprung nach Hollywood. Von Marlon Brando über Audrey Hepburn bis hin zu Spencer Tracy – Zinnemann arbeitet mit ihnen allen. Ganze elf Mal wird er dafür für den Oscar nominiert. Fünf der Goldjungen darf der gebürtige Wiener mit nach Hause nehmen.

Ganz so unbeschattet läuft seine Karriere jedoch nicht immer: Gerüchten zufolge gerät er einmal gefährlich nahe ins Fahrwasser der Cosa Nostra – so nahe, dass Francis Ford Coppola den Vorfall in seinem Meisterwerk *Der Pate* verarbeitet. Und zwar handelt es sich um die legendäre Pferdekopf-Szene: Frank Sinatra, der enge Kontakte zur amerikanischen Mafia pflegt, soll so für seine Rolle in *Verdammt in alle Ewigkeit* durchgesetzt worden sein. Im darauffolgenden Jahr gewinnt er sogar den Oscar als „Bester Nebendarsteller". Ob hier die Mafia einen Riecher für Talent bewiesen hat? Oder durften sich die Jury-Mitglieder auf ähnliche Präsente unter der Bettdecke freue? Fred Zinnemann lässt sich von dem kriminellen Intermezzo nicht entmutigen: Bis in die 1980er Jahre arbeitet er als Regisseur. Am 17. März 1997 stirbt er in London. An einem Herzinfarkt, (wahrscheinlich) ganz ohne Zutun der Mafia.

Viktoria Sommermann

Bild: Toshirō Mifune in „Die verborgene Festung" (1958), Toho Company Ltd., Wikimedia Commons

ANZEIGE

Sehnsucht, Trauer und andere große Gefühle

No Doubt – keine Zweifel: Das Musikjahr 1997 brachte viele Ohrwürmer hervor – und Tragödien, auch Prozesse. Manche waren damals „lonely“, andere „spicy“. „Don’t speak“ – just sing, könnte das Motto sein.

Musik hilft Menschen Krisen zu bewältigen. Dementsprechend sind die beiden größten Hits des Jahres untrennbar mit zwei prominenten Todesfällen verbunden: Notorious B.I.G. und Prinzessin Diana. Die Ermordung von Notorious B.I.G. markiert den Höhepunkt und das Ende der Fehde East Coast- vs. West Coast-Rap. Wurde der Konflikt zunächst in so genannten Disstracks musikalisch ausgetragen, endete er später in Gewalt. Am 9. März 1997 wurde Notorious B.I.G. in Los Angeles aus einem fahrenden Auto erschossen. Ihre Trauer verarbeiteten sein Mentor Puff Daddy und seine Witwe Faith Evans in der Single „I‘ll Be Missing You“. Der Song hielt sich zehn Wochen an der Spitze der Billboard Hot 100 und elf Wochen auf Platz eins der deutschen Singlecharts. Aber nicht nur aufgrund dieses Erfolgs gilt „I’ll Be Missing You“ als Bindeglied zwischen Hip-Hop und dem musikalischen Mainstream. Als musikalische Basis nutzte Puff Daddy das Gitarrenriff und die Gesangsmelodie von „Every Breath You Take“ von The Police. Diese Entlehnung machte das Lied für die Allgemeinheit zugänglich.

Auch bei „Candle In The Wind“ handelte es sich um musikalische Trauerarbeit, denn Elton John war persönlich eng mit Prinzessin Diana befreundet. Darüber hinaus hat der Song buchstäblich die Trauer einer ganzen Nation aufgegriffen. 1973 hatten Elton John und sein Songwriting-Partner Bernie Taupin „Candle In The Wind“ als Hommage an Marylin Monroe komponiert. Nach Dianas Tod sind Virgin-Boss Richard Branson in einem öffentlichen Kondolenzbuch Zitate aus diesem Song aufgefallen. Branson machte Elton John darauf aufmerksam und Bernie Taupin hat dann den Text für die offizielle Trauerfeier für Prinzessin Diana in der Westminster Abbey umgeschrieben. Nach Bing Crosbys „White Christmas“ ist „Candle In The Wind 1997“ weltweit mit 33 Millionen verkauften Exemplaren die zweiterfolgreichste Single aller Zeiten.

Im Roman *High Fidelity* von Nick Hornby stellt die Hauptfigur Rob den Leser*innen zu Beginn eine Frage: „Was war zuerst da, die Musik oder das Elend?“ Denn schon bevor Taylor Swift, Adele und Billie Eilish zum ersten Mal in den Charts auftauchten, ziehen sich Lieder über gebrochene Herzen durch die Popgeschichte. Vor 25 Jahren waren No Doubt mit ihrer Interpretation dieses Themas sehr erfolgreich. In „Don’t Speak“ singt Gwen Stefani über das Ende ihrer langjährigen Beziehung zu ihrem Bassisten Tony Kanal. Es ist daher kaum überraschend, dass bereits damals erste Trennungsgerüchte über die Band aufkamen. Die erste Auszeit haben sich No Doubt dann doch erst 2004 genommen. „Don’t Speak“ hat es 1997 in den deutschen Single-Jahrescharts auf Platz sechs geschafft, es ist immer noch die erfolgreichste Single der Band.

Gwen Stefani, die Leadsängerin der Band No Doubt. Bild: Nicholastbroussard, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Jetzt wird es aber Zeit, die Lunte ans Pulverfass zu legen … Rammstein gelang 1997 mit ihrem zweiten Album der kommerzielle Durchbruch. Die Band fand auf *Sehnsucht* das bis heute unveränderte Erfolgsrezept á la Neue Deutsche Härte: Man nehme provokante Texte, harte Gitarrenriffs, gut gewählte Samples und eingängige Keyboardparts; danach garniere man das Ganze mit Til Lindemanns rollendem „R“. Mit bewussten Tabubrüchen auf und hinter der Bühne inszenierte sich die Band außerdem geschickt als rebellische Außenseiterin. Auf dem Hurricane-Festival 1997 haben Rammstein beispielsweise den MTV-Redakteur Bernd Rathjen an einen Stuhl gefesselt und ihm eine Rauchbombe ans Bein gebunden; der Sender hatte sich zuvor geweigert, das Musikvideo zur Single „Engel“ ins Programm zu nehmen. Im September spielt die Band dann in New York ihre ersten Shows in den USA, wie sich Keyboarder Flake erinnert, „nachts um vier in einem Club vor sieben Menschen, die nicht interessiert waren.“ Inzwischen sind Rammstein der erfolgreichste deutsche Musikexport.

The Verve landete mit „Bittersweet Symphony“ einen riesen Hit. Bild: Danny Lechanteur, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Das Musikjahr 1997 hatte aber auch leichtere Kost zu bieten. Nana glückte mit „Lonely“ der erfolgreichste Euro-Rap-Song aller Zeiten, er hielt sich fünf Wochen auf Platz eins der deutschen Charts. Die Gebrüder Hanson feierten mit ihrer Debütsingle „MMMBop“ den sofortigen, internationalen Durchbruch. Aber obwohl oder gerade weil damals niemand dem wahnsinnig eingängigen Ohrwurm entkam, konnten Hanson niemals wieder an diesen Hype anknüpfen. N’Sync, die Backstreet Boys und die Spice Girls hatten in dieser Hinsicht mehr Erfolg. Letztere veröffentlichten mit *Spiceworld* ihr zweites Album, die Singleauskopplung „Spice Up Your Life“ platzierte sich auf Anhieb an der Spitze der britischen Charts. Damit waren die Spice Girls die erste Band, die mit ihren ersten fünf Singles die Nummer eins in Großbritannien erreichte.

Was wäre ein Rückblick auf die Musikwelt der 90er Jahre ohne den obligatorischen Eurodance-Song? Das erfolgreichste Lied dieses Genres war vor 25 Jahren „Barbie Girl“ von der dänischen Gruppe Aqua. Die Single ist eine durchaus hintergründige Parodie auf Geschlechterrollen sowie die sterile, materialistische Plastikwelt von Barbie und Ken. Vorsichtshalber hatte Aquas amerikanisches Plattenlabel MCA damals sogar einen Hinweis auf das Cover der CD drucken lassen: „Barbie Girl“ sei ein gesellschaftlicher Kommentar, der nicht von den Herstellern der Puppe verfasst oder genehmigt wurde. Mattel verklagte MCA dennoch – letzten Endes vergeblich – wegen übler Nachrede und Geschäftsschädigung. Ab 2009 nutzte der Hersteller den Song überraschend dennoch für eigene Werbespots, wenn auch mit einem für die Zielgruppe entschärften Liedtext.

„I’ll Be Missing You“ hatte übrigens ebenfalls ein juristisches Nachspiel für Puff Daddy; er hatte sich das Sample von „Every Breath You Take“ nicht vorab freigeben lassen. The Police-Frontman Sting klagte und bekam vor Gericht die Tantiemen des Stücks zugesprochen. Wenn heute also „I’ll Be Missing You“ im Radio läuft, verdient nicht Diddy alias Puff Daddy.

Sampling war aber 1997 nicht nur im Hip-Hop, sondern auch im Britpop ein pikantes Thema: The Verve hatten mit „Bittersweet Symphony“ in England einen unerwarteten Sommerhit gelandet, allerdings stammte nur der Text von Songwriter Richard Ashcroft. Für die Melodie nutzte die Band vier Sekunden der Orchesterversion des Rolling Stones-Klassikers „The Last Time“. Das Sample wurde zwar vom Arrangeur dieser Version freigegeben, The Verve wurden aber trotzdem vom ehemaligen Stones-Manager Allen Klein verklagt. Die Urheberrechte wurden in einem langjährigen Rechtsstreit Mick Jagger und Keith Richards zugesprochen. Erst im Mai 2019 haben Jagger und Richards alle Rechte an Richard Ashcroft zurückübertragen.

Holger Müller

You’re Nobody (Til Somebody Kills You)

Am 9. März 1997 wird der Rapper The Notorious B.I.G. in seinem Wagen erschossen. Fast genau ein halbes Jahr zuvor wurde sein einstiger Freund und späterer Rivale 2Pac ebenso bei einem Drive-by-Shooting ermordet.

Das Genre Hardcore-Rap (so genannt an der Eastcoast; an der Westcoast: Gangsta-Rap) ist noch nicht alt, als ein Junge mit dem bürgerlichen Namen Christopher George Latore Wallace in den frühen 1990er Jahren seine Rap-Karriere unter dem Künstlername The Notorious B.I.G. (oder Biggie, Biggie Smalls, Big Poppa, B.I.G. oder Frank White) startet. Als Christopher am 21. Mai 1972 als Kind jamaikanischer Eltern im New Yorker Stadtbezirk Brooklyn geboren wird, soll es nur noch wenige Jahre dauern, bis seine Heimat, die Eastcoast, zum Schmelztiegel des Hardcore-Raps wird.

Dieses Hip-Hop-Genre entsteht in den Ghettos der US-amerikanischen Vorstädte und berichtet von sozialer Ungleichheit, Drogenhandel und Gewalt. Es glorifiziert Kriminalität, ist aggressiv und vulgär, homophob, rassistisch und misogyn, nutzt aber auch intelligente Wortspiele und Reime und erobert schließlich mit Sprechgesang (Rap), schnellen Beats und vielen, meist kurzen Loops die Charts.

Hardcore-Rap ist ein Lifestyle – der Lifestyle des Christopher Wallace. Des einzigen Sohns einer alleinerziehenden Mutter, die mit zwei Jobs versucht, die Familie zu ernähren. Des Schülers, dessen Lehrer ihm zwar eine große Zukunft versprechen, dessen Schulweg allerdings auch durch die Straßen von Bedford-Stuyvesant, einem Problemviertel Brooklyns, führt. Des 13-Jährigen, der talentiert mit Worten umgehen kann und sein erstes Publikum in den Straßenecken seiner Hood findet. Des Jugendlichen, der mit diesem Talent schnell in Kreise gerät, vor denen seine fürsorgliche Mutter ihn eigentlich bewahren will. Des 13-jährigen Jungen, der mit Kokain dealt, im Besitz von Schusswaffen ist, der festgenommen und neun Monate eingesperrt wird.

Haft schafft Credibility

In Gangsta-Rap-Kreisen tut dies der Karriere allerdings keinen Abbruch – im Gegenteil: Es dient der Kredibilität. Und diese Realness lässt sich vermarkten: Das 1993 gegründete Label Bad Boy Records ist das erfolgreichste Plattenlabel der 90er, mit einem durchschnittlichen Jahresumsatz von über 100 Millionen US-Dollar. Es ist das Label, das Notorious B.I.G. unter Vertrag hat und welches sein Homie Sean John Combs (bekannt als Puff Daddy, P. Diddy und Diddy) gründet.

Als der Gangsta-Rap kommerziell erfolgreich wird, beginnt schließlich der Kampf von den Straßen der Stadtteile der großen US-amerikanischen Städte auf der Schaubühne des Hip-Hops ausgetragen zu werden. Im Zentrum dieses Rapper-Kriegs stehen die zwei erfolgreichsten Plattenfirmen und deren Rap-Stars: Bad Boy Records aus New York und Death Row Records aus Los Angeles. Sie sind die namensgebenden Zentren der Eastcoast-Rappern um The Notorious B.I.G., Craig Mack, Mase, Lil Kim und Puff Daddy und der Westcoast-Rapper um Dr. Dre, Snoop Doggy Dogg (Snoop Dogg) und Tupac Shakur (2Pac).

Aus Freunden werden Feinde …

Der Eastcoast-Westcoast-Konflikt wird später als der blutigste Beef in die Rap-Geschichte eingehen. Er handelt von gekränkten Egos und einer Gewalt, die von der Realität der Straßen in die Fiktion des Hip-Hops und zurück gefunden hat. Eigentlich könnte die Geschichte anders ausgehen: Tupac Shakur und Christopher Wallace sind bis zum Jahr 1994 gute Freunde, treffen sich, tauschen Tipps aus.

Als sie sich im November 1994 in Manhattan treffen, bekommt 2Pac einen Anruf eines Musikproduzenten, der ihm Geld anbietet, sollte er noch in derselben Nacht einen Song mit ihm aufnehmen. Dieser stimmt zu, fährt zum Tonstudio am Times Square. Doch als er auf den Fahrstuhlknopf drückt, fallen Schüsse: 2Pac wird von fünf Kugel getroffen, kommt ins Krankenhaus, überlebt.

2Pac verdächtigt seinen ehemaligen Bro The Notorious B.I.G., die Falle gestellt zu haben. Biggi, der zur Tatzeit im selben Gebäude ist, dementiert, veröffentlicht aber einen Diss-Track mit dem Titel „Who Shot Ya?“ (Wer hat auf dich geschossen; Album: *Ready to Die*; 1994). Der Konflikt weitet sich auf die Rapper der jeweiligen Plattenfirmen aus. Im September 1996 wird Tupac Shakur erschossen.

Sechs Monate später im März 1997 veröffentlicht The Notorious B.I.G sein neues Album *Life After Death* (1997) mit dem letzten Song „You’re Nobody (Til Somebody Kills You)“ (Du bist niemand, bis dich einer umbringt). Das Albumcover zeigt Biggi mit Zylinder und Mantel neben einem schwarzen Leichenwagen mit der Aufschrift des Albums.

… bis in den Tod

Am 9. März 1997 sollte The Notorious B.I.G. ebendiesen Leichenwagen brauchen. Als er eine Party des Musikmagazins Vibe in Los Angeles kurz nach Mitternacht verlässt, steigt er auf den Beifahrersitz seines Chevrolets. An einer roten Ampel hält ein Wagen neben ihm, es werden sieben Schüsse auf Biggi abgefeuert, vier davon treffen ihn.

Die Polizei spricht am nächsten Tag von einer gezielten Exekution. The Notorious B.I.G. stirbt fast genau ein halbes Jahr nach Tupac. Beide in Drive-by-Shootings, beide in ihren Autos; beide Morde bleiben ungeklärt.

Lucas Seeber

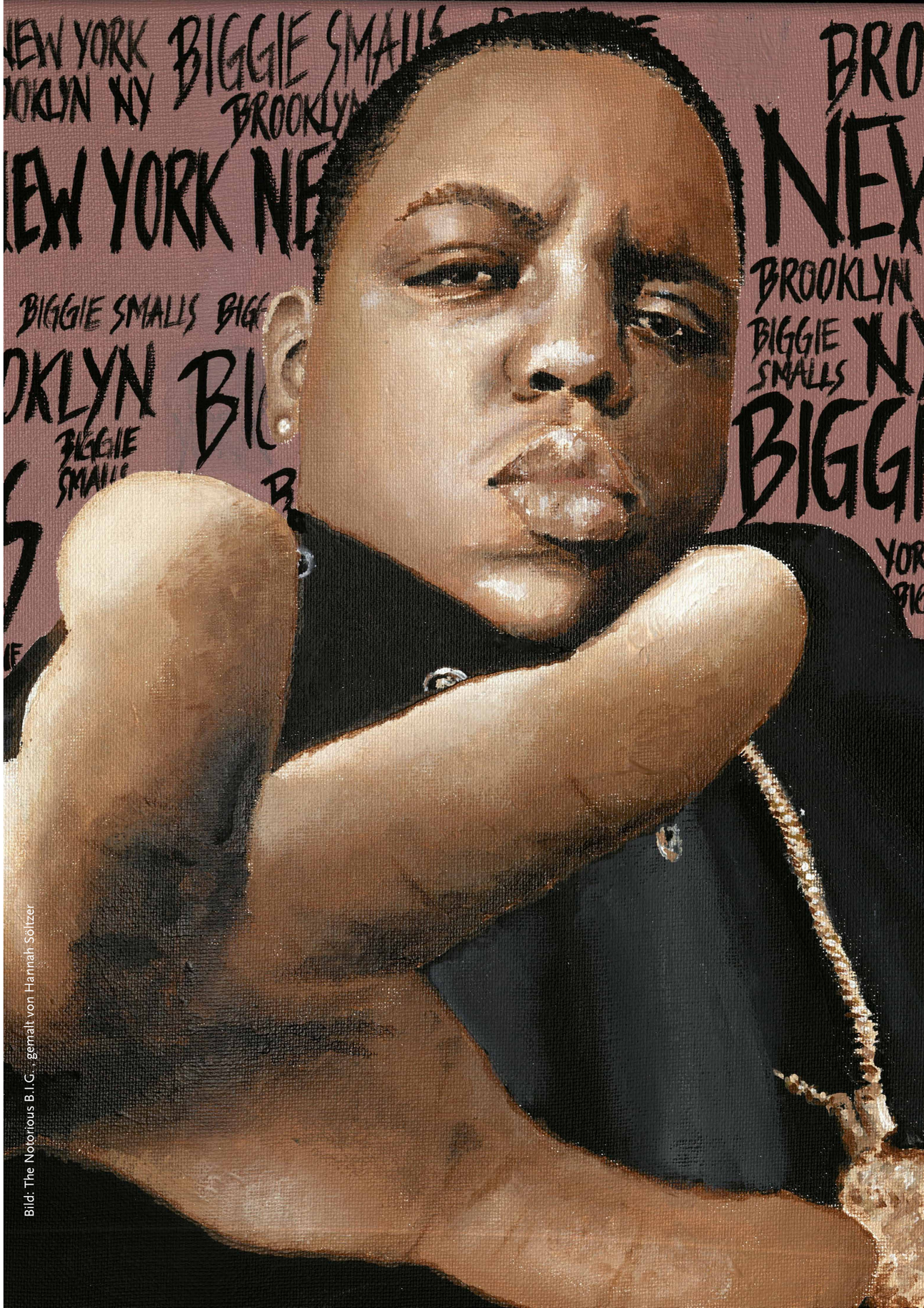


Bild: The Notorious B.I.G., gemalt von Hannah Sölzer

Foto: Maria Svidryk © Villa Concordia

Eintracht an der Regnitz

Am 20. Oktober 1997 wurde das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia in Bamberg gegründet. Längst ist es ein Wahrzeichen der Stadt und ein Leuchtturm für die Kultur in Bayern. Happy Birthday, liebe Villa.

Als die bayerische Staatsregierung Mitte der 1990er Jahre einen Ort für eine internationale Künstlerbegegnungsstätte suchte, bot Bambergs Oberbürgermeister Herbert Lauer einen barocken Prunkbau an: Die Villa Concordia. Der Zuschlag erfolgte rasch.

Concordia, Eintracht. Ein Name der verpflichtet. Das Haus, das diesen Namen trägt, soll Gemeinsinn stiften und Gemeinsamkeit pflegen – oder, so die Satzung, der „Förderung und Pflege der Künste und der Vertiefung der kulturellen Beziehungen des Freistaates Bayern zu anderen Staaten“ dienen. Erbaut worden war es in den Jahren 1716 bis 1722 als Privatpalais, vielmehr fast ein Wasserschloss direkt an der Regnitz, für einen bürgerlichen Beamten: Johann Ignaz Tobias Böttinger, Geheimer Rat am fürstbischöflichen Bamberger Hofe.

Nach dessen Tod erwarb ein Gesellschaftsverein das Gebäude für seine Begegnungen, die bis heute namensgebende Concordia. Später war dort mal ein privates radiochemisches Institut untergebracht, dann eine Außenstelle des Geologischen Landesamtes – und heute: Künstlerinnen und Künstler. Acht Ateliers und zwölf Wohnungen sind in der Villa und einem 1999 eröffneten modernen Orangeriebau sowie einem weiteren Stadtpalais untergebracht; zwölf Kulturschaffende aus den Bereichen Literatur, bildende Kunst und Musik – sechs deutsche und sechs aus einem jährlich wechselnden Gastland – leben und arbeiten hier für fünf oder elf Monate. Selbst eine spätere Nobelpreisträgerin war schon dabei: Herta Müller, im Jahr bevor sie 2009 von der schwedischen Akademie ausgezeichnet wurde. Auch die Stadt profitiert stark von dieser Stätte der Künste: Rund 80 Veranstaltungen bietet das Villa-Team Jahr für Jahr. Alle öffentlich, fast alle bei freiem Eintritt. Ein herzliches Dankeschön dafür – allen voran der Leitung: Von 1997 bis 2010 war Bernd Goldmann, Honorarprofessor der Universität Bamberg, Direktor, seither ist es Nora-Eugenie Gomringer, selbst vielfach ausgezeichnete Dichterin.

Ad multos annos, altes, immer junges Haus!

Markus Behmer

Ubu, Pablo und die schicke Künstlerin

Die Fotografin und Malerin Dora Maar wird größtenteils als Muse von Picasso erinnert. Ein Blick in das Leben der Frau, die vor 50 Jahren, am 16. Juli 1997, starb, zeigt, dass sie viel mehr als das war.

Die Hände ans Gesicht gelegt, fast schüchtern, blickt nicht etwa ein menschliches Kind in die Kamera, sondern ein Gürteltierembryo. Die weltbekannte Fotografie stammt von Dora Maar. Mit ihren surrealistischen Fotomontagen schuf sie abstruse Welten.

Als Tochter eines kroatischen Architekten und einer Französin wird die Künstlerin 1907 in Tours unter dem bürgerlichen Namen Henriette Theodora Markovitch geboren. Schon in ihrer Kindheit, in der sie mal in Argentinien, mal in Frankreich lebt, bevorzugt sie den Namen Dora. Später besucht sie die progressivsten Kunstschulen in Paris. Mit Anfang zwanzig entscheidet sich die Künstlerin für die Fotografie. Aus Henriette Markovitch, Malerin, wird Dora Maar, Fotografin. 1934 gründet sie zusammen mit dem Designer Pierre Kéfer ein Studio, wenig später folgt ihr eigenes Atelier. Mit Witz und Originalität bringt sie Porträts, Akte, Mode oder Werbemotive vor die Kamera. Sie lernt André Breton, den wichtigsten Theoretiker des Surrealismus, kennen, der ihr 1930 eine Originalausgabe seines zweiten surrealistischen Manifests widmet. In dieser Zeit ist Maar eine der bedeutendsten Pariser Fotografinnen und Mitglied im Kreis der Pariser Surrealisten. So entsteht 1936 das „Portrait d'Ubu", die mysteriöse Fotografie des Gürteltiers und Symbol des Surrealismus.

Daneben ist sie überzeugte Kommunistin. Sie engagiert sich in der linksradikalen Gruppe „Contre-Attaque", die die Surrealisten André Breton und Georges Bataille gegründet hatten. Ihr politischer Sinn drückt sich auch in ihren Werken aus: Nach der Weltwirtschaftskrise fotografiert sie das Elend der Menschen in den Straßen von Barcelona, London und Paris. Ihr eigenes Elend und Glück findet sie in der Liebe zu einem weltbekannten Maler: Pablo Picasso. Mitte der 1930er Jahre lernen sich die beiden im Pariser Café Deux Magots kennen. Der 26 Jahre ältere Picasso kommt in das Studio der jungen Frau, die er aufgrund ihrer düsteren Aura verehrt habe, und lässt sich von ihr fotografieren. Später ist es umgekehrt und die „Synthese der chicen Frau", wie Malerin Marianne Clouzot Maar bezeichnete, steht dem Spanier Modell. Über seine Muse sagte er: „Ich könnte kein Bild von ihr malen, auf dem sie lacht." In seinen rund 30 Bildern, darunter die Meisterwerke „Die weinende Frau" und „Dora Maar mit Katze", porträtiert Picasso seine Geliebte in verzerrten Formen – nicht aus Sadismus, wie er erklärt, sondern nur einer Vision zufolge.

Auch Maar nutzt die Beziehung, um künstlerisch zu wirken. 1937 dokumentiert sie Picassos Arbeit an seinem Werk „Guernica" fotografisch. Zunehmend wendet sich Maar jedoch weg von der Fotografie und hin zur Malerei. Ihr Stil ähnelt Picassos und ihr Talent steht dem seinen in nichts nach. Trotzdem ist Maar heute nur wenigen bekannt, während der spanische Maler für seine kubistischen Gemälde und Plastiken weltberühmt ist. In der Wahrnehmung der Kunstwelt verschwand die eigentlich eigenständige Künstlerin zunehmend hinter dem Wirken ihres Partners. So behauptete der Galerist Heinz Berggruen, Maar sei „in allen Höhen und Tiefen ihres von Tragik getränkten Lebens ein Teil des Planeten Picasso" gewesen. In diesem „Planeten" muss Maar um Picassos Liebe kämpfen. Sie rivalisiert mit dem französischen Modell Marie-Thérèse Walter, die Picasso – ganz anders als Maar – immer in hellen Farben porträtiert. 1943 endet die Beziehung zwischen Picasso und Maar schließlich, als der Maler die 21-jährige Françoise Gilot kennenlernt. Maar zieht sich daraufhin aus der Pariser Kunstszene zurück, leidet an starken Depressionen und muss 1945 in einer psychiatrischen Klinik behandelt werden. In einem Haus in der Provence, das ihr Picasso überlassen hat, lebt sie bis zu ihrem Tod 1997 und malt Landschaften, die abstrakt anmuten – und das, obwohl sie selbst gesagt habe, dass die Abstraktion eine Sackgasse sei. Wie ihre ersten surrealistischen Fotografien bleibt Dora Maar oftmals ein Paradox.

Lea Hruschka

Bild: *Noire et Blanche* von Man Ray, 1926, Wikimedia Commons

Lucky Streik

1997 demonstrieren Studierende bundesweit gegen die finanzielle Unterversorgung der Hochschulen. Es sind die bis dahin größten Proteste seit knapp zwanzig Jahren, jedoch mit wesentlichen Unterschieden zur 68er-Bewegung – auch die Kommunikation betreffend.

Deutschland im Herbst 1997: Von den Bäumen fällt das Laub und von den Decken der Hörsäle und Seminarräume der Putz. Seit dem sogenannten Öffnungsbeschluss im Jahr 1977 studieren immer mehr junge Menschen an deutschen Hochschulen – 1997 über 1,8 Millionen und damit über 400.000 mehr als zehn Jahre bzw. über 900.000 mehr als zwanzig Jahre zuvor – doch für den Ansturm gerüstet sind die Universitäten und Fachhochschulen nicht. „Hörsäle und Seminare sind überfüllt, Labors und Institute verrotten, Studenten warten oft mehrere Semester auf Seminare und Praktika", schreibt Joachim Mohr im *Spiegel* vom 30. November 1997. Drei Tage zuvor ist es in Bonn zu einer Demonstration mit etwa 40.000 Teilnehmern gekommen. „Uns reicht's, Ihr Sparschweine", skandieren Studierende in Berlin, wo sie wie auch in 50 anderen Städten landauf und landab gegen die miserablen Studienbedingungen protestieren, Gebäude besetzen und Eingänge verbarrikadieren. Ihr Motto: „Lucky Streik".

Bis zu neun Milliarden Mark bräuchten die Hochschulen zusätzlich pro Jahr, ist sich der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz sicher. Doch die Politiker, denen die demonstrierenden Studierenden „Bildungsklau" vorwerfen, wiegeln ab. Geld allein jedoch werde die Misere ohnehin nicht heilen, ist sich der *Spiegels* sicher: „Mehr Wettbewerb und weniger Staat würden die Hochschulen effektiver machen – doch Professoren und Studenten legen sich quer." Beide Gruppen hätten kein Interesse beispielsweise an einer Einführung kürzerer berufsbezogener Studiengänge, Höchststudienzeiten oder Studiengebühren. Auch die Politik scheue Reformen – zumindest vor der im darauffolgenden Jahr anstehenden Bundestagswahl. Stattdessen signalisieren führende Politiker Verständnis für die Anliegen der Studierenden: Bundeskanzler Helmut Kohl äußert, vieles an den Forderungen der Studierenden sei berechtigt „und verdient auch unsere Unterstützung". Der spätere Präsident des deutschen Bundestages Wolfgang Thierse lächelt den Studierenden im Bonner Hofgarten solidarisch zu und FDP-Generalsekretär Guido Westerwelle lädt Vertreter der Studierenden in sein Büro. Zwei Jahrzehnte zuvor undenkbar. „Es ist kein Aufstand der Söhne gegen die Väter, wie 1968, kein Angriff auf Autoritäten und Magnifizenzen. Die jungen Demonstranten fordern schlicht erträgliche Ausbildungsbedingungen, um wenigsten einigermaßen für die so unsichere Zukunft gerüstet zu sein", heißt es denn auch im *Spiegel*.

Erträgliche Arbeitsbedingungen fordern 1997 übrigens auch die Pressereferenten der deutschen Hochschulen. Die Pressestellen sind zu diesem Zeitpunkt sowohl hinsichtlich ihrer Ausstattung als auch ihrer Kompetenzen längst noch keine Kommunikationsabteilungen, wie wir sie heute kennen. Es mangelt an Personal und Technik. Und so verwundert es kaum, dass die Studierenden vielerorts den Hochschulverantwortlichen voraus sind, was die Kommunikation betrifft. Sie informieren und vernetzen sich über das Internet: mittels eigener Webseiten, Mailing-Listen, Chat-Gruppen sowie Audio- und Video-Dateien. Eine bahnbrechende Neuerung im Jahr 1997, in dem die allermeisten deutschen Hochschulen überhaupt erst damit beginnen, eigene Webseiten und E-Mail-Adressen einzurichten. Dies wiederum haben die Studierenden des Jahres 1997 mit denen des Jahres 1968 gemein: Auch die 68er betrieben schneller und professioneller Presse- und Öffentlichkeitsarbeit als viele Hochschulen, die als Gegenreaktion und aufgrund ihres schlechten Ansehens überhaupt erst eigene Pressestellen errichten sollten. Der Protestformen der 68er – Flugblätter, Streikzeitungen, Transparente – bedienen sich die Studierenden 1997 und transformieren sie zusätzlich ins Digitale.

Trotz des hohen Vernetzungsgrades der Studierenden ebben die Proteste im Frühjahr 1998 ab, ohne dass die studentischen Forderungen erfüllt sind. Doch der Bologna-Prozess steht schon vor der Tür – im Juni 1999 wird eine entsprechende Vereinbarung unterzeichnet – und mit ihm tiefgreifende Änderungen für das deutsche Hochschulsystem. Studentischer Protest ist gewiss.

Isabel Stanoschek

1972

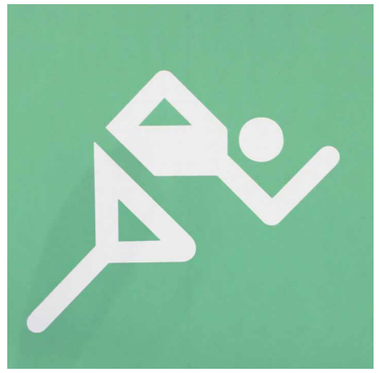
neunzehnhundertzweiundsiebzig

Das offene Gesicht

Hellgrün und hellblau, leicht und zurückgenommen, fröhlich, freundlich, prägnant. Wie Otl Aicher für die Olympischen Sommerspiele in München das Design eines anderen Deutschlands erschuf.

Diese Olympischen Spiele galten lange Zeit als die Geburtsstunde der modernen Spiele, denen nachfolgende hinsichtlich Organisation, Spektakel und Symbolik kaum das Wasser hätten reichen können. „Ein großartiger Gastgeber“, so der damalige IOC-Präsident, habe die laut *New York Times* „größte Sportveranstaltung der Geschichte“ organisiert, deren grandios inszenierte Eröffnungsfeier internationale Medien bejubelten. Soweit die internationalen Lobeshymnen zu den Olympischen Spielen nicht etwa von 1972, sondern: von 1936 in Nazi-Deutschland. Die Münchener Olympiade von 1972 kann man daher nur verstehen und würdigen, wenn man sie vor dem historischen Hintergrund nicht nur der Verbrechen des Nationalsozialismus, sondern auch der perfekten und – so ungern man dieses Kompliment aussprechen mag – innovativen Inszenierung eines faschistischen Staates betrachtet. All das hatten die Münchener Organisatoren stets im Kopf, seitdem sie 1966 den Zuschlag für die Austragung erhalten hatten. Haben sie also immer genau das Gegenteil der Organisatoren von 1936 gemacht? Wenn es nur so einfach gewesen wäre. Bereits die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit 1896 waren mehr als ein reines Sportereignis. Der Marathonlauf und der Lorbeerkranz als Referenzen an das antike Griechenland waren nur erste Symbole, denen seither viele weitere folgten – von den Olympischen Ringen bis hin zum erstmals 1936 durchgeführten Fackellauf. Genau an diesen Symbolen jenseits der Wettkämpfe mussten die Münchener Macher um Willi Daume und Hans-Jochen Vogel ansetzen, um deutlich zu machen, dass 1972 ein völlig anderes Deutschland die Jugend der Welt einlud. Die grandiose leichte Architektur von Günter Behnisch war ohne Zweifel ein sehr starkes Symbol dieser Spiele. Die Lebendigkeit und Menschlichkeit wurde aber vor allem über andere Symbole inszeniert.

Der zweite stilprägende Mann der Münchener Spiele war Otl Aicher, ein Mann in den Vierzigern, der als „Deutschlands Super-Designer“ galt und zuvor schon Konzernen wie der Lufthansa und BASF ein neues Gesicht gegeben hatte. Wer sich für einen solchen „Dickkopf“ und „Freigeist“ entschied, der musste wissen, dass er keine Weißwurst- und Alpenromantik erwarten konnte. Oder vielleicht doch ein wenig? So sei das neben Hellgrün dominante Hellblau nicht nur die Farbe des strahlenden Himmels, des Friedens und der Jugend, sondern auch die Farbe der oberbayerischen Landschaft, ihrer Seen und ihrer Alpensilhouette. Mehr bajuwarische Folklore ließ Otl Aicher aber nicht zu. Das gesamte Design war leicht und zurückgenommen – und vor allem modern. Bis heute allgegenwärtig sind die auf das Wesentliche reduzierten Piktogramme für die Sportarten, aber auch Wegweiser zu Toiletten und Rolltreppen, die Aicher mit seinem großen Büro entwickelte und die unser Leben begleiten. Ein größerer Gegenentwurf zu Leni Riefenstahl und ihren pathetischen Machtinszenierungen von 1936 war kaum denkbar. Bis hin zum persönlichen Hintergrund von Otl Aicher, der mit den Geschwistern Scholl befreundet war. Zugleich besaß er bei den Münchener Spielen aber einen deutlich größeren Entscheidungsspielraum, auf den er stets pochte: Seine Designvorgaben wollte er überall sehen – von Plakaten über Eintrittskarten bis hin zu Essensmarken. Umso erstaunlicher, dass ausgerechnet das Logo nicht aus seiner Feder stammte. Den Strahlenkranz schuf ein anderer Gründungsvater der bundesdeutschen Kommunikationsgeschichte: Coordt von Mannstein, der mit seiner Agentur später erfolgreiche Bundestagswahlkämpfe für Helmut Kohl organisieren sollte. Das Bild, das die Organisatoren mit all dem erzeugen wollten, war: ein neues, demokratisches und weltoffenes Deutschland. Der Weg dahin lag für den Designer Otl Aicher auf der Hand: „Es kommt weniger darauf an, zu erklären, dass es ein anderes Deutschland gibt, als es zu zeigen.“



Besonders eindrucksvoll gelang dies bei der Eröffnungsfeier: Auf Uniformen und nationale Symbole wurde verzichtet, wann immer es ging. So wurde die bundesdeutsche Nationalhymne nur einmal statt wie bei früheren Spielen zweimal gespielt. Das Ergebnis war ein Gegenstück zur Berliner Machtschau: 3.200 unbedarft tänzelnde Blumenkinder sorgten mit ihrem fröhlichen Durcheinander für Leichtigkeit, Nichtkonformität und bewusste Unperfektion. Aus dem traditionellen Einmarsch der Athletinnen und Athleten in das Stadion wurde mit einem einfachen Trick ein ‚Hereintänzeln‘. Statt der Marschmusik gab es einen heiteren Soundtrack mit schnelleren und fröhlichen Liedern, die die Nationen begrüßten – von „When the saints go marching in“ bis hin zu „Kalinka“. Zu den wenigen Unzufriedenen zählte die Forchheimer Landtagsabgeordnete Gudila Freifrau von Pölnitz, die in den Alphornbläsern, Schuhplattlern und Goaßlschnalzern eine unzulässige oberbayerische Dominanz erkannte.

Die Olympischen Spiele 1972 nahmen auf diese Weise das damals noch gar nicht existente Konzept der Corporate Identity vorweg. Otl Aicher und Günter Behnisch schufen mit ihren Arbeiten ein *Corporate Design*, das dem demokratischen Deutschland ein visuelles Gesicht gab. Das setzte sich fort im *Corporate Behaviour*, für das die Helfer, Sportlerinnen und Zuschauer mit ihrer – bis zum Terroranschlag – ausgelassenen Stimmung sorgten. Und eine passende *Corporate Communication* gelang Gastgebern wie Willi Daume und Hans-Jochen Vogel, die sich zurückzunehmen wussten, und nicht zuletzt Joachim Fuchsberger als Stadionsprecher. So gelang es 1972 tatsächlich, ein völlig anderes Bild von Deutschland zu zeigen. Und man würde bis heute nur an die heiteren Spiele von München denken, wenn es den 5. September mit der Ermordung der elf israelischen Geiseln nicht gegeben hätte. Und doch konnte München Maßstäbe setzen. Meisterhafte Inszenierungen waren die Olympischen Spiele von 1936 und 1972 gleichermaßen. Auf Inszenierungen sind Diktatoren ebenso wie Friedensnobelpreisträger angewiesen. Autoritäre Regierungen haben es da vielleicht sogar einfacher: Sie setzen auf Gigantismus, Pathos, perfekt synchronisierte Menschenbilder, in denen das Individuum verschwin-det und mit denen sie ihre Größe und Macht unter Beweis stellen wollen. München zeigte, wie sich demokratische und freie Gesellschaften inszenieren können. Sie setzten auf Ungezwungenheit, Offenheit, Leichtigkeit und Gelöstheit, ohne dass die Bilder weniger einprägsam sein müssen. Damit wurde die zweite Sommer-Olympiade in Deutschland zum besseren Vorbild. Berlin 1936 mag bis heute als Vorbild für autoritäre Staaten wie 1980 in Moskau oder 2008 in Peking dienen. Mit München als Vorbild konnten sich Los Angeles 1984 und London 2012 von diesen Spielen abgrenzen. *Olaf Hoffjann*

Dr. Olaf Hoffjann ist Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

Bild: Sergio Del Grande (Mondadori Publishers), Wikimedia Commons

Bild: Henning Schlottmann, Wikimedia Germany

Heitere Spiele überschattet von einem Attentat

„Olympia – Fest der Musen und des Sports“ war ein Leitmotiv für die Bewerbung der Stadt München. Ergebnis ist ein innovatives Gesamtkunstwerk zur Darstellung von Weltoffenheit unter demokratischen Vorzeichen in Nachkriegsdeutschland.

„Wir treffen uns am Eingang von der Olympia-Schwimmhalle.“ Ein Satz der nicht selten fällt. Ist doch unser Olympiapark ein Freizeitort, Anziehungspunkt für Sport, Spazierengehen, Konzerte und andere Aktivitäten für zahlreiche Menschen, Münchner Bürger*innen und Besucher*innen. Der Olympiapark als Landschaftspark, Architektur, die infrastrukturellen Gegebenheiten, z.B. das heutzutage von Studierenden bewohnte Olympiadorf oder die ausgetüftelte farbliche Wegeführung, sind nach wie vor stark verankert im Bewusstsein der Münchner*innen. Ganz vertraut erscheinen die Piktogramme für einzelne Sportarten, die ebenfalls zur Wegeführung beitragen und die bei jeder Olympiade seither weitergetragen wurden. Diese sind das Ergebnis der Entwicklung des am 13. Mai 1922 geborenen Grafikers Otl Aicher (Hochschule für Gestaltung Ulm).

Der Weg zum architektonisch, landschaftlich und visuell-gestalterisch prägenden Gesamtkonzept des Olympiaparkes soll hier kurz zum 50. Jubiläum beschrieben werden.

Das zentrale Gelände war 1965 von der Stadt München bereits für urbane Fortentwicklung festgelegt. Das Oberwiesenfeld war ehemaliges Kasernen- und Flugplatzgelände, im Norden der Innenstadt Münchens, flankiert vom Kanal nach Schloss Nymphenburg und damals geprägt von den Schuttbergen der Nachkriegszeit. Das ideelle Ziel, auf den Geröll des Krieges etwas Neues und Bahnbrechendes zu errichten, war geboren.

Die Bewerbung für die Ausrichtung der olympischen Sommerspiele wurde im Dezember 1965 unter den Vorzeichen zu einer neuen internationalen Ausstrahlung Deutschlands mit visionären und radikalen Konzepten vorgelegt. Die „heiteren Spiele“ 1972 bildeten dann mit ihrem Verständnis von offenen und demokratischen Spielen den Gegensatz zu den Olympischen Spielen in Berlin 1936.

Den Zuschlag bekam die Stadt München im April 1966. Es verblieben nach dem Architektenwettbewerb 1967 nur fünf Jahre für Umsetzung und Bau der Sportstätten. Der Bauvorgang hatte zahlreiche Hürden zu überwinden, sowohl politischer als auch bautechnischer Art. Architektonisch wurde das Konzept des „Dach ohne Schatten“ als schwebendes Zeltdach von Günther Behnisch & Partner mit Jürgen Joedicke, Beratung Heinz Isler, geplant.

Bild: Tavis Beck, Unsplash

Als Inspiration für die leichte, organische Dachlandschaft wurde die Silhouette der Voralpen, durchaus auch an schönen Tagen von dort sichtbar, genannt. Nach Wettbewerbsgewinn, Konsultation mit Jury und Stadt München wurde der Ingenieur Frei Otto sowie Ingenieur Klaus Linkwitz (Geodäsie im Bauwesen, Uni Stuttgart) hinzugezogen, damit die ingenieurtechnischen Anforderungen für ein solch großes, freischwebendes Hängedach mit vorgespannter Seilnetzkonstruktion, getragen von Pylonen, berechnet und ausgeführt werden konnten. Die Gesamtfläche der Überdachung entspricht acht Fußballfeldern.

Die Konzeption des nur nach Norden geschlossenen Hauptdaches war auch eine Reaktion auf Anforderung des Ende der 1960er Jahre eingeführten Farbfernsehens. So wurde das Filmen ohne Verschattung ermöglicht, um eine mediale Übertragung der Spiele zu optimieren.

Ein Dach über viele Sportstätten

Weiterhin bildet die Dachlandschaft ein vereinigendes Element über mehrere Sportstätten hinweg und reagiert als Gruppierung mit Umschließung eines Platzes auch auf den Landschaftspark, dem direkt anliegenden See (gestauter Nymphenburger Kanal) und der bewegten Hügelgruppe gegenüber. Noch heute kann man Konzerte im Stadium vom Olympiaberg aus mitverfolgen.

Für die Konzeption und Landschaftsgestaltung war Günther Grzimeks zuständig. Einheimische Gehölze und einfache Materialien wurden mit Blick auf Nachhaltigkeit gewählt. Blumenwiesen wurden gepflanzt und das Pflücken war für die „Stadtmenschen“ ausdrücklich erlaubt.

Infrastrukturell wurden ebenfalls innovative Lösungen verwirklicht, beispielsweise die vertikale Trennung von Wegesystemen für Fußgänger und KFZ-Verkehr, eine farbig kodierte Wegeführung über die Media-Lines (Architekt Hans Hollein, multifunktionale Röhren über Fußgänger-Niveau). Die U-Bahn, im Oktober 1971 fertiggestellt, ermöglichte optimalen Zugang für Besucher*innen und Athlet*innen. Die Wohngegend ist nach wie vor sehr beliebt und gut angebunden.

Die gestalterische Synthese von Architektur, Ingenieurwesen und Landschaftsgestaltung sowie Design und visueller Identität war gelungen.

Überschattet wurden die Spiel durch die Geiselnahme der israelitischen Athleten durch ein palästinensisches Terrorkommando. Bei einem Überfall im Olympischen Dorf töten Attentäter am 5. September 1972 zwei Athleten und bringen neun weitere Sportler in ihre Gewalt. Nach einem unbeleuchteten Helikopterflug zum Fliegerhorst Fürstenfeldbruck erfolgte dort ein Schusswechsel. Der von den Behörden unternommene Befreiungsversuch scheitert. Es kommen fünf Attentäter, alle israelischen Sportler und ein Polizist ums Leben. Die Organisation der Olympischen Spiele war nicht vorbereitet auf einen terroristischen Angriff und somit wurden auch in der polizeilichen Handhabung des Vorfalls zahlreiche Fehlentscheidungen getroffen, wie Zeitzeugen berichten. Erst im Jahr 2017, am 45. Jahrestag des Geschehens, wurde der „Erinnerungsort Olympia-Attentat München 1972“ zum Gedenken an Opfer dieses ersten terroristischen Anschlages seiner Art eingeweiht.

Was geschah danach? Zugunsten der Erhaltung des Denkmalwertes des olympischen Landschaftsparks wurde 1990 ein Parkpflegewerk beschlossen. Der Olympiapark und das Olympische Dorf wurden im 1998 vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege als Ensemble, mit den Einzelbaudenkmälern Olympiastadion, Olympiahalle und Olympiaschwimmhalle, Olympiaturm und ökumenisches Kirchenzentrum, unter Schutz gestellt. Weiterhin ist die Ruderregattastrecke in Oberschleißheim als Einzeldenkmal aufgenommen. Im Jahr 2019 fand die Kanuslalomanlage durch die Aufnahme von Augsburg mit seinem Wassermanagement-System den Weg in die Weltkulturerbeliste der UNESCO.

Im Jahr 2019 entschied der Stadtrat München, wegen der Einzigartigkeit des Ensembles eine Zusammenstellung für die Aufnahme auch des Olympiaparks in die UNESCO-Welterbe-Liste zu unternehmen. Eine Entscheidung wird 2024 erwartet.

Die Umsetzung der Nachhaltigkeit und Langzeitnutzung des Landschaftsparks und der Sporteinrichtungen ist weitgehend geglückt, aber eine weitere Entwicklung des Geländes war politisch nicht umsetzbar. Ein Umbau des Olympiastadions für den Fußballklub FC Bayern München wurde im Jahr 2000 durch ein Bürgerbegehren abgelehnt. Eine weitere Bewerbung von München als Austragungsort der Winterspiele 2022 scheiterte. Das innovative Designkonzept von 1972 bleibt mit wenigen Ausnahmen erhalten, benötigt jedoch Sanierung. Laut Beschlussvorlage des Stadtrates in den 70er Jahren war die Zeltdachkonstruktion ursprünglich nur für 15 Jahre konzipiert. Die Dachdeckung, individuell gekrümmte, einzeln gefertigte Plexiglasscheiben, wurden mittlerweile mehrfach ausgetauscht und eine Generalsanierung der Statik des Daches und der Dachdeckung sowie der Stätten mit Kosten in zweistelliger Millionenhöhe ist 2022 bis 2027 geplant.

Heute bietet die Stadt zum 50. Jubiläum Ausstellungen und eine Online-Führung durch die Stadt, damit sich alle mit der nachhaltigen Prägung der Olympiade 1972 auf München beschäftigen können.

Und ein riesiges Sommer-Sportevent gab es 2022 auch: die European Championships Munich 2022. Unter dem Motto „Back to the Roofs“ kamen fast 5.000 Sportler*innen zu Europameisterschaften in neun Sportarten zusammen – von Leichtathletik und Turnen bis zu Radfahren und Klettern. Heitere Spiele unter der alten, immer wieder neu faszinierenden Dachkonstruktion.

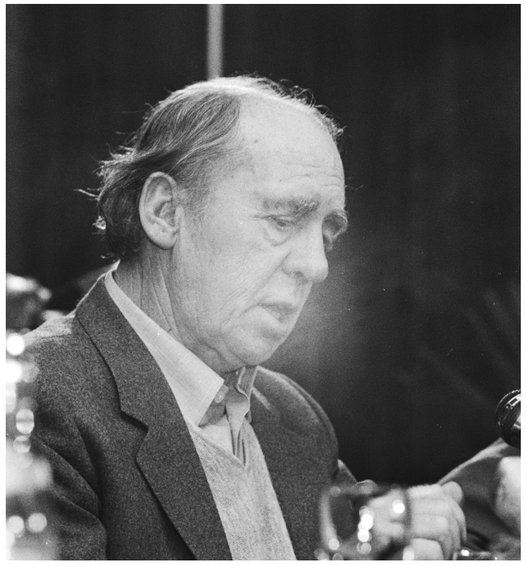
Mona Hess

Dr. Mona Hess ist Professorin für Digitale Denkmaltechnologie an der Universität Bamberg.

„Verhetzung, Lüge, Dreck.“

Am 9. Januar 1972 erscheint ein Essay im *Spiegel* – vielmehr: eine Brandrede, eine Philippika. Der Autor: Heinrich Böll. Der Anlass: Berichterstattung über Ulrike Meinhof & Co. Die Gegner: *Bild* und Axel Springer.

Was war geschehen? Unmittelbarer Anlass für Bölls Ausflug in das journalistisch-kommentierende Tagesgeschäft war eine *Bild*-Schlagzeile vom Vorweihnachtstag 1971: „Baader-Meinhof-Gruppe mordet weiter“. Eine hetzerische Vorverurteilung, wie der politisch engagierte Dichter überzeugt ist. Berichtet wurde über einen Überfall auf eine Bank in Kaiserslautern, bei dem ein Polizist erschossen worden war. Einzelheiten waren noch unklar, doch das Springer-Blatt ordnete die Tat den RAF-Terroristen zu (und lag damit richtig, wie sich später zeigen sollte).



Die Stimmung war damals sehr angespannt, nach Studentenprotesten, nach Anti-Vietnamkriegsdemonstrationen … 1968 hatte eine Gruppe um Andreas Baader und Gudrun Ensslin Brandanschläge verübt, im Mai 1970 wurde der inhaftierte Baader von Gesinnungsgenoss*innen, darunter nun auch die Journalistin Ulrike Meinhof, gewaltsam befreit. Sie gingen in den Untergrund, die „Rote Armee Fraktion“ entstand, beging Überfälle, leistete bei Verhaftungsversuchen „bewaffneten Widerstand“ gegen „die Bullen“, gegen das „Schweinesystem“, dem sie den „Krieg“ erklärte, ermordete so am 15. Juli 1971 einen Polizisten … „Es ist inzwischen ein Krieg von 6 gegen 60 Millionen. Ein sinnloser Krieg“, rechnet Böll sehr verkürzend vor.

Er rechtfertigt nicht die Taten der Linksterroristen, relativiert sie allenfalls – und er greift andere an. Eben *Bild*, eben die Springerpresse. Er steigert sich in eine Wut-, eine Brandrede: „Die Überschrift ‚Baader-Meinhof-Gruppe mordet weiter‘ ist eine Aufforderung zur Lynchjustiz“, schreibt er. Und: „Ich kann nicht begreifen. daß irgendein Politiker einem solchen Blatt [eben *Bild*] noch ein Interview gibt. Das ist nicht mehr kryptofaschistisch. nicht mehr faschistoid, das ist nackter Faschismus. Verhetzung, Lüge, Dreck.“ Er vergleicht das massive Vorgehen von Polizei und Justiz mit dem gnadenvollen Agieren gegen NS-Verbrecher wie Baldur von Schirach und schlägt gar „freies Geleit“ für Ulrike Meinhof vor, „einen öffentlichen Prozeß, und man sollte auch Herrn Springer öffentlich den Prozeß machen, wegen Volksverhetzung“.

„Harte Gräten. Zähe Karpfen“ wünscht Böll dem Verleger zu Neujahr – und bietet dem Lesepublikum schwerverdauliche Brocken. Die Maßstäbe verrutschen ihm, dem Moralisten, der Verständnis schaffen, Versöhnung erreichen will – und vielmehr spaltet. „Es ist Zeit“, so meint er, „den nationalen Notstand auszurufen. Den Notstand des öffentlichen Bewußtseins, der durch Publikationen wie *Bild* permanent gesteigert wird.“

Böll wird damit selbst zur Zielscheibe vehementer Angriffe; er wird als Terroristen-Sympathisant geziehen und am 1. Juni 1972, als es der Polizei gelingt, Andreas Baader und zwei weitere RAF-Führungsmitglieder zu verhaften, findet bei dem Dichter eine Hausdurchsuchung statt.

Im Herbst 1972 aber erhält Heinrich Böll die höchste aller Auszeichnungen: den Literaturnobelpreis. In der Begründung der schwedischen Akademie ist zu lesen: „[E]s gibt eine andere Wirklichkeit, der Bölls Dichtung ständig bedarf: Jenen Hintergrund, vor dem sich sein Dasein abzeichnet, die Lebensluft, die seine Generation atmen mußte, das Erbe, das sie anzutreten hatte. Diese Wirklichkeit ist das immer wiederkehrende, haargenau beobachtete Motiv seines gesamten Schaffens.“

Die gesellschaftlichen Spannungen, der Wahnsinn des Terrorismus, Entgleisungen auch des Journalismus, sie bleiben Teil dieser von ihm so genau beobachteten Wirklichkeit. Und er kämpft auch weiter gegen die Springerpresse. Besonders augenfällig wird dies 1974 in *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* – mehr, wie er selbst schreibt, ein „erzählerisch verkleidetes Pamphlet“ denn ein Roman. Schon im dem Buch vorangestellten Motto heißt es: „Personen und Handlungen dieser Erzählung sind frei erfunden. Sollten sich bei der Schilderung gewisser journalistischer Praktiken Ähnlichkeiten mit den Praktiken der ‚Bild‘-Zeitung ergeben haben, so sind diese Ähnlichkeiten weder beabsichtigt noch zufällig, sondern unvermeidlich.“

Markus Behmer

Bild: Dutch National Archives, Marcel Antonisse, CCO 1.0

Die Grenzen des Wachstums

Der Report *The Limits to Growth*: eine dröge Lektüre, überall Zahlen und Modelle. Trotzdem: Der Text schockierte die Welt. Er gilt als das Gründungsdokument der Umweltbewegung. Am 02. März 1972 stellte eine Gruppe junger Wissenschaftler*innen die Studie vor.

Es ist der Ökoklassiker schlechthin: *Die Grenzen des Wachstums*. Vor 50 Jahren, am 2. März 1972, wurde er vorgestellt. Der Studie gelang, was nur wenigen Texten vergönnt ist: Ihre Thesen wurden in Medien weltweit diskutiert. Millionenfache Auflage und Übersetzungen in mehr als 30 Sprachen stehen für sich.

Der Titel avancierte binnen kürzester Zeit zum stehenden Begriff. Er bringt sein zentrales Anliegen auf den Punkt: Die Zeit des wirtschaftlichen Immer-Mehr ist vorbei, der Planet kann nicht mehr weiter so ausgebeutet werden wie bisher. Das Buch half, eine globale Umweltbewegung zu etablieren – und entfachte eine bis heute anhaltende Wachstumsdebatte. Eine erstaunliche Wirkung einer wissenschaftlichen Publikation.

Wie kam es dazu? Ausgangspunkt ist die Gründung des *Club of Rome*. Ein lockerer Zusammenschluss von Menschen aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik. 1968 durch den italienischen Industriellen Aurelio Peccei gegründet. Das Ziel: Disziplinübergreifend die Zukunftsfragen der Menschheit angehen. Im Hintergrund steht die 68er Bewegung mit ihren gesellschaftlichen Veränderungen. Aber auch ein neues Bewusstsein für den Zustand der Welt. Die Industrialisierung und das rasante Wirtschaftswachstum der 50er und 60er zeigen bereits in den 70er Jahren ihr hässliches Gesicht: Schaum auf Flüssen, Luftverschmutzung, verseuchter Boden.

In dieser Situation beauftragt der *Club of Rome* eine Gruppe junger Wissenschaftler*innen am MIT, dem *Massachusetts Institute for Technology*. Federführend sind Dennis und Donella Meadows, Jörgen Randers Jay Forrester und William Behrens. Sie greifen auf die noch in den Kinderschuhen steckende Computertechnologie zurück. Den Computer World3 füttern sie mit einer Unmenge von Daten: Die Entwicklung der Industrialisierung, das Bevölkerungswachstum, die Produktion von Nahrungsmitteln, der Umgang mit Ressourcen und Rohstoffen und die Umweltbelastung. Auf dieser Basis modelliert die Forschungsgruppe erstmalig Szenarien für die Zukunft der Menschheit im Jahr 2100. Das Ergebnis der Modelle ist heute Allgemeinwissen: Exponentielles Wachstum führt zum Kollaps des gesamten ökonomischen Komplexes, zu Hunger, zur Umweltzerstörung und zur Erschöpfung der wichtigsten Rohstoffe. Das Cover der deutschen Erstausgabe findet dafür ein ikonisches Bild: ein Globus, der in den zwei Hälften einer Eierschale steckt. Wie lässt sich diese Katastrophe vermeiden? Der Bericht legt nahe: Industrielles Wachstums muss begrenzt werden, Lebensqualität wird in den Mittelpunkt gerückt.

Klare Thesen, illustrative Bilder und schließlich auch eine allgemeinverständliche Sprache: Das Forschungsteam um die beiden Meadows weiß, wie es seine Simulationen an die Leserschaft bringt. Doch die „Bombe in Taschenbuchformat“, wie *Die Zeit* die Studie zusammenfasst, spricht auch das weit verbreitete Unbehagen über die Entwicklung der Welt an. *The Limits to Growth* gibt dem Öko-Bewusstsein eine Basis. Eine neue und internationale Umweltpolitik entsteht.

Die Thesen der Studie verbreiten sich rasant. Sie werden weltweit im Feuilleton diskutiert und lösen einen Paradigmenwechsel aus. Die MIT-Gruppe macht auf der Basis erster Computermodelle deutlich: Nicht die Natur bedroht den Menschen – sondern umgekehrt ist der Mensch eine Gefahr für den Planeten. So klar die Thesen, so umstritten ist der Bericht. Er trägt die Umweltpolitik in die Medien und die Gesellschaft, bleibt aber wissenschaftlich angefragt. Zu pauschal scheinen viele modellhafte Berechnungen. Der Bericht wird als wirtschafts- und technologiefeindlich abgetan. Später zeigt sich: Gerade die sozialen Folgen des Klimawandels wie Migration, Reich und Arm, die Folgen für Frauen und Kinder bekommt der Report nicht in den Blick.

Das Autor*innenteam: Jørgen Randers, Jay W. Forrester, Donella Meadows, Dennis L. Meadows, William W. Behrens. Bild: The Club of Rome / Donellameadows.org

Und doch: *Die Grenzen des Wachstums* steht für einen radikalen politischen Wandel. Es bereitet der modernen Ökologiebewegung den Boden und trägt das Thema der Umwelt in den politischen Diskurs. Der moderne Begriff der Nachhaltigkeit wäre ohne diesen Report nicht denkbar.

Thomas Laubach

Dr. Thomas Laubach (Weißer) ist Professor für Theologische Ethik an der Universität Bamberg.

1972

Vom Ende der Verniedlichung

Vor 50 Jahren verschwindet die Bezeichnung Fräulein für unverheiratete Frauen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts etabliert sich die Anrede Fräulein für berufstätige Frauen. Diese arbeiten meist als Verkäuferinnen, Kellnerinnen und Lehrerinnen und sind vor allem eins: unverheiratet. Denn die Berufstätigkeit von Frauen ist noch strikt auf die Zeit vor der Ehe beschränkt. Insbesondere im amtlichen Verkehr werden Frauen als Fräulein bezeichnet.

Dass es heute unvorstellbar erscheint, Frauen auf offiziellen Dokumenten mit „Fräulein“ – oder ähnlich als „junge Dame“– anzusprechen, ist der Frauenbewegung der 1950er Jahre zu verdanken. Ihr lauter Ruf nach Gleichberechtigung sorgt nicht nur für das Inkrafttreten des Gleichberechtigungsgesetztes (Art. 3 Abs. 2 GG) am 1. Juli 1958, sondern auch sukzessive für die Abschaffung des „Fräuleins“.

1869 erscheint das Thema zum ersten Mal auf der politischen Tagesordnung und wird mittels einer ministeriellen Verfügung prompt abgelehnt. Knapp 100 Jahre später, im Dezember 1954, hält die FDP-Abgeordnete Elisabetha Lüders im Bundestag das Plädoyer, das den Anfang des Endes für das Fräulein markiert. Allerdings stößt ihr Thema bei den Kolleg*innen im Saal nicht auf Interesse, sondern – laut des Protokolls – auf „Heiterkeit“. „Die Forderungen der Frauen dazu [zur sprachlichen Gleichberechtigung] flogen, wie damals üblich […], in die ministerialen Papierkörbe“, so Lüders.

Es sollte noch knapp 20 Jahre dauern, bis das Fräulein aus dem Amtsverkehr verschwindet. 1955 tritt der Erlass in Kraft, wonach jede unverheiratete Frau, wenn sie dies „erkennbar“ und „aktiv“ äußert, im amtlichen Verkehr als „Frau“ zu bezeichnen ist. Weil viele den Wunsch nach einer neuen Anrede nicht „erkennbar äußern“, bleibt im Wesentlichen alles beim Alten. Erst 1971 kündigte das Bundesinnenministerium an, dass die Bezeichnung „Frau“ weder Teil eines Namens, eines Titel oder einer Personenstandsbezeichnung sei, die „verleihen werden müsste oder könnte“.

Mit Eintritt dieses Erlasses (1972) unter Bundesinnenminister Genscher (FDP) gibt es in offiziellen Dokumenten nur noch die Bezeichnungen „Herr“ und „Frau“.

Die damalige Diskussion drehte sich um die Frage, wie sehr Sprache unser Denken, Handeln und unsere Machtstrukturen beeinflusst: Es verwundert nicht, dass sich viele gegen das Fräulein – die kleine Frau – wehren. Die Anrede hat einen abschätzigen Unterton. Diesem sahen sich die Herren nicht ausgesetzt. Die Diminutive „Männlein“ oder „Herrlein“ setzen sich als Anreden nie durch – was ebenso wenig verwundert.

Auch die gegenwärtige Gender-Debatte beschäftigt sich mit Sprache und Sein. Sie stellt die These in den Raum, dass Individuen unsichtbar werden, wenn sie stets nur mitgemeint, aber nie mitgenannt werden. Allerdings haben heutige Feminist*innen ihren Vorgänger*innen im 20. Jahrhundert nicht nur zu verdanken, dass sie nie Fräulein sein mussten, sondern auch, dass sie trotz zähem Ringen um Sprache und Sein zuversichtlich in die Zukunft blicken können. Es muss ja nicht immer 100 Jahre dauern.

Jana Keil

Kryptisches aus der Hackerwelt

Ein Pseudonym, ein Verschlüsselungsprojekt, ein früher Tod.

Tron nannte sich der junge Mann, bürgerlich: Boris F. (dessen Nachname aus Rücksicht auf die Familie nicht genannt werden soll), geboren am 8. Juni 1972 in Berlin. Ein Technikfreak war er, ein Hacker, vielmehr ein Phreaker – jemand, der sich mit der Sicherheitsarchitektur von Digitaltelefonen befasst. 1995 kam er mit dem Gesetz in Konflikt, als er eine Telefonzelle demolierte. Die Polizei stellte bei seiner Verhaftung gefälschte Telefonkarten und Platinen fest. Tron brauchte sie wohl für ein Projekt. Eine Fälschungsaktion? Eine technische Innovation?

Er wurde vorbestraft – und bekannt in der Szene rund um den Chaos Computer Club. 1997 schrieb er seine Informatik-Diplomarbeit an der Technischen Fachhochschule Berlin. Das Thema: *Realisierung einer Verschlüsselungstechnik für Daten im ISDN B-Kanal*. Genau an so einer Verschlüsselung arbeitete der Tüftler-Freak auch praktisch: Er baute den Prototyp eines ISDN-Telefons mit integrierter Verschlüsselungstechnik, einfach nachbaubar, kaum zu hacken oder abzuhören. Cryptophon nannte er es – aber es wurde nie zur Marktreife gebracht. Tron selbst fühlte sich bedroht, verfolgt. Am 22. Oktober 1998 wurde seine Leiche in einem Berliner Park entdeckt: erhängt. Das amtliche Untersuchungsergebnis befand: Selbstmord. Doch Freunde bezweifelten dies. Ein Mythos war geboren; um Leben wie Tod von Tron ranken bis heute manche Verschwörungstheorien. Sollte er Geheimdiensten unangenehm geworden sein – oder Telefonkartenfälschern im Bereich der organisierten Kriminalität?

Sein Pseudonym übrigens stammt aus einem Disney-Film aus dem Jahr 1982: *Tron*. Es geht um ein Überwachungsprogramm – Realität und Fiktion, „echtes“ Leben und digitale Existenz verschwimmen.

Markus Behmer

Mitten ins Schwarze

So etwa kann man das japanische Wort „ataru“ übersetzen, das die Namensgebung des Elektronikunternehmens Atari inspirierte. Dessen Spiele und Konsolen treffen den Nerv mehrerer Generationen und legen den Grundstein für die heutige Gaming-Kultur.

Nicht aus Japan, sondern den USA stammen die Elektroingenieure Nolan Bushnell und Ted Dabney, die 1972 mit der Gründung von Atari auf dem Markt für Spielhallenautomaten einsteigen wollen. Als Bushnell einen neuen Mitarbeiter beauftragt, zu Übungszwecken ein Tennisspiel zu programmieren, hat er keine Ahnung, dass diese Hausaufgabe kurz darauf als *Pong* in den Spielehallen der 1970er Jahre für den ersten großen Hype um ein Videospiel sorgen wird.

Atari gilt als technologische Keimzelle der Videospielindustrie, beschäftigt für kurze Zeit sogar die späteren Apple-Mitgründer Steve Jobs und Steve Wozniak und bringt fünf Jahre später mit der Atari VCS 2600-Konsole *Pong* und die Faszination Gaming von den Spielhallen in die Wohnzimmer von weltweit 30 Millionen Menschen. Für den endgültigen Durchbruch im Mainstream sorgt kurz darauf das Weltraum-Ballerspiel *Space Invaders*, das – auch dank des Erfolges von *Star Wars: Episode IV* – den Umsatz der Konsole vervierfacht.

Mit *Pac-Man* geht erneut ein Ruck durch die Videospielindustrie, in der Atari bis Mitte der 1980er Jahre zum größten Entwickler aufsteigt – und sich dabei international zu vermarkten weiß: In Deutschland wirbt Sonderbotschafter Franz Beckenbauer für Spiele und Konsolen, Kooperationen mit McDonalds und Coca Cola inszenieren die Atari VCS als trendiges Lifestyle-Produkt. Auch kompetitive Elemente halten Einzug in die Szene: In Paris schafft Atari mit der *Pac-Man*-Weltmeisterschaft eines der ersten E-Sport Events, bei dem sich ein Student aus Deutschland den Titel sichert.

Trotz aller Erfolge kriselt es im Back-End. Weil sie bei der Veröffentlichung ihrer Spiele nicht namentlich genannt werden, verlassen 1979 zahlreiche Entwickler Atari und gründen mit Activision das erste unabhängige Studio, das mit dem Jump-and-Run *Pitfall!*, dem Skateboarding-Spiel *Tony Hawk's Pro Skater* und dem Ego-Shooter *Call of Duty* eigene Meilensteine in der Spielentwicklung setzt. Heute gehört es zur selben Familie wie Blizzard Entertainment, das 2004 mit dem Multiplayer-Rollenspiel *World of Warcraft* die Bildschirmzeiten von Gamerinnen und Gamern weltweit in horrende Höhen trieb.

Die Gründung von Activision, aber auch zahlreiche Nachahmer sorgen bei Atari zunehmend für Druck an mehreren Fronten. Das Ergebnis: eine regelrechte Flut an mittelmäßigen Spielen, die die Wut der Fans auf sich ziehen und den Spitzenreiter abstürzen lassen. Das Jahr 1983 geht als Videospielcrash in die Geschichte ein, kostet Atari eine halbe Milliarde Dollar – und liefert Stoff für urbane Mythen: Im Zuge ihres gefloppten *E.T. the Extra-Terrestrial* (mitunter geführt als „schlechtestes Spiel aller Zeiten“) vernichtet Atari gerüchteweise heimlich Millionen von unverkauften Spielen in der Wüste von New Mexico. Eine Ausgrabung bringt 2014 zwar nur 700.000 Exemplare ans Tageslicht, die Geschichte repräsentiert dennoch ikonisch den Zusammenbruch einer gesamten Industrie, die sich erst dank eines kleinen italienischen Klempners mit roter Mütze aus dem Hause Nintendo erholen wird.

Game Boy, PlayStation & Co. verdrängen Atari

Und heute? Eine Szene aus dem Film *Blade Runner* (1982) legt nahe, dass Atari auch in der damals weit entfernten Zukunft von 2019 noch die Schaufenster füllen würde. Eine Prognose, die sich nicht erfüllt hat: Kurz nach dem Crash wird Atari aufgeteilt, verkauft und mit der Tatsache konfrontiert, dass die goldenen Zeiten endgültig vorbei sind. 1993 kann die Atari Jaguar-Konsole längst nicht mehr mit den umfangreichen Spieleportfolios von Nintendo, Sega oder Sony mithalten, die mit Konsolen wie dem Game Boy, der Super Nintendo und später der PlayStation 1 eine ganz neue Generation Gamer prägen. Wenn Atari heute auf der Leinwand auftaucht, ist das vor allem der Retro-Nostalgie von Serien und Filmen wie *Stranger Things* oder *Super 8* geschuldet. Trotzdem hat Atari den Weg für moderne Big Player und deren Xbox, PlayStation oder Nintendo Switch bereitet und mit ihren Spieleklassikern eine Industrie geprägt, in der Spiele heute dank Conventions, Netflix-Verfilmungen und dem millionenschweren E-Sport-Sektor längst zentrales Storytelling-Medium und Bestandteil der Popkultur sind. „Ataru” wird im Japanischen mit Zielsicherheit, aber auch mit Glück assoziiert. Ataris Aufstieg an die Weltspitze der Videospielindustrie zeigt, dass es dafür beides braucht – der darauffolgende Absturz beweist auch, dass man sich während des Höhenflugs weder auf das eine noch das andere verlassen darf.

Julia Gürster

Bild: Wongbener, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Mannomann

Fast 20 Jahre dauerte es, bis das US-Magazin *Playboy* auch auf Deutsch in die Kioske und an den Mann kam. Seit dem 1. August 1972 gehören Bunnies, Playmates und Centerfolds auch hierzulande zur Populär„kultur".

„Alles, was Männern Spaß macht" – so lautete lange das Motto des Magazins, das Hugh Hefner 1953 auf den amerikanischen Markt brachte. Alles? Mit Tripple A lässt sich der Inhalt stark verkürzt zusammenfassen. Allerhand mit Livestyle (etwas Kultur, Promiklatsch, Mode ...), Autos (und andere Prestigeobjekte) – und Ar... äh, pardon: ansprechende Aktfotos junger Damen. Gleich auf dem Titel und in der Mitte, als großes Centerfold, also Ausklappbild in der Blattmitte der ersten Ausgabe erschien das wohl berühmteste Pin-Up aller Zeiten: Marylin Monroe wie Gott sie schuf – oder der Fotograf Tom Kelley sie ins Bild setzte. Oft gab es aber auch aufsehenerregende Interviews: Mit Fidel Castro, Martin Luther King oder Truman Capote, mit Muhammad Ali, John Lennon und und und.

In mehr als 30 Ländern wurden und werden teils noch Lizenzausgaben produziert; die ersten beiden erschienen 1972 in Italien – und in Deutschland, hier bis 2002 herausgegeben von der Bauer-Verlagsgruppe, dann bis 2019 von Burda. Über 300.000 Exemplare wurden hier Monat für Monat zu Spitzenzeiten verkauft, in den USA sogar bis zu sieben Millionen. Doch in den 2010-er Jahren hingen die Bunny-Ohren bald schlapper: Das Image des alten Playboytums hatte stark gelitten, Nacktheit gab es mehr und mehr im Internet, expliziter und kostenlos, während sich zum einen etwa auf Facebook seltsame Prüderie breitmachte: Gewalt geht, Nacktheit nicht, zum anderen mehr Bewusstsein für unangebrachtes bis entwürdigendes Verhalten gegenüber Frauen durchsetzte.

Machotum gibt es freilich weiterhin – tumber oft noch als einst im *Playboy*, der eher für altvordere Männer- und Frauenwelten steht. Hugh Hefner ist 2017 gestorben, der US-*Playboy* wurde 2020 als Printprodukt eingestellt (hat aber weiter eine große Online-Reichweite).

Und in Deutschland erscheint das Heft mit „allem, was Männer lieben", so der jetzige Claim, im Münchner Kleinverlag Kouneli Media – immer noch monatlich in einer Auflage von rund 100.000 Stück, weiter auch mit Interviews, Bunnies und Centerfold.

Markus Behmer

Süße Früchtchen, schnelle Autos, scharfe Kurven – wirklich alles, was Männern Spaß macht? Foto: Markus Behmer

Tatort Watergate

Mit einem Einbruch ins Hauptquartier der Demokratischen Partei nimmt die sogenannte Watergate-Affäre vor 50 Jahren ihren Lauf. Die Enthüllungen rund um den Skandal zählen bis heute zu den größten Erfolgen des investigativen Journalismus.

Eigentlich ist es eine ruhige Nacht, in der Frank Wills, ein junger Nachtwächter, seine einsamen Kontrollgänge in dem weitläufigen Watergate-Gebäude in Washington macht. Auf seinen Runden durch den Hotel- und Bürokomplex, in dem auch das Hauptquartier der Demokratischen Partei untergebracht ist, entdeckt er Klebeband an einigen Türschlössern. Es ist so angebracht, dass die Türen beim Zufallen nicht schließen. Er entfernt das Band, bemerkt aber später, dass es wieder an denselben Stellen befestigt ist. Die Polizei, die er verständigt, verhaftet in den Räumen der Demokratischen Partei eine kleine Einbrecherbande, die versucht hatte, dort Abhörwanzen zu installieren und Dokumente zu fotografieren.

Hinter dem vermeintlichen Einbruch steckt allerdings mehr: Die Verhaftung der Verbrecher am 17. Juni 1972 ist der Beginn eines politischen Skandals. Sie löst langwierige Recherchen und Berichte der *Washington Post* aus, die bis heute, wie viel zitiert wird, als „Herzstück des Mythos um den amerikanischen Journalismus" gelten, so der Soziologe und Journalismusforscher Michael Schudson in seinem Buch *Watergate in American Memory*. Mit Alan J. Pakulas Klassiker *All the President's Men* (1976) sind die hartnäckigen Recherchen der Reporter auch preisgekrönte Filmgeschichte. Die Entdeckung des Nachtwächters, mit der die späteren Entwicklungen überhaupt erst in Gang kommen, ist eine der Anfangsszenen in dem Streifen.

Mit dem Einbruch beginnen komplexe Ermittlungen der Behörden. Während die Staatsanwälte die Verantwortung zunächst nicht im engen Kreis des damaligen Präsidenten Richard Nixon suchen, wittern einige Journalisten der *Washington Post* bald – mitten im damaligen Präsidentschaftswahlkampf – eine weitreichende und politische Verschwörung. Obwohl Nixon am 7. November 1972 wiedergewählt wird, steht er bald selbst unter dem Verdacht, von dem Einbruch und den Abhörmaßnahmen nicht nur gewusst, sondern sie gar angestiftet zu haben. Es sind vor allem die beiden jungen Reporter Carl Bernstein und Bob Woodward, die die Recherchen vorantreiben. Unterstützt werden sie von einem Informanten: „Deep Throat" begleitet die Journalisten, indem er ihnen die Ergebnisse ihrer Recherchen immer wieder bestätigt oder sie bremst, wenn sie auf der falschen Fährte sind. Er lässt den Journalisten geheime Zettelchen zukommen, trifft sie nachts auf dunklen Parkplätzen. In dem Film wird über einen Blumentopf mit roten Fähnchen kommuniziert, die geheimen Treffen finden in einer düsteren Tiefgarage statt. Ob sich die Szenen tatsächlich so abgespielt haben, ist bis heute allerdings umstritten. Mithilfe ihres Informanten decken die Reporter allmählich ein Geflecht aus Lügen und Intrigen auf – und gewinnen für ihre Recherchen und Berichte 1973 den Pulitzer-Preis. Die beiden Enthüllungsjournalisten steigen so zum Vorbild für Generationen von Medienmachern auf.

In der Folge der Enthüllungen müssen mehrere Mitarbeiter des Präsidenten, darunter der damalige Justizminister John Mitchell, ihr Amt abgeben und sich vor Gericht verantworten. Ein Ausschuss des Repräsentantenhauses leitet zudem ein Impeachmentverfahren gegen den Präsidenten ein – unter anderem wegen Amtsmissbrauchs, Behinderung der Justiz und Missachtung des Kongresses. Um der Amtsenthebung zu entgehen, bekennt Nixon nach langem Ringen zumindest einen Teil seiner Schuld und tritt schließlich am 9. August 1974 – als bislang einziger US-Präsident – zurück.

Wer sich hinter dem Pseudonym „Deep Throat" verbirgt, bleibt jahrzehntelang ein Rätsel. In einem Interview mit *Vanity Fair* bricht Mark Felt, ehemaliger Vize-Chef des FBI, 2005 sein Schweigen: „I'm the guy they called Deep Throat", sagt er – und lüftet damit das letzte, große Geheimnis um die Watergate-Affäre.

Vera Katzenberger

Bild: CCO 1.0, Wikimedia

Nach dem Beispiel Homers

Ein Autodidakt macht die Archäologie populär: C. W. Cerams Weltbestseller *Götter, Gräber und Gelehrte* kann als Prototyp des modernen Sachbuchs gelten. Der Autor Kurt Wilhelm Marek stirbt vor 50 Jahren.

Bücher haben bekanntlich ihre Schicksale. Einige liegen wie Blei in den Regalen der Buchhandlungen und Bibliotheken, andere erleben Augenblickskarrieren und landen dann in den Ramschkisten, wieder andere erfahren die Gnade einer späten Entdeckung. Nur wenige Titel können sich bleibender Aufmerksamkeit erfreuen, die über Jahrzehnte anhält.

Letzteres trifft zu auf *Götter, Gräber und Gelehrte* von C. W. Ceram. Dieser „Roman der Archäologie" erschien 1948 im Hamburger Rowohlt Verlag. Nach den Verheerungen des Krieges war der Wissensdurst groß und der attraktive Titel mit den 3 G versprach anspruchsvolle und abwechslungsreiche Lektüre im sonst eher kargen Nachkriegsalltag. Ein beispielloser Erfolg: Innerhalb von nur fünf Jahren wurden 330.000 Exemplare in immer neuen Auflagen gedruckt. Es folgten Übersetzungen in 28 Sprachen, und bis heute ist der Band etwa fünf Millionen Mal verkauft worden.

Der Verfasser versteckt sich hinter einem Pseudonym in Form eines Anagramms. Kurt Wilhelm Marek (so sein eigentlicher Name), geboren am 20. Januar 1915 in Berlin als Sohn eines Tischlers, verließ schon mit 16 Jahren die Schule. Er wollte Journalist werden und bereitete sich durch intensive Buchlektüre als Autodidakt auf diesen Beruf vor. Zu seinen ersten Veröffentlichungen gehörten Theater- und Filmkritiken im *Berliner Börsenkurier*. Der bald beginnende Krieg fand ihn als Soldat an mehreren Fronten in Europa. Als Kriegsberichter und Mitglied einer Propaganda-Kompagnie veröffentlichte er zwei Bücher (*Wir hielten Narvik*, 1941; *Rote Spiegel – überall am Feind. Von den Kanonieren des Reichsmarschalls*, 1943). Anders als die Mehrzahl der so entstandenen Publikationen enthalten sie sich direkter Nazipropaganda.

Illustration aus C. W. Cerams Buch „Götter, Gräber und Gelehrte", 1949. Bild: Gemeinfrei, Wikimedia Commons

Nach Kriegsende zunächst in Gefangenschaft, arbeitete Marek alias Ceram zunächst als Kulturredakteur bei der *Welt* und als Autor für Zeitschriften und Rundfunk, bevor er als Cheflektor zum Rowohlt Verlag ging. Die Doppelfunktion als Lektor und Autor war sonst eher in der Belletristik üblich. Diesmal lieferte der Lektor jedoch einen „Prototyp des modernen Sachbuchs" aus der eigenen Feder. Neben dem flüssigen Erzählstil überzeugte der Band durch anschauliche Grafiken und Abbildungen sowie durch einen sorgfältig recherchierten Anhang (Zeit- und Stammtafeln, Literaturverzeichnis, Landkarten, Personen- und Sachregister). *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart* spricht von „dem wohl bekanntesten und in der Wirkung nachhaltigsten ersten Sachbuch der Nachkriegszeit".

Schon Homer hatte, wenn er ein Schutzschild beschreiben wollte, die Verfertigung eines solchen geschildert. Wie schon der amerikanische Mikrobiologe Paul de Kruif, den er als Vorbild nennt, wendet Ceram dieselbe Methode an: Wissenschaftsvermittlung als Beschreibung von Arbeitsprozessen, kombiniert mit dem journalistischen Prinzip der Personalisierung. So verschafft gerade Leben und Werk von Heinrich Schliemann einen vortrefflichen Einstieg in die klassische Archäologie. Der schillernde Selfmadeforscher, zu dessen 200. Geburtstag in diesem Jahr das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte eine opulente Ausstellung präsentiert, bot mit seinen Erfolgen und Irrtümern eine ideale Projektionsfläche für die szenische Darstellung der Grabungstätigkeit. Die mühsame Registrations- und Rekonstruktionsarbeit in den akademischen Schreibstuben interessiert diesen Autor nicht – er fokussiert sich auf den Prozess der Entdeckung. Dazu Paul Zanker, renommierter Archäologieprofessor aus München: „Im Grunde geht Ceram wie ein Filmemacher vor, setzt Szene neben Szene mit hartem Schnitt und fordert so die Einbildungskraft des Lesers aufs Äußerste heraus."

Der Band schlägt in vier Etappen einen weiten Bogen von Griechenland ("Das Buch der Statuen") über Ägypten („Das Buch der Pyramiden") und Vorderasien („Das Buch der Türme") bis nach Lateinamerika („Das Buch der Treppen"). Viele Leser wurden so für die Archäologie begeistert, was sich auch an der Zunahme der Studierenden in diesem Orchideenfach zeigen sollte. Der Autor ruhte sich nicht aus auf den Lorbeeren und Tantiemen seines Weltbestsellers, sondern blieb seiner Leidenschaft treu und beschäftigte sich weiter intensiv mit längst vergangenen Kulturen. 1955 erschien sein Werk über die Entdeckung des Hethiter-Reiches unter dem Titel *Enge Schlucht und schwarzer Berg*, nachdem er an den Ausgrabungen der Karatepe-Expedition in Kleinasien als Gast selbst beteiligt war. Im Jahr zuvor war er nach New York übersiedelt, wo er *Eine Archäologie des Kinos* (erschienen 1965) und eine Darstellung über die amerikanische Frühgeschichte verfasste (*The First American. Story of North American Archaeology*, 1971; deutsch 1972). Die Rückkehr nach Deutschland hat er nicht lange überlebt: Am 12. April 1972 ist Kurt W. Marek im Alter von 57 Jahren in einer Hamburger Klinik an Herzversagen gestorben. Sein Grab auf dem Ohlsdorfer Friedhof ziert als Erinnerung an die eigene Bildungsgeschichte die Bronzeplastik eines lesenden Jünglings.

Walter Hömberg

Prof. Dr. Walter Hömberg war Lehrstuhlinhaber für Journalistik und Kommunikationswissenschaft an den Universitäten Bamberg und Eichstätt sowie Gastprofessor an der Universität Wien. Er ist Herausgeber des *Almanachs Marginalistik*.

Journalist in vier politischen Systemen

Presseleute können Wortführer der Öffentlichkeit sein, Chronisten, Ratgeber ... Erich Dombrowski nahm viele Rollen ein auf seinem langen Weg vom *Geraer Tageblatt* zum Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Die historischen Brüche, die Deutschland im 20. Jahrhundert erlebte, schlugen sich millionenfach in den Biographien der Menschen nieder und hinterließen darin ihre tiefgreifenden Spuren. Das gilt nicht zuletzt für Journalisten, die berufsbedingt in enger Beziehung mit den jeweiligen Zeitläuften stehen. An Beispielen dafür muss man nicht lange suchen. Einer, an den hier erinnert werden soll, war Erich Dombrowski. Am 29. Oktober 2022 jährt sich zum fünfzigsten Mal sein Todestag. Und am 23. Dezember vor 140 Jahren wurde er geboren. Er war Journalist in vier politischen Systemen: im Deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik, im „Dritten Reich" (bis 1936) und in der Bundesrepublik Deutschland (nach 1945).

Auf die Welt kam Erich Dombrowski in Danzig, wo er ein Humanistisches Gymnasium besuchte. Zum Studium der Nationalökonomie ging er nach Kiel. Schon in Danzig begann er 1907 journalistisch zu arbeiten, was er in Kiel, Breslau und zwei Jahre als Chefredakteur des *Geraer Tageblatts* fortsetzte. Hier praktizierte er Journalismus unter Kriegsbedingungen. 1916 wechselte er zum *Berliner Tageblatt*, der angesehenen Hauptstadtzeitung im Mosse-Verlag. Theodor Wolff machte ihn dort zum stellvertretenden Chefredakteur. Mit diesem teilte er die liberale bis linksdemokratische Grundlinie. Beider Nähe zueinander fand auch darin ihren Ausdruck, dass Dombrowski der von Wolff 1918 mitbegründeten Deutschen Demokratischen Partei (DDP) beitrat. In der Zeitung schrieb Dombrowski in den schweren Gründungsjahren der Weimarer Republik Leitartikel vor allem zu innenpolitischen und wirtschaftlichen Themen. Freilich begnügte er sich damit nicht. Seit 1918 war er Mitarbeiter der von Siegfried Jacobsohn gegründeten linksintellektuellen *Weltbühne*. Für diese verfasste er an die hundert Kurzporträts von mehr oder weniger prominenten Zeitgenossen „zwischen altem und neuem System". Dies tat er unter dem Pseudonym Johann Fischart, eines elsässischen Dichters des 16. Jahrhunderts. Diese Porträts, Meisterwerke der Beobachtung und persönlichen Pointierung, wurden in den 1920er Jahren in mehreren Sammelbänden nachgedruckt. Unter dem Namen des Baseler Dichters Sebastian Brant lieferte Dombrowski Glossen auch zur *Neuen Rundschau*.

1926 übernahm Erich Dombrowski den Posten des Chefredakteurs des *Frankfurter General-Anzeigers*, eines Exponenten des auflagenstarken, durch Anzeigen finanzierten lokalen Zeitungstyps. Darin stand der lokale Inhalt im Vordergrund. Nach drei Jahren unter nationalsozialistischer Herrschaft musste Dombrowski 1936 deren wachsendem Druck weichen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs begann die vierte Phase von Dombrowskis journalistischer Karriere. Bei der Suche nach geeigneten Journalisten für den Neuaufbau einer demokratischen Presse war es nicht schwer, auf ihn zu stoßen. Zwar kam er bei der Rekrutierung des Herausgebergremiums der *Frankfurter Rundschau* in der amerikanischen Zone nicht zum Zuge. Aber in der französischen Zone war das anders. Hier wurde er zunächst zum Chefredakteur des *Neuen Mainzer Anzeigers* bestellt, dessen erste Ausgabe am 26. Oktober 1945 herauskam. Im Jahr darauf avancierte Dombrowski zum Chefredakteur der *Allgemeinen Zeitung*, die in Mainz als französische Zonenzeitung neu auf den Markt kam. Und 1949, nach Ende der Lizenzphase, gehörte Dombrowski mit Hans Baumgarten, Karl Korn, Paul Sethe und Erich Welter zu den sechs Gründungsherausgebern der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, die die Nachfolge der alten, 1943 verbotenen *Frankfurter Zeitung* antreten wollte. Er hat diese Zeitung bis zu seinem Ausscheiden 1962 als inzwischen eher konservativer Leitartikler maßgeblich mitgeprägt.

Jürgen Wilke

Dr. Jürgen Wilke ist emeritierter Professor der Universität Mainz. 2022 ist seine Autobiografie *Erlebtes und Erforschtes* erschienen.

„Er roch das Kommende“

Erich Dombrowski zum zweiten: Neben dem Mainzer Professor Jürgen Wilke (siehe Vorseite) hat sich auch unser Münchner Kollege Heinz Starkulla dem im Wandel konstanten Zeitungsmann angenommen. Er beleuchtet einige weitere Aspekte seines Publizistenlebens.

1945 schlug er das Angebot der Amerikaner aus, eine Lizenz für die *Frankfurter Rundschau* zu erhalten, weil er sich nicht mit kommunistischen Lizenzträgern zusammentun wollte. (Andere sagen: weil er nicht Chefredakteur werden konnte.) Und der ranghöchste Presseoffizier der Französischen Besatzungszone, Colonel Loutre, bestärkte ihn darin, nach Mainz zu wechseln und in der völlig zerbombten Stadt eine neue Tageszeitung aufzubauen. Die Herren kannten sich von früher: Camille Loutre war Berliner Korrespondent des *Petit Parisien* gewesen, als ihm in den 1920er Jahren Erich Dombrowski, damals Theodor Wolffs Stellvertreter in der Chefredaktion des *Berliner Tageblattes*, „ein wenig die Wege geebnet hatte“. So kam es, dass Dombrowski mit einer Handvoll weiterer Journalisten, Setzer und Verlagsleute in den Trümmern der Gutenbergstadt den *Neuen Mainzer Anzeiger* erstehen ließ, der sich in *Allgemeine Zeitung* umbenannte, nachdem er sich um einige Ableger in der Umgebung von Mainz vermehrt hatte.

Viel bekannter dürfte bis heute geblieben sein, dass Erich Dombrowski zusammen mit Erich Welter, Paul Sethe und anderen namhaften Zeitungsmännern eines der Flaggschiffe der bundesrepublikanischen Presse begründete: Die französische Militärregierung wünschte eine überregionale Zeitung auf Augenhöhe mit der *Neuen Zeitung* in der US-Zone und anderen Leitmedien. Dombrowski wurde mit dem Projekt beauftragt; es materialisierte sich zunächst als erweiterte *Allgemeine Zeitung (Hauptausgabe mit Wirtschaftsblatt)* in Mainz. 1949 trennte sich das ehrgeizige Unternehmen von der *Allgemeinen Zeitung* ab und übersiedelte nach Frankfurt am Main. Es heißt bis heute *Frankfurter Allgemeine*. Dombrowski blieb Chefredakteur in Mainz, wurde aber bis 1962 zugleich einer der Herausgeber der *FAZ*.

Erich Dombrowski hatte damals schon eine glänzende Karriere hinter sich gebracht. 1882 in Danzig geboren, hatten ihn nach Banklehre und einigen Studiensemestern journalistische „Wanderjahre“ nach Kiel, Breslau und Gera geführt, bevor er 1916 als Innenpolitiker ans *Berliner Tageblatt* berufen wurde. Im Ersten Weltkrieg war er auch publizistisch am deutschen Generalgouvernement Warschau tätig; am *BT* verblieb er bis 1926, als er den *General-Anzeiger* der Stadt Frankfurt a. M. als Chefredakteur übernahm. Zehn Jahre später drängte das nationalsozialistische Regime ihn aus dem Amt.

Ein solcher Freigeist taugte im „Dritten Reich“ nicht zum Journalisten, auch wenn er nicht wirklich ins linke Spektrum gehörte. Nach 1918 hatte er unter Pseudonym publiziert: In der *Neuen Rundschau* des S. Fischer Verlags hatte er als „Sebastian Brant“ 1921 eine „Politische Chronik“ geschrieben, und vor allem hatte er in Siegfried Jacobsohns *Weltbühne* als „Johannes Fischart“ Charakteristiken von politischen Köpfen Deutschlands verfasst, die zwischen 1919 und 1925 auch in vier Sammelbänden abgedruckt wurden. (Dass er neben diesen Decknamen, die auf satirische Autoren der frühen Neuzeit verweisen, auch unter dem Pseudonym „Felix Pinner“ geschrieben haben soll, ist offenkundig eine Fehlinformation, die sich von einem biographischem Handbuch zum nächsten hinschleppt; Pinner war als Chef des Handelsteils Dombrowskis Redaktionskollege am *BT*.) Als Johannes Fischart rief er einem heute längst vergessenen Zeitungsmann, Siegfried Bryk, nach, er sei ein „geborener Journalist“ gewesen: „er roch das Kommende und spürte dem Werdenden nach“. Das lässt sich auch als Selbstcharakteristik Erich Dombrowskis lesen, dem sein Nachfolger als Chefredakteur der *Allgemeinen Zeitung*, Hermann Dexheimer, nachrühmte, dass bis zu seinem Tode 1972 auch schwere Krankheit „das journalistische Interesse nicht erlahmen“ ließ. *Heinz Starkulla jr.*

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
Frankfurt / Dienstag, 1. 11. 1949 | Herausgegeben von Hans Baumgarten, Erich Dombrowski, Karl Korn, Paul Sethe, Erich Welter | Täglich / 20 Pfennig / Nr. 1

Zeitung für Deutschland

In Berlin

Der Saum des Mantels

Der Bundespräsident in Berlin
Professor Heuß von den Berlinern stürmisch umjubelt

Inkognito in Frankfurt

Ein Zwischenfall

Austritt aus der Regierung

Bild: FAZ, Nr. 1, 01.11.1949, Stiftung Haus der Geschichte

Durch die Leser gerettet

Nach dem Tod von *Publik* kam es auf Initiative der Leserinnen und Leser zu einer raschen Auferstehung: Seit 50 Jahren erscheint *Publik-Forum* als Zeitschrift kritischer Christinnen und Christen.

Ein großer Wurf sollte es werden. *Publik* wollte sich absetzen von der konventionellen katholischen Publizistik. Die neue Wochenzeitung, zuerst erschienen am 27. September 1968, unterschied sich von den üblichen konfessionellen Presseprodukten: Großes Format, modernes Design, journalistisch anspruchsvoll, inhaltlich anregend und sowohl zum Nachdenken als auch zum Widerspruch reizend. So positiv das Echo gerade bei Intellektuellen auch war – es fanden sich dann zu wenig Abonnenten und Käufer, um die große Redaktion und die aufwendige Produktionsweise zu finanzieren. Nach der üppigen Anschubfinanzierung wollte die Mehrheit der Bischöfe das Blatt nicht weiter subventionieren, zumal vielen von ihnen der progressive Grundtenor gegen den Strich ging. So fand das ambitionierte Projekt bereits nach drei Jahren ein Ende. Chefredakteur Alois Schardt konstatierte am 19. November 1971 in seinem letzten Leitartikel: *Publik* ist „am katholischen Milieu“ gestorben.

Aus altem Holz sprießt junges Grün

„Das Milieu verändern“, so lautete deshalb die Forderung des Theologen Karl Rahner im Nachfolgeblatt *Publik-Forum*. Die Titelgrafik der ersten Ausgabe vom 28. Januar 1972 zeigt einen abgeschlagenen Baumstumpf, aus dem eine zarte Blume herauswächst. So enttäuschend die ökonomische Bilanz der liquidierten Wochenzeitung auch war – das Blatt hatte großes Vertrauenskapital angesammelt: In vielen deutschen Städten bildeten sich Freundeskreise, und Lesergruppen protestierten gegen die Einstellung. Einen Appell zur Fortführung unterzeichneten 16.000 Sympathisanten, darunter prominente Politiker, Publizisten und Wissenschaftler jedweden Geschlechts. Im ersten Heft des Nachfolgeprojekts, herausgegeben von der „Leserinitiative Publik“, geht es hauptsächlich um die Wiederbelebung des alten Mediums in neuer Form. Im Rückblick zeigt sich: Die angestrebte Endstufe (*Publik* im gewohnten Umfang und Format) wurde zwar nicht erreicht, aber das sogenannte „Midi-Projekt“ konnte mit viel Einsatz und Energie realisiert werden. Bereits das dritte Heft kann von 6.000 Abonnenten berichten. Damit ist das Erscheinen im Zwei-Wochen-Rhythmus gesichert, wobei der Umfang des Heftes kontinuierlich zunimmt.

Ein Mann, ein Blatt…

Die redaktionelle Arbeit leistete Harald Pawlowski aus der alten *Publik*-Redaktion fünf Jahre lang im Alleingang. In seinen Lebenserinnerungen hat der im Juni 2022 hochbetagt Verstorbene die Arbeit in der Ein-Mann-Redaktion anschaulich beschrieben („Ein Abenteuer der Selbstausbeutung“). Wie im Vorläuferblatt sollte „ein dialogisch angelegter Reformkurs in Gesellschaft und Kirche“ unterstützt werden.

Die „Zeitung kritischer Christen“, so ein späterer Untertitel, verstand sich immer als ökumenisches Projekt. Sie ließ auch jene zu Wort kommen, die in der kirchenamtlichen Publizistik meist ignoriert und manchmal stigmatisiert werden: Basisgemeinden, Protestbewegungen, Initiativgruppen. Dabei versuchte die Redaktion zu vermeiden, zum Sprachrohr einzelner Gruppierungen zu werden – das Blatt sollte ein „Forum“ bleiben. Die Unabhängigkeit der Redaktion garantiert der Träger: die Leserinitiative Publik-Forum, ein gemeinnütziger Verein mit eintausend Mitgliedern. Er beruft für jeweils fünf Jahre einen Herausgeberkreis, der gegenwärtig aus vier theologisch und publizistisch versierten Personen besteht.

… und viele neue Leser

Die offiziellen oder offiziösen kirchlichen Printmedien sind häufig stark subventioniert. Während den meisten von ihnen die Abonnenten weglaufen (oder wegsterben), kann *Publik-Forum* auf beachtliche Zuwächse verweisen: 1985 lag die verkaufte Auflage bei fast 20.000 und zehn Jahre später bei mehr als 30.000 Exemplaren. Aktuell hat sich die Auflage bei etwa 36.000 Abonnenten (Print und Digital) eingependelt.

In der Pressegeschichte gibt es manche Beispiele dafür, dass gerade Zeitschriften eine enge Leserbindung aufbauen können. Kaum jemals ist jedoch ein Blatt durch die Initiative seiner Leser (wieder-)gegründet worden. Und ganz selten gab es ein Netz von Leserkreisen, die sich regelmäßig zur Diskussion über Themen und Beiträge „ihrer“ Zeitschrift und zu Vortragsveranstaltungen mit Redakteuren und Mitarbeitern treffen. Zwischen Leipzig und Lörrach, Münster und München, Werl und Wien sind derzeit 36 solcher Gesprächskreise aktiv.

Die Zeitschrift kommt weiterhin alle 14 Tage heraus, inzwischen im Umfang von 64 Seiten. Ergänzend erscheinen monatlich „Extra“-Magazine zu Themen der Spiritualität und zu Lebensfragen. In der Redaktion arbeiten jetzt acht festangestellte Journalistinnen und Journalisten sowie eine – ausschließlich durch zusätzliche Leserspenden finanzierte – Volontärin.

Die Entwicklung von *Publik-Forum* zeigt, dass christliche Zeitschriften auch heute noch unabhängig von der kirchlichen Hierarchie und von Verlagskonzernen überleben können. Das Blatt hat sich profiliert als konstruktiv-kritische Stimme in den aktuellen Debatten um politische, soziale und ökologische Fragen und um Reformen in Kirche und Gesellschaft. Es stimmt schon: Todgesagte leben manchmal länger. *Walter Hömberg*

Comedy, Crime und Cannoli

Gefährliche Komiker, spitzfindige Detektivinnen und hungrige Mafiosi: Gangster kommen im Filmjahr 1972 im Kino groß raus, aber auch der Arm des Gesetzes schaltet einen Gang höher – ein Filmangebot, das man nicht ausschlagen kann.

Zwölf Minuten dauern die längsten Standing Ovations in der Geschichte der Oscars. Und für wen steht das hochkarätige Publikum so lange auf den Füßen und klatscht sich die Hände wund? Freilich gibt es da nur einen: Komiker-Genie Charlie Chaplin. Wie kein anderer hat der britische Schauspieler mit seinen Arbeiten die Filmgeschichte bereichert. Seine Figur des „Tramp" ist bis heute unvergessen, er selbst längst zur Filmikone geworden. Dementsprechend emotional verläuft die Preisverleihung bei den 44. Academy Awards: Sichtlich gerührt empfängt der Weltstar den Ehrenoscar für „unschätzbare Verdienste um die Filmkunst", während ihn die High Society Hollywoods mit nicht enden wollendem Applaus bejubelt. Gerührt ist Chaplin auch deshalb, weil er zum ersten Mal seit 20 Jahren wieder auf einer amerikanischen Bühne stehen darf: Wegen Verdachts auf Kommunismus war über ihn ein Einreiseverbot in die USA verhängt worden. Für die Oscarverleihung erhält Charlie Chaplin ein zehntägiges Visum. „Die Amerikaner haben immer noch Angst vor mir", witzelt der Komödiant danach fröhlich.

Mit Vollgas räumt bei der Oscarverleihung auch ein anderer ab: und zwar *The French Connection – Brennpunkt Brooklyn*. Der Polizeifilm gewinnt unter anderem die Preise für „Bester Film", „Beste Regie" und „Bester Hauptdarsteller" mit Gene Hackman. Der Thriller über zwei Gesetzeshüter, die per Zufall einen riesigen Drogenschmuggel von Marseille nach New York aufdecken, fesselt von der ersten Minute. Er nimmt den Zuschauer mit auf eine wilde Treibjagd durch den Big Apple. Ganz aus der Luft gegriffen ist die Story zudem nicht: Sie basiert auf dem bis dato größten Drogenfund in der New Yorker Polizeigeschichte. Eddie Egan, der als Polizist 1962 am Fund beteiligt war, steht den Filmaufnahmen beratend zur Seite – weshalb das Katz-und-Maus-Spiel gar so gelungen auf die Leinwand gebracht werden kann. Getoppt wird das Ganze nur noch durch eine der wohl am besten inszenierten Verfolgungsjagden der Filmgeschichte: Im Auto heizt Detective Jimmy „Popeye" Doyle (Hackman) mit Höchstgeschwindigkeit einem entführten Zug hinterher. Unklar bleibt dabei, wer skrupelloser ist: der Gangster, der versucht zu flüchten, oder der Gesetzeshüter, der ohne Rücksicht auf Passanten durch die Straßen rast.

„Lass die Kanone im Auto. Die Cannoli kannst du mitnehmen." Wer hier die bösen Buben sind, ist klar: Francis Ford Coppola hat mit *Der Pate* 1972 ein Genre neu erfunden und liefert mit dem Mafia-Meisterwerk einen Klassiker der Filmkunst ab. Nahezu kriminell ist der Erfolg des Streifens an den Kinokassen. Nur ein Teil des Publikums scheint zunächst wenig begeistert: Echte Mobster versuchen den Dreh zu verhindern, aus Angst, ihr filmisches Porträt könnte gar zu akkurat werden. Als *Der Pate* in die Kinos kommt, revidiert jedoch die Cosa Nostra ihre ursprünglichen Vorbehalte: Durch Coppola wird sie nämlich salonfähig. Jedoch muss der Regisseur zunächst selbst einige Hindernisse aus der Welt räumen: Kritik an der Besetzung wird laut. Marlon Brando gilt in den 1970ern als abgeschrieben und keiner traut dem unbekannten Theaterschauspieler Al Pacino die Rolle des rachsüchtigen Mobstersohnes Michael zu. Doch Coppola besteht auf seiner Wahl – per fortuna wie der Italiener sagen würde: Im darauffolgenden Jahr erhält Brando für seine Rolle als Don Vito Corleone den Oscar als „Bester Hauptdarsteller". Den Preis für den „Besten Film" räumt der Streifen ebenfalls ab. Und der bis dato unbekannte Al Pacino? Der wird zu, naja, Al Pacino eben. 1974 legt Coppola nach und dreht eine Fortsetzung. *Der Pate 2* räumt die Kinokassen leer wie ein erfolgreicher Raubüberfall und beweist: Fortsetzungen können besser sein als das Original.

Die kriminellen Eskapaden in *Vier Fäuste für ein Halleluja*, der im selben Jahr wie *Der Pate* erscheint, sind hingegen von weniger Erfolg gekürt. Die Westernparodie mit Bud Spencer und Terence Hill ist einer der beliebtesten Filme des Jahres 1972. Als Pferdediebe Bambi und Trinity prügelt und kabbelt sich das famose Duo durch den Wilden Westen. Bambi (Spencer) soll dem ungeliebten Bruder Trinity (Hill) das Familienhandwerk – die Dieberei – beibringen. Trinity eignet sich, wie sich herausstellt, aber so gar nicht zum Pferdestehlen und sabotiert jeden Raubzug seines Bruders. *Vier Fäuste für ein Halleluja* ist bis heute der erfolgreichste Film des Prügel-Paares und legt den Grundstein für ihren Weltruhm. „Die Anarchistenmoral, das attraktive Spiel, viele Schauwerte und schnodderige Dialoge", schreibt das *Lexikon des internationalen Films*, „machen den Western zu einem Festschmaus für Fans". Mit dem Film gibt es ordentlich auf den Kiefer – und zwar auf die Lachmuskeln. Oder wie Bambi sagt: „Hoffentlich halten's die Hosen aus".

Sanftmütige Riesen und schweigende Musen

Das Jahr 1972 bringt uns grandiose Filmerfolge und großartige Darstellungen, jedoch müssen wir uns von einigen unvergessenen Persönlichkeiten der Filmgeschichte verabschieden: So etwa von dem US-amerikanischen Schauspieler Dan Blocker. Bekannt für seine Rolle als Eric „Hoss" Cartwright in der Westernserie *Bonanza*, stirbt der beliebte Schauspieler am 13. Mai 1972 im Alter von nur 43 Jahren an einer Lungenembolie. Ob Blockers Geburt wohl schon seinen Riesenerfolg prophezeite? Immerhin ist der Texaner, als er am 10. Dezember 1928 in De Kalb zur Welt kommt, mit 14 Pfund das größte Baby weit und breit.

Später prägt er mit seinen 1,93 Metern und 136 Kilogramm den Begriff des „sanftmütigen Riesen". Als „Hoss" Cartwright mausert er sich schnell zum beliebtesten Darsteller der Serie. Fans beschreiben ihn als das „Herz und die Seele" der Show – und das ganze 415 Folgen lang bis zu seinem Tod.

Riesenerfolg in Hollywood kann auch Wilhelm Dieterle verzeichnen, der am 9. Dezember 1972 stirbt. Bekannt wird der deutsche Filmregisseur vor allem durch Biografien von berühmten Persönlichkeiten wie etwa Florence Nightingale, Louis Pasteur und Émile Zola. Couragiert setzt sich Dieterle zudem während des Nationalsozialismus für deutsche Exilanten in Hollywood ein. Er verschafft emigrierten Künstlerkolleginnen und -kollegen Jobs in der Branche. Viele bringt er mit kleinen Rollen in seinen eigenen Filmen unter oder versorgt sie mit Anstellungen in anderen Produktionen. Mit seinem Engagement landet er auf der (inoffiziellen) „grauen Liste" der amerikanischen Regierung: Da er sich offen gegen die Nationalsozialisten einsetzt und mit „Linken" wie Bertolt Brecht befreundet ist, wird er des Kommunismus verdächtigt. Weshalb, nach Wilhelm Dieterles eigenen Aussagen, seine Karriere ab den 1950er Jahren zum Erliegen kommt.

Die schweigende Muse: So lautet der Titel ihrer Autobiografie. Asta Nielsen stirbt am 25. Mai 1972. Die dänische Schauspielerin ist der erste große Star des deutschen Stummfilms – ja, der erste weibliche Filmstar überhaupt. Sie ist beim Publikum so beliebt, dass wegen ihr sogar eine ganz neue Form des Kinos möglich wird: Besteht das Abendprogramm zunächst nur aus Kurzfilmen, so konnten sich mit Nielsens Hilfe erste abendfüllende Spielfilme durchsetzen. Dabei glänzt die Dänin in den unterschiedlichsten Rollen: als Prostituierte, Arbeiterin oder Tänzerin – ihr Repertoire macht wortwörtlich sprachlos. Leider ist es die Sprache, die ihrem Erfolg ein jähes Ende bereitet: Mit dem Aufkommen des Tonfilms gelingt es Asta Nielsen nicht mehr, durch ihr markantes Mienenspiel zu überzeugen. Obwohl sie eine angenehme Stimme besitzt, kann sich der Stummfilmstar im neuen Medium nicht durchsetzen.

Bild: Asta Nielsen im Film *Der schwarze Traum* (1911), Library of Congress, Ggbain. 31073

Die Rolle ist ihr auf den Leib geschneidert: Margaret Rutherford, besser bekannt als Miss Marple, stirbt am 22. Mai 1972. Bevor sie dem Verbrechen auf der Spur ist, durchlebt die Britin eine tragische Kindheit: Ihr psychisch kranker Vater wird des Mordes angeklagt und verbringt einen Großteil ihres Lebens hinter Gittern. Die schwangere Mutter nimmt sich das Leben. Rutherford wächst, im Glauben eine Waise zu sein, bei ihrer Tante auf. Die Schauspielerei ist da wohl ein Lichtblick in ihrem frühen Leben. Schon in der Grundschule entflammt die Britin für das Theater, der Erfolg erweist sich jedoch als Spätzünder: Erst im Alter von 33 Jahren ergattert sie ihre erste Rolle. Von da an nährt sich das Flämmchen zögerlich, aber beständig. Den Höhepunkt ihrer Karriere erreicht Margaret Rutherford dann mit fast 70 Jahren, als sie die spitzfindige Amateur-Detektivin Miss Marple in den Roman-Verfilmungen von Agatha Christie verkörpert. „Mein Erfolg kam spät, aber – wenn man so sagen darf – in recht sensationeller Art", scherzt die Schauspielerin.

Heute hier und morgen da: So flink wie er von Studio zu Studio springt, könnte man fast meinen, der Cartoon-Hase Bugs Bunny beruht auf einem seiner Schöpfer: Frank Tashlin stirbt am 5. Mai 1972. Der Amerikaner hebt gemeinsam mit Tex Avery, Chuck Jones und Robert Clampett die beliebten *Looney Tunes* aus der Taufe. Kurz darauf kündigt Tashlin bei den Warner Brothers und geht zu MGM. Dort bleibt er nur kurz, bevor er wieder zurück zu den Warner Bros. geht – aber nicht lange: Der Animator reicht erneut seine Kündigung ein und beginnt bei Disney zu arbeiten. Von dort geht es zu Colombia Pictures und dann ein zweites Mal zurück zu den Warner Bros. Ein Hin und Her, von dem man fast ein Schleudertraum bekommt. 1942 hängt Frank Tashlin den Animationsfilm endgültig an den Nagel und landet beim Realfilm. Jedoch scheint es, als könnte man den Cartoonisten aus den Cartoonstudio kriegen – aber nicht den Trickfilm aus Frank Tashlin: Seine Filme enthalten comichafte, überzogene Elemente, die der Animator ganz klar aus seinem alten Berufsleben mitbringt. Etwa wenn in *Schlagerpiraten* aus dem Jahr 1956 Sexikone Jayne Mansfield im Vorbeigehen Eis zum Schmelzen, Milchflaschen zum Explodieren und Brillengläser zum Platzen bringt – für so viel Comedy-Talent hat sich das ganze Hin- und Hergehoppel auf alle Fälle rentiert.

Viktoria Sommermann

A Walk on the Wild Side

Wild, laut, innovativ, experimentell war vieles, was 1972 den Rock bereicherte – im Jahr als Ziggy Stardust auf der Bühne erschien und ein Casinobrand, ein dummer Ziegelstein und die Suche nach einem Herz aus Gold zu Themen unvergesslicher Songs wurden.

1972 war das Jahr, in dem die letzte Apollo-Mission zum Mond startete; seitdem hat kein Mensch mehr den Mond betreten. Als direktes Korrelat zu dieser Phase der Raumfahrt erschien im gleichen Jahr David Bowies *Ziggy Stardust*-Konzeptalbum, und er selbst trat in seinen berühmt gewordenen silbernen Pseudo-Raumfahrtanzügen auf. Aber wie das Apollo-Programm sein Ende fand, so verabschiedete sich Bowie schon zwei Jahre später wieder von seiner Kunstfigur.

Die gleiche Thematik wurde auch von Elton John mit seinem „Rocket Man" von seiner LP *Honky Château* weitergeführt. Das Album hatte Elton John in einem französischen Schloss aufgenommen und war damit einem anderen Trend gefolgt, der vor allem von den Rolling Stones vorgelebt wurde: zeitweilig mit Sack und Pack in eine exotische Location umzusiedeln, ob aus Flucht vor der britischen Steuer oder zur künstlerischen Inspiration, und dort in einem temporär zum Studio eingerichteten Raum die neuen Stücke aufzunehmen. Die Stones waren 1971 samt Freundinnen in eine Villa an der Côte d'Azure gezogen, hatten ihr mobiles Aufnahmestudio dabei (einen umgebauter Laster) und nahmen im feuchten Keller der Villa ihr legendäres Doppelalbum *Exile on Main Street* auf. Die Sessions waren etwas unorganisiert, von vielen Gästen frequentiert, der Heroin-Verbrauch enorm, die Tonqualität rau, aber das Ergebnis gilt heute (mehr als zum Zeitpunkt der Veröffentlichung) als Meisterwerk des Bluesrock. Es enthielt u.a. die Songs „Tumbling Dice" und „All Down the Line", Keith Richards sang (und singt bis heute) „Happy". Die Stones gingen im Juni-Juli des Jahres mit dem neuen Material auf eine sehr erfolgreiche USA-Tournee.

Deep Purple veröffentlichte 1972 ihren Erfolgshit „Smoke on the Water". Bild: Thames, Wikimedia, CCO 1.0

Umgekehrt ging eine legendäre amerikanische Band auf große (und teure) Europa-Tournee: die Grateful Dead, die danach Aufnahmen der Auftritte (die sämtlich von der Plattenfirma mitgeschnitten worden waren) zu einer kommerziell sehr erfolgreichen Dreifach-LP zusammenstellten (heute DoCD). Es wurde ihr erfolgreichstes Livealbum – 2011 erschien deshalb Vol. 2 dieser Tournee, auf der viele neue Stücke gespielt wurden. Ebenfalls 1972 begann der Audio-Engineer Owsley Stanley für Grateful Dead den „Wall of Sound" zu entwerfen – nicht zu verwechseln mit dem Aufnahmekonzept von Phil Spector, vielmehr eine einzigartige gigantomane PA-Anlage für die Band mit hervorragender Akustik für Stadien. Sie sollte aber erst zwei Jahre später (für kurze Zeit) zum Einsatz kommen – Transport, Logistik und Unterhalt der Anlage waren auch für Grateful Dead ruinös teuer.

Mit dem mobilen Aufnahme-Studio der Stones waren auch die Deep Purple unterwegs, und zwar in Montreux, als ein Feuer im dortigen Casino bei einem Konzert von Frank Zappas Mothers of Invention deren gesamtes Equipment zerstörte. Verewigt ist diese Geschichte in dem Song, der eines der bekanntesten Rock-Stücke überhaupt werden sollte, ganz sicher aber das bekannteste Stück von Deep Purple: „Smoke on the Water". Die legte daneben bei ihren Auftritten aber auch ihren Ehrgeiz darein, als die lauteste Rockband überhaupt zu gelten.

The Who waren nach einer USA-Tournee im Vorjahr 1972 in Europa unterwegs, brachten aber – zwischen *Tommy* und *Quadrophenia* – nur Singles heraus. Auch Led Zeppelin waren 1972 ebenfalls vorwiegend auf Tournee, die ja auch mit den Stücken ihres Mega-Sellers vom Vorjahr („Black Dog", „Rock and Roll", „Stairway to Heaven") genügend Material hatten, auf die das Publikum nur wartete. Ebenfalls auf großer Tournee waren in diesem Jahr – noch vor dem Erscheinen ihres im Vorjahr aufgenommenen Konzert-Film-Klassikers *Live At Pompeii* – Pink Floyd, die aber, anders als die Stones und Led Zep, nicht *nach* der Veröffentlichung eines Albums, sondern *vorher* die neuen Stücke live spielten: Langsam entwickelte sich so der Mega-Seller des Folgejahres, *Dark Side of the Moon*, aus der Spielpraxis und Erfahrung, die die Band auf der Tournee des Jahres 1972 mit den Stücken gewannen. Vermutlich war dies auch der Grund, warum die späteren Aufnahmen als Konzeptalbum so gelungen waren: Man wusste, was wie funktionieren und ankommen würde, spieltechnisch und beim Publikum.

Ein Konzept-Album, oder vielmehr eine Persiflage auf solche, stellte auch das überaus erfolgreiche Album *Thick as a Brick* von Jethro Tull dar: es enthielt nur ein einziges, langes Stück, das autobiographische Elemente von Ian Anderson selbst für seine Geschichte nutzt.

Den größten kommerziellen Erfolg des Jahres hatte aber Neil Young, der mit *Harvest* den Country Rock zum Mainstream machte. Den Hit „Heart of Gold" würde das Publikum fortan jeweils schon nach dem charakteristischen ersten Takt erkennen. Auch „Old Man" wurde Bestandteil seines Konzertrepertoires der nächsten Jahre.

Als Neugründung veröffentliche Roxy Music 1972 sein gleichnamiges Debutalbum, bei dem ein Saxophon und vor allem der Synthesizer die klassische Besetzung einer Rockband erweiterten. Mit der Single „Virginia Plain" gelang der Band, die als Vertreter des experimentellen Art Rock galt, gleich ein Hit. Ihr Frontmann Bryan Ferry tritt bis heute – aus Prinzip stets gut gekleidet – mit den Erfolgsstücken der Band auf. Ebenfalls neu gegründet, brachten in den USA die Eagles ihre erste LP heraus, ebenfalls schon mit einem Hit: „Take it Easy". Bis zum „Hotel California" sollte es aber noch eine Weile dauern.

Bob Dylan gönnte sich 1972 weiterhin eine Auszeit, ebenso Eric Clapton, für den aber seine Plattenfirma die *History of Eric Clapton* zusammenstellte – die bis dato gelungenste Kompilation eines Einzelkünstlers mit Stücken aus seiner ganzen Karriere, d.h. auch verschiedenen Bands. Die Platte machte das Stück „Layla" berühmt, was der Originalveröffentlichung nicht gelungen war. Berühmt wurde auch „You're so Vain" von Carly Simon, weil der Song – neben der sehr eingängigen Melodie – angeblich an Mick Jagger adressiert war. Die Referenzen in Lou Reeds „Walk on the Wild Side" waren hingegen kein Rätsel, sondern schlicht und einfach Andy Warhol und seine New Yorker Factory. Ein erfolgreiches (posthumes) Live-Album erschien 1972 auch mit *Hendrix in the West*, das allein schon wegen des Klassikers „Johnny B. Goode" lohnt, bei dem das Publikum auf seine Nachfrage hin auch erkennen läßt, Hendrix möge „louder, louder" spielen. Postum, jedenfalls soweit es die Beteiligung des im Vorjahr bei einem Motorradunfall ums Leben gekommenen Duane Allman betraf, erschien auch das Doppel-Album *Eat a Peach* der Allman Brothers. Das bemerkenswerteste Stück auf Platte ist der 33-minütige „Mountain Jam", auch später immer ein Höhepunkt ihrer Live-Auftritte. Motto: longer, longer!

John Lennon (mit Yoko Ono) spielte 1972 sein letztes Konzert. Bild: Wikimedia, CCO 1.0

John Lennon spielte 1972 übrigens mit dem *One to One-Benefit* im New Yorker Madison Square Garden sein letztes vollständiges Konzert überhaupt, nachdem er ja im Vorjahr bei George Harrisons *Concert für Bangla Desh* an gleicher Stelle nicht dabei sein konnte.

Große Tourneen aller großen Rockbands diesseits und jenseits des Atlantiks, erfolgreiche Konzeptalben und deren Persiflage, laute Rockmusik live, das waren die wichtigsten Strömungen des Jahres, gleichzeitig aber die Entwicklung neuer Trends wie der Art Rock (Roxy Music), während mit Neil Young der Country Rock salonfähig wurde. Das Jahr gilt in der Rockgeschichte als überaus abwechslungsreich und als ein Höhepunkt des Gitarrenrock – zu Recht. Auffallend ist dabei, dass etliche der kommerziell erfolgreichsten Alben des Jahres zunächst nur durchwachsene Kritiken erhielten, während sie aus heutiger Sicht Klassiker (der Band oder der Zeit) sind. *Sebastian Kempgen*

Dr. Sebastian Kempgen ist emeritierter Professor für Slawische Sprachwissenschaft – und selbst Bassist in einer Rockband.

Das Streben nach Unmöglichkeit

Treppen, die sich im eckigen Kreise drehen. Vögel, die zu Fischen werden. Das Werk des M.C. Escher ist voll skurriler Undenkbarkeiten. Vor 50 Jahren starb der Grafiker, der nie Künstler sein wollte, doch Kunstwerke schuf, die bis heute faszinieren.

Stufen, die in die Unendlichkeit führen. Treppen, die in unmöglichen Dimensionen aus Wänden entspringen und zu Fußböden werden. In sich verschlungen zu einem ewigen Knoten. Endlos. Das ist eines der Werke des Grafikers Maurits Cornelis Escher. Dieser wird am 17. Juni 1898 im niederländischen Leeuwarden geboren und findet früh Gefallen am Zeichnen. Mit Anfang zwanzig besucht er die Schule für Architektur und die Dekorativen Künste in Haarlem. Nach kurzer Zeit wechselt er sein Hauptfach: Statt Architektur studiert er nun Grafik. Prägend ist sein Dozent Samuel Jessurun de Mesquita, „dessen ausgeprägte Persönlichkeit übrigens den meisten seiner

Escher bei der Arbeit. Bild: Pedro Ribeiro Simões, CC BY 2.0, Wikimedia Commons

Schüler ihren Stempel aufdrückte“, wie Escher später schreibt. Nachdem er seine Ausbildung abgeschlossen hat, bereist er Norditalien und Spanien. Der junge Mann ist beeindruckt von der Architektur und den Mosaiken des maurischen Palastes Alhambra. Aus farbigen Fließen geschnittene Muster, die sich aus wiederkehrenden Flächen zusammensetzen, inspirieren ihn zu eigenen Drucken.

Anstelle von geometrischen Formen treten organische Körper: ein Schwarm schwarzer Vögel, die sich in Hintergrund auflösen und den Blick auf den Negativraum preisgeben, aus dem sich nun ein Schwarm weißer Fische herausentwickelt. „Himmel und Wasser“ – so der Titel des Werkes von 1938. Nach gleichem Muster entstehen zahlreiche Studien. Der Grafiker verliert sich regelrecht in derartigen Bildspielereien. So fantasievoll die Motive – so ernst ist Escher am Werk. Er stürzt sich in Arbeit. Entwirft geometrische Figuren: geschlossene Schleifen und Polyeder. Escher testet seine künstlerischen Grenzen – und jene der Naturgesetze: Er beginnt unmögliche Objekte zu entwerfen. Metamorphosen, in denen manche Metaphern erkennen wollen: Erinnern die Dimensionen nicht an einen LSD-Traum? Escher will von derlei Deutungen nichts wissen. Seine Kunst hat in den 1960er Jahren mit den Hippies ein neues Publikum gefunden. Es kursieren grell-bunte Abdrucke seiner Arbeiten. Grässlich. So Eschers Urteil. Der knapp 70-jährige Niederländer hat kein Verständnis für die amerikanische Jugendkultur. Versteht nicht, was sie an seinen Motiven reizt. Versteht sich selbst nicht einmal als Künstler und schreibt über sich: „Obwohl ich über keinerlei exakt-wissenschaftliche Ausbildung und Kenntnisse verfüge, fühle ich mich oft mehr mit Mathematikern als mit meinen eigenen Berufskollegen verwandt.“

1954 wird Eschers Werk anlässlich des Internationalen Mathematiker-Kongress in Amsterdam ausgestellt. Hier imitiert das Leben die Kunst. Eschers Bilder inspirieren den Mathematiker Roger Penrose dazu, ebenfalls eine unmögliche Figur zu entwerfen: das Penrose-Dreieck. Dessen drei Balken stehen in einem rechten Winkel zueinander, aber fügen sich als Skizze zu einem Dreieck zusammen. Mathematisch undenkbar. Dieser Entwurf bringt wiederum den Vater von Penrose darauf, eine Treppenkonstruktion zu entwerfen: die Penrose-Treppe. Ein Quadrat aus Stufen. In sich verschlungen zum ewigen Treppauf-Treppab. Es ist dann Escher, der das Motiv berühmt macht. Seine Interpretationen verschiedener Treppen werden oft rezipiert: Sei es im Couch-Gag bei den *Simpsons* oder als Gedankenspiel in Christopher Nolans Film *Inception* von 2010.

Escher war gegen seinen Willen zu Pop-Art erklärt und schließlich in die Popkultur aufgenommen worden. Mick Jagger höchstpersönlich fragte nach einem Albumcover von Escher. Doch diesem gefiel weder die Musik noch die Anrede des Rolling-Stones-Frontmannes: „Übrigens, bitte sagen Sie Mr. Jagger, dass ich für ihn nicht Maurits bin, sondern mit freundlichen Grüßen M.C. Escher“. M und C. Unter diesen Initialen wurde er weltberühmt. Er selbst strebte dabei nie nach Ruhm, sondern nach Unmöglichkeit. Bis zum Ende seines Lebens arbeitete er daran, sich dieser durch immer neue Techniken anzunähern. Escher starb am 27. März 1972. *Katharina Behmer*

Katharina M. Behmer ist Kolumnistin der Zeitschrift *G/Geschichte.*

Geometrische Strukturen, wie er sie in den Mosaiken der Alhambra (im Bild) in Grenada bewunderte, inspirierten M.C. Escher zu seinen Zeichnungen. Foto: Katharina Behmer

Bild: Dennis Siebert, Wikimedia, CC BY-SA 3.0

Ein „Sturmgeschütz der Demokratie“?

Jürgen Wilke, einer der renommiertesten Kommunikationswissenschaftler und Medienhistoriker Deutschlands, zeichnet nach, wie *Der Spiegel* gegründet wurde und wie er die deutsche Presselandschaft veränderte.

Zu den publizistischen Innovationen, die im Zuge des Wiederaufbaus des Mediensystems nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland entstanden, gehört die Pressegattung des Nachrichtenmagazins. Sein Prototyp war hierzulande *Der Spiegel*. Er eiferte der britischen *News Review* und den US-amerikanischen Nachrichtenmagazinen *Time* und *Newsweek* nach und hat seit seiner Gründung 1947 Politik und Gesellschaft in der Bundesrepublik engagiert begleitet. Das Organ wurde zu einem Instrument investigativer Recherche und zu einer entschiedenen Stimme der Kritik. Gängig wurde das Etikett, „ein Sturmgeschütz der Demokratie“ zu sein. Dieser in bemerkenswert militärischer Analogie gebildete Ausdruck stammt von dem Herausgeber Rudolf Augstein selbst, allerdings versehen mit dem oft weggelassenen Zusatz „mit verengten Sehschlitzen“. Seine Gegner haben von einem „Schmutzblatt“ gesprochen oder sahen darin eine Art von Kampagnenjournalismus.

Der Spiegel entstand noch in der Nachkriegsphase der alliierten Lizenzpresse. Einen direkten Vorläufer hatte er in der seit dem 16. November 1946 in Hannover auf britische Initiative herausgebrachten Zeitschrift *Diese Woche*. Maßgeblich an ihr beteiligt war der bereits über journalistische Erfahrung verfügende, als politisch unbelastet geltende Rudolf Augstein (1923-2002). Schon mit den ersten Ausgaben geriet die Zeitschrift mit den Besatzungsbehörden in Konflikt. Alsbald wollten diese die Verantwortung dafür loswerden und übertrugen die Lizenz an drei Deutsche, von denen Augstein einer war. Er sollte zur treibenden Kraft des neuen Blatts werden. Unter dem Titel *Der Spiegel* erschien die erste Ausgabe am 4. Januar 1947.

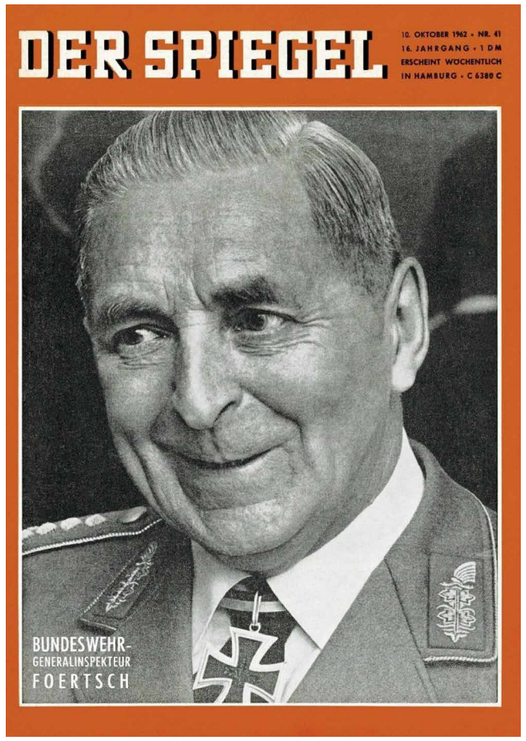
Das neue Nachrichtenmagazin erlebte einen raschen Aufstieg. 1952 zog die Redaktion von Hannover nach Hamburg um, das schon seit Jahrhunderten ein Pressezentrum in Deutschland ist. War man 1947 mit einer Auflage von 20.000 Exemplaren gestartet, so betrug diese 1950 bereits 100.000 und drei Jahre später 150.000. Am Ende des folgenden Jahrzehnts wurde die Millionengrenze überschritten. Mit 1,2 Millionen verkauften Exemplaren lag die Auflage 1991 am höchsten. Zehn von hundert Bundesbürgern lasen das Blatt. Einher ging damit ein redaktioneller und wirtschaftlicher Ausbau, der sich auch aus einem wachsenden Anzeigenaufkommen speiste. Das erste Heft hatte einen Umfang von 24 Seiten gehabt. Dieser verzehnfachte sich später nahezu, allerdings zur Hälfte durch Inserate. Nach der Jahrtausendwende setzte, bedingt durch den digitalen Medienwandel und die damit verbundene Krise der gedruckten Presse, ein Auflagenschwund bis unter 800.000 Exemplare ein.

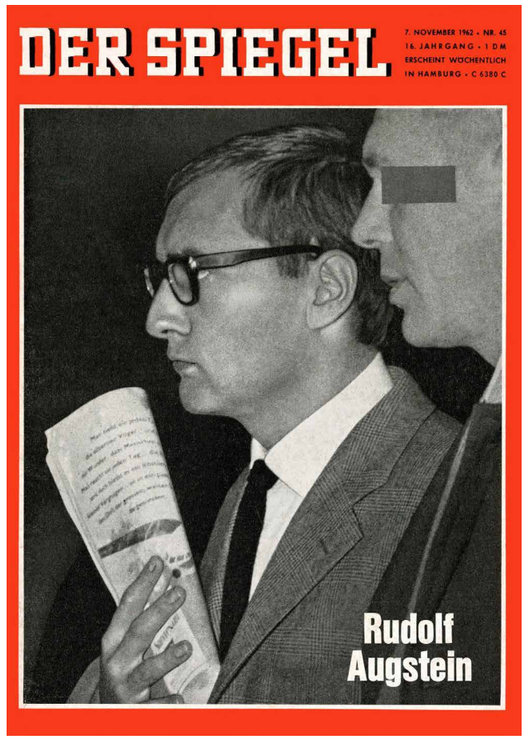
Merkmale

Dass *Der Spiegel* als Nachrichtenmagazin eine publizistische Innovation in Deutschland darstellte, das bildete sich erst im Laufe der Jahre heraus. Es dauerte jedenfalls, bis er zu jener Geschlossenheit von inhaltlicher und formaler Gestaltung fand, die zu seinem Markenzeichen wurde. Beabsichtigt war nicht, bloß das Nachrichtengeschehen einer Woche zusammenzufassen. Vielmehr kam es ihm darauf an, Hintergründe zu erkunden und Kontexte herzustellen. Voraussetzung dafür waren investigative Recherche und verlässliche Dokumentation, die zum Aufbau eines Archivs von legendärem Ruhm führten. Typisch für das Magazin wurde die narrative Darstellung in einer eigenen Art von *Spiegel*-Stories, die man nach den Prinzipien von Ursache, Ablauf und Wirkungen aufbaute, unter besonderer Betonung des Persönlichen. Der Devise der Personalisierung entsprach auch, dass anfangs ausschließlich Kopfporträts die Titelseiten zierten. Außer der dadurch schon avisierten Titelgeschichte enthielt jede Ausgabe eine Reihe von Artikeln der Hauptressorts Deutschland, Ausland, Wirtschaft, Sport, Kultur (mit Unterabteilungen für alle Künste) sowie eine Rubrik mit kurzgefassten Personalien. Hinzu kamen Leitartikel und Kolumnen, die Rudolf Augstein selbst unter den Pseudonymen Jens Daniel oder Moritz Pfeil schrieb. Das bedeutete, dass *der Spiegel* sich als Organ auch des Meinungsjournalismus etablierte. Das geschah auch durch Rezensionen. Zu einem festen Bestandteil wurden ferner die „*Spiegel*-Gespräche“, oft lange Interviews nicht nur mit Politikern, sondern auch mit bekannten Intellektuellen wie z.B. den Philosophen Karl Jaspers und Jean-Paul Sartre. Mit wachsendem Umfang stieg die Anzahl der Artikel pro Heft und führte zur Generierung weiterer Textsorten wie zeitgeschichtlichen Fortsetzungsserien und den „*Spiegel*-Essays“.

Stilbildend für das Nachrichtenmagazin wurde ein bestimmter Sprachgebrauch, den man sogar eine eigene „*Spiegel*-Sprache“ genannt hat. Das betrifft sowohl die Wortbildung, also die Kreation neuer, vor allem zusammengesetzter Begriffe, als auch die Stilebene, d.h. die Bevorzugung einer leicht verständlichen, flotten, ja oft geradezu saloppen und despektierlichen Ausdrucksweise. Hans Magnus Enzensberger hat sie eine „Sprache schlechter Universalität“ genannt, weil sie alle möglichen Gegenstände einem kollektiven Jargon unterwerfe.

Unter Rudolf Augsteins Ägide positionierte sich der *Spiegel* von Beginn an oppositionell, zunächst gegen die Besatzungsmächte und dann gegen die CDU-geführte Bundesregierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer. Das Nachrichtenmagazin bekämpfte die von diesem verfochtene Westintegration und sah darin ein Hindernis für die deutsche Wiedervereinigung. Rudolf Augstein selbst blieb zeitlebens ein Befürworter des Nationalstaats. 1955 trat er der FDP bei, ja wurde sogar in den Bundestag gewählt, wo er es jedoch nicht lange aushielt. Mit dem Antritt der sozial-liberalen Koalition aus SPD und FDP 1969 änderte sich das Verhältnis des





1962 veröffentlicht der *Spiegel* unter dem Titel „Bedingt abwehrbereit" einen Beitrag zum Verteidigungskonzept der Bundeswehr, der Untersuchungen der Redaktionsräume nach sich zieht (Nr. 41, 10.10.196). Der Herausgeber Rudolf Augstein bei seiner Verhaftung ziert wenig später das Cover (Nr. 54, 07.11.62). Das Vorgehen gegen die Redaktion geht als „*Spiegel* Affäre" in die Geschichte ein.

politisch allgemein als linksstehend angesehenen Blatts zur Regierung, das jetzt deren Ostpolitik unterstützte.

Sein innenpolitisches Renommee errang das Nachrichtenmagazin vor allem durch die Aufdeckung mehrerer Skandale. Im Oktober 1950 deckte es auf, dass im Bundestag Schmiergelder bei der Entscheidung für Bonn als Bundeshauptstadt (anstelle von Frankfurt a.M.) geflossen waren.

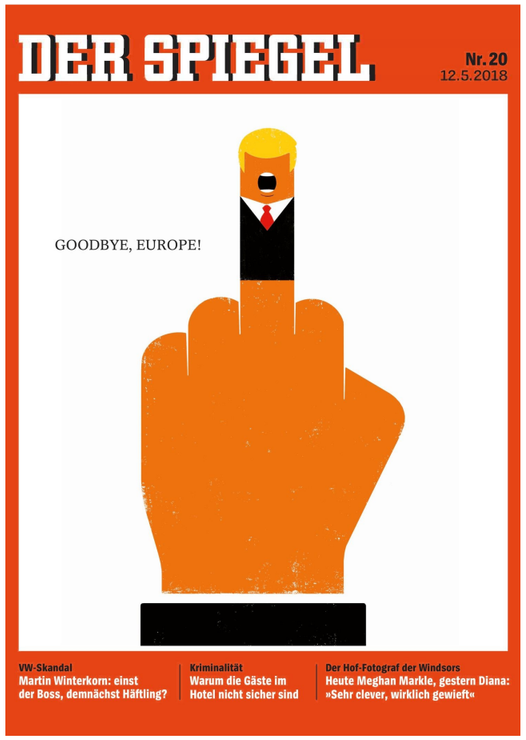
Verdeckte Parteispenden der Industrie führten in den 1980er Jahren zur Flick-Affäre. 1982 enthüllte der *Spiegel*, dass sich mehrere Vorstandsmitglieder der gewerkschaftseigenen Bau- und Wohnungsunternehmens Neue Heimat unzulässig bereichert hatten. 1987 trug er dazu bei, dass Machenschaften des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Uwe Barschel (CDU) gegen seinen Konkurrenten Björn Engholm (SPD) bekannt wurden. Und Ende der 1990er Jahre befeuerte der *Spiegel* den CDU-Parteispendenskandal, in dessen Verlauf Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl sich weigerte, die Spender zu nennen.

Die Grundlinie und die Erscheinungsform des Nachrichtenmagazins hat vor allem der Gründungsherausgeber geprägt. Anteil daran und an seinem Erfolg hatten aber auch die mehr oder weniger lange amtierenden Chefredakteure. 1952 stieß Hans-Detlev Becker hinzu, der auch verlegerisch maßgeblichen Einfluss hatte. Danach folgten Johannes K. Engel (1962-1987), Claus Jacobi (1962-1968), Leo Brawand (1962-1963), Günter Gaus (1969-1973), Erich Böhme (1973-1989), Hans Werner Kilz (1990-1994), Stefan Aust (1994-2008) und Georg Mascolo (2008-2013).

Das zurückliegende Jahrzehnt war eher durch Diskontinuität bestimmt, ein halbes Dutzend Chefredakteure wechselte einander ab. Notwendigerweise ging dabei einiges von der einstigen Kohärenz des *Spiegel* verloren.

Wiederholt wandelten sich im Laufe der Jahrzehnte auch die Verlagsverhältnisse. Zudem diversifizierte sich das publizistische Angebot zu einer *Spiegel*-Familie, wozu auch neue elektronische und digitale Medienangebote traten. Seit 1994 gibt es *Spiegel Online*.

Die wirkmächtigste Affäre in der Geschichte des *Spiegel* ist die mit seinem eigenen Namen verbundene. Am 26. Oktober 1962 besetzte und durchsuchte die Polizei auf Anordnung der Bundesanwaltschaft in den Abendstunden die Redaktionsräume des Nachrichtenmagazins und verhaftete mehrere Redakteure. Rudolf Augstein, der zu diesem Zeitpunkt nicht anwesende Herausgeber, stellte sich zwei Tage später und kam 103 Tage in Untersuchungshaft. Anlass für die Durchsuchung war der in



Mit dem damaligen US-Präsidenten Donald Trump setzt sich der *Spiegel* immer wieder kritisch auseinander (Nr. 20, 12.05.2018). Das Motto von Rudolf Augstein, „Sagen, was ist", prangt 2018 auf dem Cover (Nr. 52, 22.12.2018). Vorausgegangen war der Skandal um Claas Relotius, in dessen Reportagen viele Fälschungen aufgedeckt wurden. Bilder: Spiegel.de

der *Spiegel*-Ausgabe Nr. 41 vom 10. Oktober 1962 veröffentlichte Artikel „Bedingt abwehrbereit", der sich mit dem kurz zuvor durchgeführten NATO-Manöver „Fallex 62" und der angeblich unzureichenden Vorbereitung der Bundeswehr auf einen potentiellen atomaren Krieg befasst hatte. Die Anklage lautete auf Landesverrat (und Bestechung) und war offenbar von Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß (CSU) initiiert worden, der seit Jahren bevorzugtes Ziel der Kritik des *Spiegel* gewesen war. Der Verfasser des Artikels, Conrad Ahlers, wurde nach einem von Strauß selbst veranlassten Hilfsersuchen an die spanische Polizei in Malaga verhaftet und nach Deutschland überstellt.

Diese Vorgänge lösten in der Bundesrepublik eine rasch um sich greifende Protestwelle aus und führten zu einer Regierungskrise, weil bei der ganzen Aktion Bundesjustizminister Stammberger (FDP) umgangen worden war. Am 19. November traten die fünf FDP-Minister zurück. Obschon Strauß einen Rücktritt ablehnte, musste Adenauer, der in die Vorbereitung der Aktion eingebunden worden war und vor dem Bundestag von einem „Abgrund von Landesverrat" gesprochen hatte, ein neues Kabinett ohne ihn bilden. Zu öffentlichen Protesten war es schon am 28. Oktober 1962 gekommen und diese weiteten sich in den kommenden Tagen zu Demonstrationen in verschiedenen Teilen Deutschlands aus. Die *Spiegel*-Affäre wurde als die größte Bedrohung der Pressefreiheit in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland angesehen und in den Medien breit thematisiert. Im Zuge der gerichtlichen Aufarbeitung definierte das Bundesverfassungsgericht 1966 den weitreichenden Freiraum der Pressefreiheit.

Der *Spiegel* blieb in seiner Geschichte selbst von inneren Konflikten nicht verschont. Ende der 1960er Jahre entzündete sich auch bei ihm eine Debatte um die innere Pressefreiheit und die redaktionelle Mitbestimmung, aus welcher der Entwurf eines Redaktionsstatuts hervorging. Augstein, der solche Mitbestimmung ohne wirtschaftliche Mitverantwortung ablehnte, entschloss sich überraschend dazu, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern 1970 die Hälfte der Anteile am *Spiegel* zu schenken. Etwas, das er später als seinen größten Fehler bezeichnen sollte.

Selbst Schauplatz eines journalistischen Skandals wurde der *Spiegel* 2018, als nachgewiesen wurde, dass das Nachrichtenmagazin jahrelang Reportagen von Claas-Hendrik Relotius gedruckt hatte, die gefälscht, ja zum Teil oder ganz erfunden waren.

Jürgen Wilke

Es lebe der Sport

In der DDR gab es die einzige deutsche Tageszeitung, die sich allein mit Fußball, Leichtathletik, Wintersport und Co. beschäftigte: das *Deutsche Sportecho*. Vom Staat kontrolliert wie gefördert und mit immensem Erfolg bei der Leserschaft.

In diesem Heft erinnern wir ausführlich an Olympia 1972. 13 Goldmedaillen hatte die Bundesrepublik damals gewonnen, elf silberne und 16 aus Bronze; Platz 4 im Medaillenspiegel. Direkt vor ihr: die nicht einmal ein Viertel so große DDR (damals 17 gegenüber fast 79 Millionen Einwohner) mit 20 goldenen und je 16 silbernen und bronzenen Medaillen. Unvergessen auch: die einzige Niederlage des späteren Weltmeisters BRD bei der Fußballweltmeisterschaft 1974 – 0:1 im Vorrundenspiel gegen die DDR. Ja, der Arbeiter- und Bauernstaat war eine Sportnation! Mit welchen Mitteln, das sei hier nicht das Thema. Das Interesse am Sportgeschehen, den Resultaten, den Athleten war entsprechend groß – und es wurde mit Propaganda geschürt, mit Informationen bedient. So gab es im Osten die einzige deutsche Sport-Tageszeitung, das *Deutsche Sportecho*. Gegründet wurde es bereits in der Sowjetischen Besatzungszone: Erstmals ist es am 5. Mai 1947 erschienen, anfangs drei Mal die Woche, bald täglich außer am Wochenende, in einer Auflage von 185.000 Exemplaren (1989) und an Montagen teils sogar bis zu einer halben Million. Sie bot: kaum etwas außer eben Sport. Klar: parteilinientreu – aber nicht doktrinär und fast frei von aktuell-politischen Bezügen, wenngleich sie, wie alle DDR-Presse, vom Presseamt beim Vorsitzenden des Ministerrats lizensiert und von ihm streng kontrolliert wurde.

Bild: ZVAB

Herausgegeben wurde das *Sportecho* vom Sportverlag. Er wiederum gehörte dem Deutschen Turn- und Sportbund (DTSB) an, seit 1957 der staatlichen Massenorganisation für den Spitzen- wie Breitensport. Bis zu fast vier Millionen Mitglieder hatte der DTSB; seine größte Untergruppierung war der Deutsche Fußballverband der DDR mit zuletzt 567.000 Mitgliedern (hier war der Westen voran, hatte doch der bundesrepublikanische DFB Mitte der 1980er Jahre mehr als 4,5 Millionen organisierte Balltreter und -freunde).

Fußball, das war dann auch Hauptthema, hier wie fast überall in Europa, Ost wie West. Wenngleich in der 1. Liga, der DDR-Oberliga, nur 14 Mannschaften spielten und die Meisterschaft nach den Anfangsjahren (von 1950 bis 1969 hatte es zehn verschiedene Meister gegeben) von 1970 bis 1990 nur drei Teams gewannen – nämlich zehn Mal der Berliner FC Dynamo (Sieger von 1979 bis 1988 eine Serie, die deutschlandweit erst 2022 vom FC-Bayern München eingestellt wurde, Meister seit 2013), sieben Mal Dynamo Dresden und drei Mal der 1. FC Magdeburg –, waren die Montage im *Sportecho* dominiert vom „König Fußball".

Über Turnen und Skispringen, Leichtathletik und Schwimmen wurde noch viel berichtet, über eher geduldete denn geförderte Randsportarten wie Tennis, Hockey oder alpinen Skisport hingegen wenig. Doch auch von Events, an denen DDR-Sportler nicht teilnahmen, wie der Automobilsport und insbesondere die Formel 1, Wimbledon oder Golfmasters wurden mindesten die Ergebnisse notiert – anders als in der sonstigen DDR-Presse, wo sie schlicht nicht vorkamen. Und statt der Tour de France hatte der Ostblock sein eigenes Radsport-Großereignis: Die Internationale Friedensfahrt – mitveranstaltet nicht vom *Sportecho*, sondern vom *Neuen Deutschland*, dem Zentralorgan der SED.

Nach dem Mauerfall stieg der Axel-Springer-Verlag beim *Sportecho* mit ein; Teileigner blieb der nun als GmbH organisierte Sportverlag. Der neue West-Miteigentümer suchte die Berichterstattung zu boulevardisieren. Doch die Leserschaft – bestürmt vom breiten neuen Medienangebot – schrumpfte rasch; die Auflage sank auf unter 40.000. Am 3. April 1991 erschien die letzte Ausgabe der einzigen deutschen Sport-Tageszeitung.

In anderen Staaten gibt es sie auch heute noch, tägliche Postillen nur über das eine Thema – Blätter, die vielen die Welt bedeuten. So in Frankreich seit 1946 *L'Equipe*, so in Italien unter anderem die *Gazetta dello Sport*, gegründet bereits 1896, die 2006, als die Squadra Azzura Fußballweltmeister wurde, sogar einmal eine Auflage von 2,3 Millionen Exemplaren erreichte, so in Spanien, wo es sogar Zeitungen für die Anhänger vor allem je eines Teams gibt: *As* für die Fans von Real Madrid, *El Mundo Deportivo* für die des FC Barcelona und dazu noch *Marca*, den Marktführer, für alle. Ist Sport wirklich die schönste Nebensache der Welt? Für das *Sportecho* war er: die Hauptsache. *Markus Behmer*

Mit Sport und Liebe zur Millionenauflage

Vor 75 Jahren bekam die ostdeutsche Jugend eine eigene Zeitung – und hat die *Junge Welt* dann später tatsächlich gelesen. Michael Meyen, selbst auf Rügen aufgewachsen, erinnert an die große Zeit des heute kleinen Blattes.

Die *Junge Welt* habe ich zweimal gelesen. Einmal druckfrisch und dann im Archiv, als alter Mann sozusagen und mit dem Wissen, wie die Geschichte ausgegangen ist. Diese zweite Begegnung war trotzdem in jeder Hinsicht intensiver. Ich konnte jetzt zurückgehen bis zur ersten Nummer, bis zum 12. Februar 1947. „Die Zeitung der Jugend". Acht Seiten für 25 Reichspfennig, zu kaufen immer mittwochs. Adolf Buchholz, der Chefredakteur, bringt alles mit, was die Kommunisten für so einen Spitzenjob in der Presse verlangen. 1932 in die Partei eingetreten (mit 19), Zuchthaus wegen illegaler Arbeit, Funktionen in der Emigration. Dass der Journalismus in diesem Lebenslauf fehlt, spielt keine große Rolle. Adolf Buchholz tritt an, um eine ganz neue Zeitung zu erfinden. Die *Junge Welt*, das sagt sie gleich am ersten Tag, will kein „Chronist" sein, sondern „Mitorganisator der Jungaktivistenbewegung und aller anderen Aufbauaktivitäten der FDJ".

Bild: © Sammlung DDR Museum, Berlin

Das klingt sperrig – und ist es viele Jahre auch, zumindest für den Historiker in mir, der am Lesegerät den Weg zum täglichen Erscheinen verfolgt (ab 1. März 1952) und sich auch danach durch die Irrungen und Wirrungen der DDR-Jugendpolitik quälen muss. Diese *Junge Welt* ist lange eher Flugblatt oder Kampfschrift als Zeitung. Parteideutsch, oft schwer verdaulich. Adolf Buchholz ist schon nach einem halben Jahr wieder weg und wird später Direktor der Maxhütte Unterwellenborn, noch so ein Großprojekt zur Mobilisierung der Jugend. Immerhin: Hin und wieder blitzt auch in den ersten *Junge Welt*-Jahrgängen das auf, was mich einst als Schüler und Student an diese Zeitung gefesselt hat. Der Sport natürlich. Schon am 6. Oktober 1952 eine Montagsausgabe, die eigentlich kein anderes Thema kennt. Im nächsten Jahr gibt es die erste Sportlerumfrage – eine Aktion, die später nicht mehr wegzudenken war aus dem Goldmedaillenland. Ich könnte die ganze *Anno*-Ausgabe füllen mit den Namen meiner Helden und dürfte dabei die Redakteure der *Jungen Welt* nicht vergessen. Klaus Feuerherm, Manfred Hönel, Klaus-Dieter Kimmel, Volker Kluge. Großartige Schreiber, die tatsächlich mehr waren als Chronisten. Als der Fußballserienmeister BFC Dynamo einmal zu oft aus elf Metern schießen darf, sorgt die Zeitung 1986 für ein Stühlerücke bei den Schiedsrichtern – gegen den Willen von Stasi-Minister Erich Mielke.

Die *Junge Welt*: Für viele Ostdeutsche meines Alters sind das heute Jutta Resch-Treuwerth und ihre Kolumne „Unter vier Augen". Was ist da nicht alles diskutiert worden. „Ich hatte noch nie einen Freund, weil ich wenig Brust habe und politisch gut eingestellt bin", schreibt Andrea an die Zeitung, eine 15-Jährige. Resch-Treuwerth hat jedem persönlich geantwortet und allen anderen via Zeitung jede Woche einen Aufreger geliefert.

Der Sport und die Liebe allein erklären aber nicht, warum die *Junge Welt* zum Auflagenmillionär wurde und in den 1980er Jahren mehr Exemplare drucken durfte als das *Neue Deutschland*. Die SED lernte, dass eine Zeitung Spaß machen muss, wenn sie junge Leute erreichen soll, und hat Talente gefunden und ausgebildet, die anders als Adolf Buchholz eher Journalisten waren als Funktionäre.

Heute eigentlich unvorstellbar: Für die acht Seiten war am Schluss eine Redaktion von gut hundert Köpfen zuständig. Menschen, die sich Zeit nehmen konnten für einen Artikel, die Ideen hatten und damit gar nicht so selten auch durchkamen.

In die Geschichtsbücher eingegangen sind die „schlimmen" Texte, ein Verriss des Tengis-Abuladse-Films *Die Reue* zum Beispiel, der nur im ZDF zu sehen war, oder eine Attacke gegen friedens- und umweltbewegte Mahnwachen, beide im Herbst 1987 geschrieben von Chefredakteur Hans-Dieter Schütt. Die *Junge Welt* war aber viel, viel mehr – für den jungen Meyen genauso wie für den alten. Die Zeitung, die heute diesen Namen trägt, läuft unter dem Radar. Aus der DDR geerbt hat sie allenfalls die deftige Sprache und ihre beiden großen Themen: Krieg und die soziale Sauerei des Tages. *Michael Meyen*

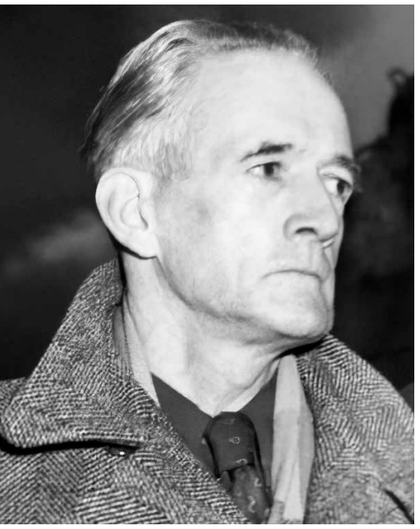
Dr. Michael Meyen ist Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft an der LMU München.

Hochverrat via Ätherwellen

Douglas Chandler – ein Lebemann und glühender Antisemit von der US-Ostküste, der ausgerechnet 1933 nach Bayern zog – betrieb Rundfunkpropaganda für die Nazis. Vor 75 Jahren wurde der „radio traitor“ zu lebenslanger Haft verurteilt.

Die Schlussworte des Angeklagten waren getränkt von Pathos. Er bezeichnete es als die Tragik seines Lebens, dass seine Warnungen immerzu von seinen Landsleuten missachtet worden seien. Doch die Geschichte werde ihm dereinst recht geben. Und wenn er des Todes sei, weil er die Wahrheit ausgesprochen habe, nun, dann möge es so sein.

Douglas Chandler alias „Paul Revere“, geboren am 26. Mai 1889 in Chicago, wurde 1947 in Boston der Prozess wegen Hochverrats gemacht. Am 30. Juli 1947 erging das Urteil. Der Angeklagte wurde für schuldig befunden, als „radio traitor“ im Dienst des NS-Rundfunks sein Land verraten zu haben. Er wurde zu lebenslanger Haft verurteilt, 1963 begnadigt und starb 1976 auf Teneriffa.



Douglas Chandler verbrachte seine Kindheit und Jugend in Boston und Baltimore. Nach dem Besuch einer Privatschule strebte er danach, sich als Journalist einen Namen zu machen. Wohl schrieb er gelegentlich Artikel für die Magazine *Time, Life* oder *National Geographic,* der große Durchbruch blieb ihm jedoch versagt. Dennoch hatte er finanziell ausgesorgt: Er heiratete eine reiche Erbin.

1929, im Jahr des großen Börsencrashs, verspekulierte sich Chandler mit dem Geld seiner Frau an der Börse. Offenbar war es ihm jedoch nicht gelungen, alles Geld zu vernichten, denn in den folgenden Jahren hielt sich die Familie zu ausgedehnten Reisen in Europa auf. Familie Chandler lebte nach wie vor auf großbürgerlichem Fuß. Den Sommer verbrachte man an der Côte d'Azur und zum Wintersport reiste man in die Alpen, während der pater familias nur sporadisch einer Arbeit nachging.

1933 ließ sich Chandler mit seiner Familie in Bayern nieder. In Starnberg fand er rasch Anschluss an die NSDAP. Er nahm zweimal am Reichsparteitag der NSDAP in Nürnberg teil und diente sich den Nazis mit einer Lesereise durch England und Schottland an, bei der er Mitte der 1930er Jahre die Werbetrommel für das NS-Regime rührte. Hitler, den er persönlich kennengelernt hatte, pries er fortan als „greatest man alive“. Im Nationalsozialismus fand Chandler seine ideologische Heimat. Er war nicht nur ein erklärter Antibolschewist, sondern auch Anhänger eines virulenten, paranoiden und verschwörungstheoretisch grundierten Antisemitismus. So erklärte er, er habe 1931 die USA verlassen, weil sich ein unamerikanischer, von Juden importierter Geist dort breit gemacht habe. Und dieser Geist der Verschwörung, „Roosevelt's Jew Deal“, regiere mittlerweile auch im Weißen Haus.

Zeit, etwas dagegen zu unternehmen.

1941 lernte Chandler in Florenz einen Mitarbeiter des Reichsaußenministeriums kennen, der ihn nach Berlin an die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft vermittelte. Hier wurde Chandler in den Sendungen der USA-Zone des deutschen Auslandsrundfunks eingesetzt. Galt die Zusammenarbeit mit dem NS-Rundfunk bis dahin nur als „anrüchig“, verwandelte sie sich bei Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 in Hochverrat. Chandler gefiel sich nun in der Attitüde des Mahners und des Aufklärers gegen die jüdische Weltverschwörung. Als Pseudonym wählte er den Namen des aus Boston stammenden Nationalhelden des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, Paul Revere. Als Erkennungsmelodie seiner Sendungen diente der „Yankee Doodle“. Zwei aneinandergeschlagene Kokosnüsse imitierten das Hufgetrappel von Reveres Pferd. Chandler beteuerte, Amerika zu lieben; es sei sein Land. Aber nur hier, in Berlin, könne er frei sprechen, während man ihn in seiner Heimat zum Schweigen bringen würde. Deshalb forderte er eine neue Unabhängigkeitsbewegung gegen „Roosevelt's Jew Deal“: „Let us redeclare our independence!“

Selbstverständlich war Chandlers Treiben dem Department of Justice in Washington bekannt. Seine Sendungen wurden aufgezeichnet und als Beweismaterial gesichert. So wurde Chandler zusammen mit weiteren US-amerikanischen „Rundfunkverrätern“ wie Mildred Gillars, alias „Axis Sally“, oder Robert Best, alias „Mr. Guess Who“, im Sommer 1943 von der Generalbundesanwaltschaft in absentia des Hochverrats angeklagt.

1945 fiel Chandler der US Army in Durach in Bayern in die Hände. Im Februar 1946 wurde Chandler durch das FBI vernommen und in das Lager des US-Geheimdienstes in Oberursel bei Frankfurt, „Camp King“, überführt. Von hier aus wurde er Mitte Dezember in die USA geflogen, wo ihm ein Jahr später der Prozess gemacht wurde. *Birgit Bernard*

Die Historikerin Dr. Birgit Bernard ist Expertin für Biografik, Rundfunkgeschichte und andere zeitgeschichtliche Themen.

Bild: Joseph Franklin - United Press, CC BY 3.0, Wikimedia Commons

„Aber dann kam eine Zeit...“

„... , da es mir schlecht zu gehen anfing.“ 1893 wird Rudolf Wilhelm Friedrich Ditzen, der später unter dem Pseudonym Hans Fallada berühmt wird, geboren. Zu seinem 75. Todestag erinnern wir uns an einen Menschen und Autor zwischen den Stühlen.

Schon früh machen die Umstände Fallada zum Außenseiter. Die Berufungen des Vaters, der das Richteramt bekleidet, führen die Familie von Greifswald über Berlin nach Leipzig und die Kinder an immer neue Schuleinrichtungen. Es zeichnet sich das Bild eines Jungen ab, der unter Depressionen, Angstzuständen und Schlaflosigkeit leidet und sich gegen die ehrgeizigen Ambitionen des Vaters und die Strenge des preußischen Regimes zur Wehr setzt, indem er sich von seiner Umwelt distanziert. Und so endet die Schulkarriere 1911 im Alter von 18 Jahren jäh und tragisch im Versuch eines als Duell getarnten Doppelsuizids. Fallada und sein Freund Hanns Dietrich von Necker planen, sich gegenseitig zu richten; von Necker stirbt, Fallada überlebt schwer verletzt. Nur knapp entgeht er, als unzurechnungsfähig eingeschätzt, einer Verurteilung wegen Mordes und wird in die psychiatrische Heilanstalt Tannenfeld eingewiesen.

Wechselhafte Jahre der Arbeit und Resozialisierung folgen.Eine Landwirtschaftslehre bricht er ab, um sich als Kriegsfreiwilliger zu melden. Nach wenigen Tagen wird er als dauerhaft untauglich eingestuft. Es folgt ein Zeitraum von ungefähr einem Jahrzehnt, in dem sich Rudolf Ditzen auf Gütern im norddeutschen Raum als landwirtschaftlicher Mitarbeiter engagiert. Parallel macht er intensive Erfahrungen mit Morphium, Bekanntschaft mit Kokain, Alkohol bleibt sein alltäglicher Begleiter. In finanzielle Nöte geraten, begeht Fallada immer wieder Unterschlagungen, die ihm eine zunächst dreimonatige und 1926 gar eine zweieinhalbjährige Haftstrafe wegen Betrugs einbringen.

Die Zeit nach seiner Entlassung kann als Wendepunkt im Leben wie auch im Schaffen Falladas bezeichnet werden. Sein literarisches Debüt hatte er bereits mit *Der junge Goedeschal* (1920) gegeben, der Roman bleibt jedoch unbeachtet und in seiner 1.000 Exemplare umfassenden Auflage für seinen Verleger Ernst Rowohlt ein wirtschaftlicher Misserfolg. Rudolf Ditzen hatte sich schon bei seinem Erstling das lebenslang währende Pseudonym gegeben, das sich aus einer Anspielung an die Märchenfigur *Hans im Glück* und das sprechende Pferd Falada aus *Die Gänsemagd* zusammensetzt. Kurz nach seiner Haft lernt Fallada 1928 Anna Margarete Issel kennen, die er Suse nennt; das Paar heiratet im April 1929.

In Neumünster erlebt Fallada die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und wird Zeuge der schleswig-holsteinischen Landvolkbewegung. Es sind diese Ereignisse, die den Hintergrund zu Falladas drittem Roman *Bauern, Bonzen und Bomben* bilden, der 1931 erscheint und Beachtung findet. Eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Leben der „kleinen Leute“ folgt und nur ein Jahr später veröffentlicht Fallada, der für seine rasante Produktionsgeschwindigkeit bekannt wird, seinen vierten Roman *Kleiner Mann – was nun?* (1932). Hierin schildert er in nüchternem Stil das prekäre Leben des Angestellten Johannes Pinneberg, der seine Arbeit verliert und mit gesellschaftlicher Verachtung zu kämpfen hat. „Einer von sechs Millionen, ein Garnichts, und was der Garnichts fühlt, denkt und erlebt“, so beschreibt Fallada seinen Protagonisten in einem Brief an seinen Verleger Ernst Rowohlt und verdeutlicht die realhistorischen Umstände der Massenarbeitslosigkeit. Der Roman wird zu einem großen Erfolg und befreit den Autor auch durch die üppig entlohnten amerikanischen Filmrechte aller finanzieller Sorgen.

Vielschreiber in den Zwängen der NS-Zeit

Es folgen zwischen 1933 und 1944 die kritischsten und gleichwohl produktivsten Jahre Falladas. Kritisch, weil er es verpasst, sich klar gegen den Nationalsozialismus zu positionieren, und stets schwankt zwischen Opportunismus und dem Rückzug ins Unpolitische; produktiv, weil es doch 20 verfasste Manuskripte innerhalb eines Jahrzehnts werden sollen. Im Vorwort seines 1934 erschienenen Romans *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst* lobt er – seiner Erzählung widersprüchlich – die Veränderungen im Strafvollzug seit 1933, wohl um einem Veröffentlichungsverbot zu entgehen. Es nutzt nicht, das Buch wird zwar publiziert, der NS-Kulturapparat spricht sich dennoch gegen eine Fallada-Rezeption aus.

Die folgenden Schaffensjahre sind neben angepasster Unterhaltungsliteratur von privat immer wiederkehrender psychischer Instabilität geprägt. „Der Traum, ein großer Künstler zu werden, ist ausgeträumt“, schreibt Fallada 1944 an seine Schwester in tiefer Krise, die in der Scheidung der Ehe Ditzen münden wird. Fallada bedroht Anna mit einer Waffe, ein Schuss löst sich, niemand wird verletzt, Fallada verurteilt, versuchter Totschlag, Inhaftierung, erneut. Der Anfang vom Ende.

In kurzer Zeit schreibt Fallada den Roman *Der Trinker* (1950), der erst postum erscheinen wird und als sein persönlichstes Werk gilt. Er heiratet die 22-jährige Ursula Losch, die die Schatten der Vergangenheit in Falladas Leben zurückbringen wird. Sie führen eine Beziehung im Rausch, beide sind alkohol- und morphiumsüchtig. Jörg Fauser (1984) schreibt in seinem Porträt über den Menschen: „Rudolf Ditzen war sein ganzes Leben süchtig – auf Alkohol, auf Alkaloide, am meisten auf den Rausch des Schreibens –, und Fallada lesen macht auch süchtig.“ Sein letztes großes Werk erscheint: *Jeder stirbt für sich allein* (1947), die Geschichte eines Ehepaars im antifaschistischen Widerstand. Am 5. Februar 1947 stirbt Hans Fallada in Berlin, der Totenschein sagt Herzversagen. *Lennart Göbel*

Noch alle Tassen im Schrank?

Mit neun Scheiben am Himmel begann die Geschichte der Ufos.

Als „flying saucers“ – fliegende Untertassen – habe er sie nicht beschrieben. Da hätten ihn Journalisten falsch verstanden, berichtete Kenneth Arnold später. Von „Disks“, Scheiben, habe er gesprochen. Aber das Geschirr-Bild war in der Welt – und das, was Arnold da am 24. Juni 1947 am wolkigen Himmel nahe dem Mount Rainer im US-Staat Washington gesehen hatte, es blieb: unerklärlich.

Neun Objekte im Formationsflug, metallisch glänzend, flach und sehr schnell, hatte der Geschäftsmann und Pilot einer kleinen Propellermaschine ausgemacht. Mit fast 3.000 Stundenkilometer seien sie über den nachmittäglichen Horizont gebraust, berechnete Arnold überschlägig – weit, weit mehr als damals die schnellsten Flugzeuge, von Vogelschwärmen – seine erste Anmutung – ganz zu schweigen.

Waren es nur Luftspiegelungen, Wetterphänomene, Meteoriten? Man weiß es bis heute nicht. Als Arnold Medien und Militärs davon berichtete, sorgte es jedenfalls für – je nach Gusto – Skepsis, Euphorie oder helle Aufregung. Waren sie da, die Aliens, bislang Produkte nur der Phantasie?

Tausende Sichtungen unbekannter Flugobjekte folgten seither, hunderte Science-Fiction-Filme, unzählige Mythen und Mysterien, Theorien und Phantasien. Selbst die NASA will, so wurde im Sommer 2022 berichtet, ein unabhängiges Forscherteam zusammenstellen, um „Unidentified Areal Phenomena“ – unbestimmte Luftphänomene – zu untersuchen.

Macht sich die US-Raumfahrtagentur damit zur UFO-Jägerin? Nun, von Flugobjekten außerirdischen Ursprungs geht sie nicht aus. Aber haben die US-Behörden selbst nur etwas zu verbergen? Soll doch, geübte Verschwörungstheoretiker wissen es, kurz nach Arnolds Sichtung, nämlich Anfang Juli 1947, nahe dem US-Luftwaffenstützpunkt Roswell in New Mexiko ein UFO abgestürzt sein. Liegen die Leichen der extraterrestrischen Raumfahrer nicht seither in einem geheimen Forschungslabor?

Markus Behmer

Bild: My Toy Museum, Flickr, CC BY-SA 3.0

Nur der Tod ist umsonst

Michael Holzach war als Journalist ein Grenzgänger.

„Nach dem jüngsten Gericht, stelle ich mir vor, oder nach dem Inferno einer Atomkatastrophe, muss es auf der entvölkerten Erde ähnlich aussehen wie hier und jetzt.“ So beschrieb Michael Holzach einmal die Emscher. Ein unwirtlicher Ort. Ein toter Fluss. Für ihn sollte er totbringend sein. Am 21. April 1983 stürzte er in die starke Strömung, als er seinen Hund retten wollte, der an der betonierten Böschung abgerutscht war. Der Hund wurde gerettet, sein Herr nicht.

Erst 36 war Holzach da, geboren am 8. April 1947 in Heidelberg. Seine Karriere als Journalist und Buchautor hatte gerade einen Höhepunkt erreicht. Für das Magazin der *Zeit* und für *Geo* hatte er zuvor Reportagen geschrieben und 1980 ein Buch über die Glaubens- und Lebensgemeinschaft der Hutterer in den USA veröffentlicht, bei denen er ein Jahr gelebt hatte. Nun, 1982, war gerade sein Bericht *Deutschland umsonst. Zu Fuß und ohne Geld durch ein Wohlstandsland* erschienen, wurde rasch zum Bestseller und sollte verfilmt werden.

Ein halbes Jahr lang hatte Holzach die Bundesrepublik durchwandert, von Hamburg bis auf eine Alm im Allgäu, dann über Franken und entlang der innerdeutschen Grenze zurück. Sein einziger Begleiter: Feldmann, sein Hund, den er aus einem Tierheim geholt hatte. Er beschrieb Entbehrungen und Begegnungen, gute und schlechte. In einer direkten, authentischen Sprache, eingestreut oft auch Reflexionen über den Zustand des Landes zwischen Antikernkraftprotesten, Randgruppenproblematiken und späten Nachwehen der NS-Geschichte. Es wurde – posthum für Holzach – zum Kultbuch.

Heute, vierzig Jahre später, ist die Emscher renaturiert. An Michael Holzach erinnert eine Stelle am Ufer in Dortmund-Dorstfeld. Da, wo er einst ertrank.

Markus Behmer

ein kind auf der suche nach europa

In seinen Gedichten nutzte er konsequent Kleinschreibung, seinen Namen schrieb er in Versalien: SAID. Groß war seine Lyrik – und seine Leistung als Brückenbauer zwischen den Kulturen.

Deutsch-iranischer Dichter, Schah-Oppositioneller, Präsident des PEN-Zentrums Deutschland, mehrfacher Preisträger, Brückenbauer zwischen den Kulturen – all diese Zuschreibungen erlauben Zugänge zu dem Dichter SAID, zu seiner Biographie, seinem politischen Engagement oder auch der Rezeption seines Schaffens. Zwei Themen ziehen sich dabei wie ein roter Faden durch Leben und Werk: die fortwährende Suche nach Freiheit und die Hingabe zum Dialogischen, verbunden mit dem Mut, die eigene Verwundbarkeit offen zu legen.

Der junge Said Mihardi, geboren am 27. Mai 1947 in Teheran, suchte die Freiheit zunächst in Büchern und fand sie, trotz vorherrschender Zensur im Schah-Regime, in Texten von Albert Camus, Maxim Gorki und Jean-Paul Sartre, die sein Bild von Europa prägten. Mit 17 Jahren verließ er den Iran für ein Studium der Politikwissenschaft in München – eine Ausreise, die einer Flucht gleichkam, aus der Enge der Geheimdienstüberwachung. Kurze Zeit nach seiner Ankunft 1965 engagierte sich Said in der „Confóderation der Iranischen Studenten“ (CISNU), die offen gegen den Schah opponierte. Der Zusammenhalt innerhalb der Studentenbewegung gab ihm Hoffnung, obwohl er sich zugleich mit einem Deutschland und Europa konfrontiert sah, das neben moralischen Ansprüchen auch Folterinstrumente exportierte und nur zum Teil dem Europa entspricht, das sich den Werten Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit verschrieben hat.

„deinetwegen, europa, wegen der liebe zu dir, haben wir uns in unserem eigenen volk isoliert“. Die Wahrnehmung der eigenen Entfremdung von der Heimat hielt an, auch nach der Revolution im Iran unter Ayatollah Chomeini. Das Ankommen in Deutschland wurde deswegen nicht leichter und gelang Said letztlich durch die Liebe zur deutschen Sprache: Böll, Brecht, Enzensberger, Grass, dann Rilke und vor allem Reiner Kunze, der ihn durch seine Lyrik lehrte, Sprache so zu verdichten, dass mit einem Minimum an Wörtern Wesentliches ausgedrückt wird.

Mihardi widmete sich fortan der Lyrik und publizierte seit 1981 unter seinem Vornamen SAID auf Deutsch. Das „stumme denken“, so beschreibt es der Dichter, „findet auf persisch statt; das dialogische auf deutsch.“. Deutsch wird zur Sprache, in der er sich öffnen kann und will, um Raum für den Dialog zu schaffen.

SAID greift in seinen Texten persönliche Traumata, aktuelle politische Ereignisse oder gesellschaftliche Beobachtungen auf. Die Auseinandersetzung geschieht über eine verdichtete, klare Sprache, die höchst persönlich bleibt, nicht zuletzt, weil der Dichter bei Lesungen zugelassen hat, dass ihn die Emotionen mitreißen. Als Rezipient hört man die bebende Stimme, nimmt im Zittern den inneren Kampf wahr, der nötig ist, um im Text fortzufahren. Die Worte treffen den Vortragenden in ihrer vollen Tragweite, Sprache und Mensch erscheinen von allen Hüllen entkleidet, verletzlich, und bieten sich zum Dialog an.

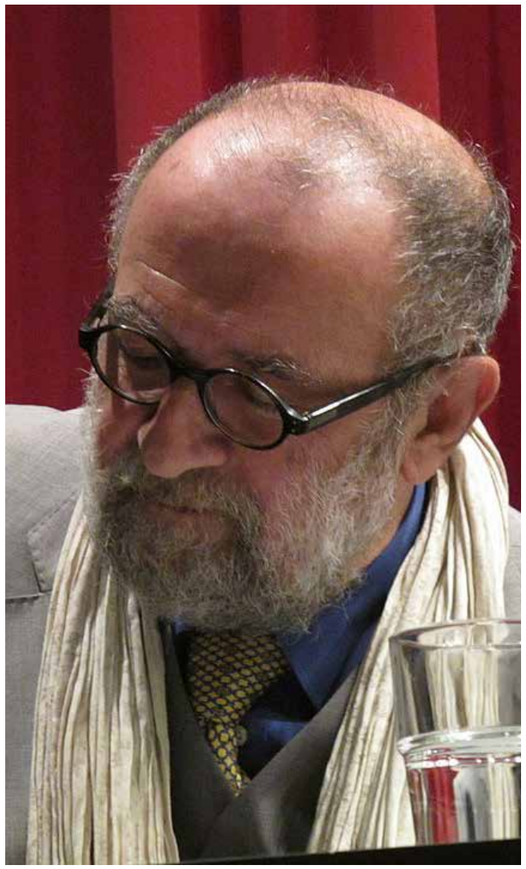


Bild: Kritzolina - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, Wikipedia.

SAID, der in diesem Jahr 75 Jahre alt geworden wäre (doch leider am 15. Mai 2021 gestorben ist), hat sich bis zuletzt als „zwischending aus zwei welten“ empfunden, das „sein europa“ liebt und hofft, „daß dieses europa – als kulturraum erst während der zeit der völkerwanderung entstanden – mehr ist als eine finanzschimäre, daß es sich nicht in eine festung verwandelt, sondern ein geschenk bleibt, für alle, die freiheit suchen“.

Julia Schweisthal

Julia Schweisthal promoviert im Bereich Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München.

Club der Dichter

20 Jahre lang prägte die Gruppe 47 das literarische Leben der Bundesrepublik.

Es begann mit einer Zeitschrift: Am 1. März 1945 wurde *Der Ruf* gegründet – als „Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in USA“ in einem Lager in Rhode Island. Ab August 1946 wurde er in München fortgesetzt, nun mit dem Untertitel „Unabhängige Blätter der jungen Generation“. Der damals 32-jährige Alfred Andersch war Herausgeber, Hans Werner Richter, 37 Jahre alt, Redakteur und Co-Herausgeber. Doch nach nur acht Monaten und 17 Ausgaben wurde ihnen von der amerikanischen Lizensierungsbehörde die Herausgeberschaft verboten.

Hans Werner Richter plante eine neue Zeitschrift. *Der Skorpion* sollte sie heißen. Sie kam über eine Nullnummer nicht hinaus, doch aus einem ersten Treffen möglicher Autoren am 6. und 7. September 1947, zu dem Richter in ein kleines Haus einer Freundin an einem kleinen See, dem Bannwaldsee, im Allgäu eingeladen hatte, entstand: die Gruppe 47. Sie hatte kein Programm, keine feste Organisationsform, weder Satzung noch verbriefte Mitgliedschaft. Gemäß dem Germanisten Heinz Ludwig Arnold, 1963 Gründer der bis heute bedeutsamen Zeitschrift *text + kritik* und „Biograph“ der Literatenvereinigung (*Die Gruppe 47*, 2004) sah Richters Konzept so aus: „Es ist mein Freundeskreis. [...] jetzt gebe ich einmal im Jahr ein Fest, [...] das nennt man die Gruppe 47 [...]. Und ich lade alle Leute ein, die mir passen, die mit mir befreundet sind.“ Wolfdietrich Schnurre war der erste, der bei der 1947er Zusammenkunft Texte las. Es sollte zur Tradition werden. Rund 200 Literatinnen und Literaten wurden von Richter eingeladen, bei den meist halbjährlichen Treffen aus dem eigenen Schaffen vorzutragen. Es ist gleichsam das Who's Who der deutschen Nachkriegsliteratur: von Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann über Heinrich Böll, Paul, Celan, Gisela Elsner und Günter Grass, Peter Handke, Uwe Johnson, Alexander Kluge und Siegfried Lenz bis zu Luise Rinser, Martin Walser, Peter Weiss und und und.

Alle jung damals, fast alle am Anfang ihrer großen Karriere. „Es war, wie wenn Sepp Herberger einen in die Nationalmannschaft beruft“, erinnert sich Jürgen Becker, der 1967 als Letzter den 1950 ins Leben gerufenen „Preis der Gruppe 1947“ erhielt. Und auch alle großen Kritiker kamen – Rudolf Augstein und Walter Jens, Joachim Kaiser und Marcel Reich-Ranicki ... dazu viele Verleger. So wurden die Gruppentreffen zu einer Institution nicht nur des literarischen Lebens, sondern der Kultur der Republik insgesamt. Doch in den 1960er Jahren wurden sie auch zunehmend kritisiert. Eine neue Autorengeneration mokierte sich über das Establishment, das sich da etabliert habe. Martin Walser beschrieb die Treffen 1964 ironisch als „literarischen Jahrmarkt“, der von manchen „als eine monopolistische imperialistische Veranstaltung zur Einschüchterung der Kritik, der Leser, der Öffentlichkeit“ empfunden werde. Und Peter Handke kritisierte 1966 die „Beschreibungsimpotenz“ der versammelten Autoren und Kritiker. Es endete ohne Finale: 1967 traf sich die Gruppe im oberfränkischen Waischenfeld. Studierende demonstrierten gegen die „unpolitische Haltung“, skandierten, wie sich Marcel Reich-Ranicki 1999 in *Mein Leben* erinnerte, höhnisch „Dichter! Dichter!“. Richter lud zu keinem weiteren Treffen ein.

Markus Behmer

Ein teuflischer Pakt

Als sich Thomas Mann bei Kriegsende dem Faust-Motiv annahm, schuf er einen Künstlerroman und eine Analogie von Deutschlands Weg in die NS-Finsternis in einem. Ein Unterfangen, das seine Zeitgenossen in der verlorenen alten Heimat nicht goutierten.

Ein Jubiläum ist immer eine freudige Angelegenheit, die sich dabei jedoch meist auf eine individuell zu feiernde Person und deren Bekannte beschränkt. Betrifft es dagegen ein Buch, vergrößert sich der Kreis der Feiernden. Geht es dabei auch noch um das Alterswerk des wohl größten deutschen Schriftstellers seit Goethe, ist dies Anlass genug, noch einmal einen Blick auf eben jenen Text zu werfen: Thomas Manns *Doktor Faustus*, vom Autor selbst als sein „gewagtestes und unheimlichstes Werk“ bezeichnet. Hier stellt sich nun die Frage danach, warum es lohnenswert ist, sich auch 75 Jahre nach dessen Erstveröffentlichung mit dem Roman zu beschäftigen.

Der *Faustus* ist Manns erste literarische Arbeit, die vollständig im Kontext seines Exils (er verließ Deutschland im Jahr 1933 über die Schweiz und Frankreich in die USA, um 1952 wieder in die Schweiz zu ziehen) entstand. Der Schreibprozess erstreckte sich von März 1943 mit einigen arbeitstechnischen und gesundheitlichen Unterbrechungen bis in den Januar des Jahres 1947.

Doch worum geht es eigentlich im *Doktor Faustus*? Sämtliche Themen und Dimensionen des Romans, der laut Mann wie kein anderer an ihm gezehrt habe, aufzufächern, würde den *Anno*-Rahmen sprengen, obgleich die Handlung schnell zusammengefasst ist: Der Text erzählt vom Leben des deutschen Komponisten Adrian Leverkühn, der einen faustischen Pakt mit dem Teufel eingeht, um mit dessen Hilfe geniale Werke zu schaffen – so weit so der altbekannte Thomas Mann. Der wahre Kunstgriff ist die Analogisierung des Schicksals des Tonsetzers mit dem Deutschlands bis in die Zeit des Nationalsozialismus, indem Leverkühns Leben als Vorausdeutung der mentalen Disposition agiert, die den Pfad zur deutschen Katastrophe des „Dritten Reiches“ ebnet.

Der Einsatz eines Musikers als Protagonisten ist dabei nicht Manns Liebe zur akustischen Kunstform oder dem Bemühen um intermediale Vielseitigkeit geschuldet, sondern ist konstitutiv für die Grundidee des Romans. Für Mann ist Musik die repräsentative Kunstform der Deutschen. In diesem Konnex verweist Leverkühns Streben nach musikalischer Hegemonie in Form einer noch nie da gewesenen Komposition auf Deutschlands Eifern nach politischer Herrschaft. Um dies zu realisieren, ist für beide Parteien ein Paktieren mit einer Teufelsfigur nötig: für Adrian ein faustisch wirkender Mephistopheles, für Deutschland der Teufel in der Person Adolf Hitlers. Dieser freiwillig eingegangene Pakt mit den irrationalen und dämonischen Kräften des Bösen endet für beide Beteiligten in einer Katastrophe, die selbst verschuldet ist. Trotz der schrecklichen Enden für Leverkühn wie Deutschland lässt Mann aus der Musik des Protagonisten einen Hoffnungsschimmer aufblitzen, der nicht nur die Möglichkeit zur Gnade für Leverkühn, sondern auch für das zerstörte Nachkriegsdeutschland und seine Zukunft andeutet; so bleibt der Roman nicht endgültig im endzeitlichen Pessimismus verankert.

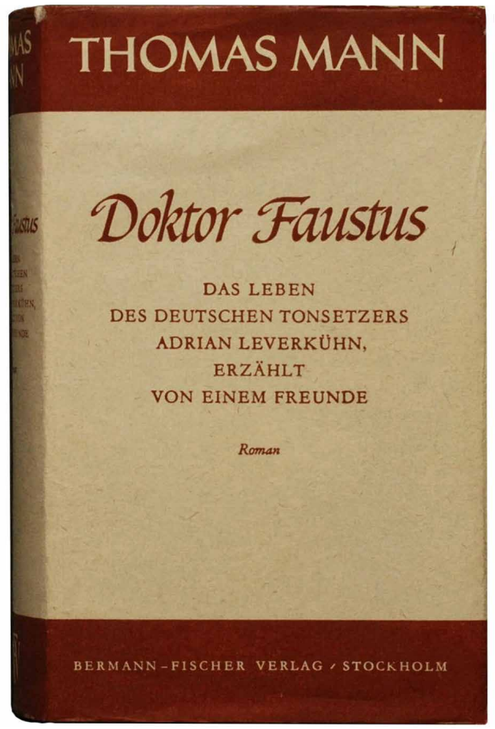


Bild: H.-P.Haack, Wikipedia

Auf keinen anderen Roman Thomas Manns erfolgte eine derart starke Rezeptionsresonanz; in den ersten zwei Jahren nach seiner Publikation erschienen hunderte Besprechungen. Dabei sind besonders die ungünstigen Rezeptionsbedingungen hervorzuheben, denen Mann sich ausgesetzt sah, denn er kam den nach 1945 häufig aufkommenden Aufforderungen zur Rückkehr nach Deutschland nicht nach, weshalb er mitunter als „Deserteur vom Deutschtum“ bezeichnet wurde. Man befand sich im Wiederaufbau und wollte sich nicht mit einer grundlegenden Deutschland-Kritik befassen. Daher ist es wenig verwunderlich, dass das Gros der Kritik äußerst negativ ausfiel. Der Roman wurde als „einziges Scheitern“ und „Todesurteil“ für Deutschland bezeichnet sowie die These der Kriegsschuld zurückgewiesen. Besonders pikant ist hierbei, dass unter seinen lautesten Kritikern auch ehemalige SS-Mitglieder und Parteifunktionäre waren, die die eigentliche Schuld am Krieg Künstlern wie Mann unterzuschieben versuchten. Grundlegend war die Kritik letztlich psychologisch und politisch motiviert, man verbat sich die Ausführungen eines „amerikanischen Patrioten“, der die Geschehnisse nicht unmittelbar miterlebte.

Auf der Leinwand und/oder dem Fernsehbildschirm fand der *Doktor Faustus* nur wenig Zuwendung. Die einzige Verfilmung stammt aus dem Jahr 1982 und erhielt zumeist negative Kritiken, die primär auf die proklamierte Unverfilmbarkeit des Romans zurückgeführt wurde. Auf die Komplexität des Textes wurde mit Simplifizierung und Banalisierung reagiert.

Am Schluss stellt sich die Frage danach, warum der Roman heute noch von solcher Relevanz ist, angesichts seiner überwältigenden Fülle von Themen, Diskursen, bildungshuberischen und überfordernden Tendenzen sowie der konzeptionellen und inhaltlichen Bindung an einen Abschnitt der deutschen Geschichte, auf den viele zu Recht mit Schaudern zurück blicken. Eine Antwort darauf könnte sein, dass er wohl einen der künstlerisch wertvollsten und ästhetisch wirkungsvollsten Teile der deutschen NS-Erinnerungskultur darstellt und aus einer besonderen Perspektive nicht nur die Frage klärt, wie es zu dieser Katastrophe kommen konnte, sondern auch die Hoffnung auf ein besseres Deutschland, ein Deutschland, das für Mann beide Seiten der Medaille – die böse und die gute Seite – integriert.

Der Roman ist dahingehend ein Beitrag dazu, durch Reflexion zu verhindern, dass sich diese Deutschlandmedaille wieder zur schlechten Seite wendet. Aus diesem Grund wird *Doktor Faustus* für das deutsche Publikum wohl auch noch mindestens die nächsten 75 Jahre relevant bleiben, womit er zu Recht den Status eines Klassikers in der deutschen Kultur- und Medienlandschaft hat.

Jan Hurta

Der Germanist Jan Hurta ist Lehrbeauftragter an der Universität Bamberg.

Der gute Gangster

Vor 75 Jahren starb Al Capone, für die einen Familienmensch und Wohltäter, für die anderen Staatsfeind und Mörder. Ein Text über einen Mann der Widersprüche und warum er Menschen und Medien bis heute fasziniert.

Während sich andere Bandenchefs vor Journalisten versteckten, wusste „Big Al“ die Medienschaffenden für sich zu gewinnen und servierte sein Leben auf dem Präsentierteller. Gekleidet in zitronen- oder lavendelfarbenden Anzügen schmiss er Champagner-Partys; wenn sein Lieblingskomponist Giuseppe Verdi in der Oper zu sehen war, buchte er die Hälfte der Sitze für sich und er verteilte Geldbündel auf öffentlicher Straße. Das mediale Interesse an ihm war groß und bis heute gibt es keinen anderen Gangster, über den so viele Bücher geschrieben, Filme gedreht und Geschichten erzählt wurden.

Alphonse Gabriel „Al“ Capone wurde 1899 als Sohn italienischer Einwanderer im New Yorker Stadtteil Brooklyn geboren. Schon in seiner Jugend schloss er sich kriminellen Banden an. Als er sich mit Mitgliedern rivalisierender Clans angelegt hatte, ging „Scarface“, wie er aufgrund von Kampfnarben auf der Wange genannte wurde, 1919 nach Chicago. Dort wurde er zum Führer des kriminellen Clans „Chicago Outfit“ und zum Gesicht der organisierten Kriminalität. Die Prohibition hat ihn reich gemacht: Er verkaufte illegalen Alkohol, stieg ins Glücksspielgeschäft ein, betrieb Bordelle und baute ein Imperium der Unterwelt auf. Im März 1930, während des Höhepunkts seiner Karriere, zierte der „Popstar der Unterwelt“ die Titelseite des *Time Magazines*. Gibt man seinen Namen im Archiv der *New York Times* ein, erscheinen über zweitausend Artikel.

Die medialen Darstellungen erzählen die Geschichte eines Mannes mit zwei Gesichtern. In manchen Darstellungen ist „Scarface“, das Narbengesicht, skrupellos, brutal und kaltblütig. Der Bürgermeister von Chicago, wie er aufgrund seines Einflusses genannt wurde, soll bis zu zweihundert Menschen getötet haben. Geschäftspartnern, die ihn hintergehen wollten, wurden beim Abendessen die Schädel mit einem Baseballschläger zertrümmert und als die Justiz begann, gegen ihn zu ermitteln, verschwand von dem einen Staatsanwalt der Assistent und von dem anderen der leitende Ermittler. Auch das Valentinsmassaker vom Februar 1929, bei dem sieben Männer abgemetzelt wurden, soll auf das Konto des Mafiabosses gehen. In anderen Darstellungen ist „Big Al“ ein fairer Geschäftspartner, ein seriöser Unternehmer und vor allen Dingen ein liebender Familienmensch. Der frühe Tod seines Vaters habe ihm keine Wahl gelassen; nur um seine Familie durchzubringen, sei er auf die schiefe Bahn geraten. Als moderner Robin Hood eröffnete er in der großen Depression eine Suppenküche, mit der er tausende Menschen versorgte, und als auf ihn ein Mordanschlag in einem Café verübt wurde, bezahlte er die Krankenhausrechnung von zwei Unbeteiligten. Ausgerechnet den Mann, der ihm seine Gesichtsnarbe zugefügt hatte, machte er zu seinem persönlichen Leibwächter. Und egal wo Al Capone sich aufhielt oder welche Geschäfte er gerade abwickelte, täglich telefonierte er mit seiner Frau und seiner „Mamma“.

Unabhängig von allen Darstellungen sind sich Historiker und Medienschaffende einig, dass Alphonse Gabriel „Al“ Capone bereits vor 100 Jahren die Funktion von Öffentlichkeitsarbeit verstanden hat. Er bediente die Extreme, die die Menschen begeistern. Bis heute ist er entweder das Idol, das den amerikanischen Traum lebte, oder der Gesetzeslose, der gewissenlos mordete. Die Wahrheit über den Menschen Al Capone liegt vermutlich zwischen Wohltäter und Mörder und gerade dieser Dualismus von Gut und Böse hält den Mythos des guten Gangsters bis heute am Leben.

Für seine Taten konnte Al Capone nie zur Rechenschaft gezogen werden; nur eine Anklage wegen Steuerhinterziehung brachte ihn nach Alcatraz. Als er kurz vor seinem Tod aus dem Hochsicherheitsgefängnis entlassen wurde, musste er durch den Hinterausgang gehen, weil es vor dem Gefängnis einen Medientumult gab. Gezeichnet von schwerer Krankheit starb er am 25. Januar 1947. Die *New York Times* titelte über seinen Tod: „Das Ende eines teuflischen Traums“.

Maike Schulte

Bild: Al Capone, gemalt von Hannah Söltzer

Zwischen Selbsterfindung und Selbstfindung

Am 8. Januar 1947 wird David Bowie geboren. Er teilt sich seinen Geburtstag mit dem zwölf Jahre älteren Elvis Presley – doch betrunken Cadillac fuhren sie wohl nie zusammen. Derartige Unwahrheiten trugen jedoch zu Bowies Bild als absolute Medienikone bei.

Der Nachrichtensprecher weint, als er den Untergang der Welt verliest. Nur fünf Jahre blieben, bis der Planet sterben würde. „Five years“. So der Titel des Songs, in der diese Vision eines Weltuntergangs besungen wird. Es ist das erste Lied des Albums *The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars* von 1972. Darin erzählt David Bowie in der Rolle des Ziggy Stardust die Geschichte eines Rockstar-Messias, der Liebe und Frieden predigt. Es ist Pop-Theater in Form von zehn Songs, geeint durch das „Motiv einer alternativen Medialität“, wie es der Kulturhistoriker Frank Kelleter nennt. Bowie nutzt Medien als Erzählvehikel in seinen Liedern: Der Weltuntergang wird in den Nachrichten verkündet – das Radio sendet außerirdische Botschaften. Nicht nur innerhalb seines Werkes wusste Bowie die Medien geschickt zu nutzen. Das Lied „Space Oddity“, das auf Stanley Kubricks Film *2001: A Space Odyssey* anspielt, erschien im Sommer 1969 – nur fünf Tage vor Start der Apollo 11-Mission. Der Plan ging auf: Die BBC hinterlegte die Bilder der Mondlandung mit Bowies Song. Doch dieser blieb eine „Oddity“ – eine Kuriosität. War dem britischen Singer-Songwriter bislang noch nicht der große musikalische Durchbruch gelungen, zog Anfang der 1970er die Kunstfigur Ziggy Stardust mit ihren grellroten Haaren und theatralischen Bühnenoutfits alle Blicke auf sich. Schrill, bunt, extraterrestrisch. Durch seine androgyne Sexualität spielte der Charakter mit den steifen Geschlechterrollen seiner Zeit.

Zwischen Inszenierung und Authentizität

Bowie wusste um die Wirkung dieser Inszenierung, wollte irritieren. Als er 1972 in einem Interview mit der Musikzeitschrift *Melody Maker* angab, schwul zu sein, war der Skandal perfekt. Manch einer fragte sich, ob das Outing nur ein geschickter PR-Stunt war. Für das damalige Publikum paradox: Er hatte Frau und Kind. Solche Kontraste waren es, die Bowie als Künstler für die breite Öffentlichkeit interessant machten. Die extrovertierte Bühnenperson einerseits und der schüchtern wirkende Privatmann andererseits. So entstand das enigmatische Bild „eines Menschen, der sich stets geweigert hat, über sich selbst zu sprechen – und der, wenn er es doch tat, seine Geschichten vorsätzlich mit falschen Fakten garnierte“, wie der Historiker Fran Ruiz in seiner Bowie-Biografie schreibt.

In einer Talkshow berichtete Bowie von Sauftouren mit Elvis Presley im schwarzen Cadillac. Eine Anekdote, die den Moderator Conan O’Brien dazu verleitete, doch mal nachzufragen, ob eigentlich irgendetwas davon auch stimme. Bowie lachte nur: „Mir wurde gesagt, das sei wahr.“ Die Übergänge aus Wahrheit und Fiktion sind fließend. Wo hört David Robert Jones, wie der Künstler eigentlich heißt, auf? Wo beginnt die Kunstfigur? Der Charakter Ziggy Stardust wurde zur ultimativen Projektionsfläche: „Andere Leute haben ihn neu gelesen und mehr Informationen über Ziggy beigesteuert, als ich in ihn hineingesteckt hatte“, erzählte Bowie in einem Interview. Es sei ihm danach schwergefallen, diese Rolle wieder „abzuschütteln […], weil die Leute damals mehr mit ihm verbanden als mit

David Bowie“. Dieser David Bowie versuchte sich mit neuen Figuren, wählte für seine US-Tour 1973 das Pseudonym Aladdin Sane. Später war er Jack Halloween mit Augenklappe oder der blasse Thin White Duke. Er erschuf mit jedem Album eine neue Persona – tötete sie direkt nach der Tour. Und auch für Filme schlüpfte er in immer neue Rollen. Nun wurde die ständige Neuerfindung regelrecht von ihm erwartet.

Was würde Bowie als Nächstes tun? Wer würde er sein? Bowie wollte nicht nur „Produkt der Zeitungen sein“, wollte sich nicht festlegen und so in seiner Kunst einschränken lassen. Aus Selbsterfindung wurde Selbstfindung.

Bowie wollte Bowie sein. In den 1980ern gelang ihm dieser Schritt durch kommerzielle Charterfolge, die ohne ein Alter Ego auskamen. Nach seinem Tod 2016 endete zwar eine knapp 40 Jahre dauernde Karriere, doch Bowie hinterlässt ein Erbe als Prototyp des modernen Popstars: Zwischen Konzeptkünstler und Gesamtkunstwerk.

Katharina Behmer

Bild: Gil Zetbase, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Beste Jahre? Gute Filme!

In Hollywood und in Berlin wurde 1947 sehr unterschiedlich das jüngste Zeitgeschehen im Kino reflektiert – in dem Jahr, als Ernst Lubitsch starb, einer der Großmeister der Screwball Comedy.

Der Krieg ist vorbei, endlich. Die Sieger kehren heim. Sieger? Alle sind sie gezeichnet vom Dienst an der Waffe. Offen, wie der Matrose Homer Parish. Beide Hände hat er verloren, muss nun mit zwei Haken-Prothesen zurück ins Zivilleben. Oder psychisch, wie Al Stephenson, zuvor Sergeant bei der US-Army, und Fred Derry, hoch dekorierter Bombenschütze der Air Force. Bei der Rückfahrt nach Boone City, einer fiktiven Kleinstadt irgendwo im Mittleren Westen der USA, lernen sich die drei kennen. Gut gestimmt sind sie – doch bald müssen sie, die beim Militär ihre besten Jahre verloren haben, sich verändert haben, erkennen, dass auch die Welt, aus der sie kamen, nicht mehr die gleiche ist.

Einfühlsam, melodramatisch, doch nicht pathetisch zeichnet der fast drei Stunden lange Hollywood-Film *Die besten Jahre unseres Lebens* nach, wie es Stephenson, Derry und Parish, wieder zuhause und doch fremd im einst Vertrauten, ergeht.

Sehr unterschiedlich sind ihre Ausgangspositionen, doch Probleme haben sie alle: Der gut gestellte Al, leitender Mitarbeiter einer Bank, hat sich von Frau und Kindern entfremdet und fühlt sich auch fremd in der Nachkriegs-Geschäftswelt. Fred, der Kriegsheld, sieht seine Fähigkeiten im Zivilleben nicht gebraucht und seine Ehe ist zerrüttet. Homer fühlt sich auf seine Rolle als Invalide reduziert, fürchtet Mitleid – auch von seiner Verlobten.

Bei der Oscarverleihung am 13. März ist das Kriegsheimkehrer-Drama über die drei siegreichen Verlierer der große Gewinner. Mit sieben Oscars wurde er ausgezeichnet – darunter die beiden Hauptpreise „Bester Film“ und „Beste Regie“. Sie führte William Wyler, der bereits 1943 einen Goldjungen bekommen hatte (für *Mrs. Miniver*, einen heute weithin vergessenen, damals auch hoch aktuellen Spielfilm über den Beginn des Zweiten Weltkriegs in London); 1960 wurde er erneut als bester Regisseur oscarprämiert, nun für *Ben Hur*, und weitere neun Mal wurde er in seiner langen Karriere nominiert.

Glanzvoll war auch sonst die Crew des Films. Fredric March, Oscarpreisträger schon 1931 für seine doppelbödige Rolle in *Dr. Jekyll und Mr. Hyde*, wurde für seine Darstellung des Al Stephenson wieder als bester Schauspieler ausgezeichnet.

Seine Filmgattin Myrna Loy ging 1947 zwar leer aus, wurde aber 1991, im Alter von 84 Jahren, mit einem Ehren-Oscar für ihr Lebenswerk geehrt. An der Kamera stand Gregg Toland, der sechs Jahre zuvor bei Orson Welles‘ Allzeit-Meisterwerk *Citizen Kane* die Filmbilder revolutioniert hatte. Und Drehbuchautor, auch er 1947 oscarprämiert, war Arthur Sherwood, der als Dramatiker in den 1930er Jahren gleich drei Pulitzerpreise gewonnen hatte.

Ein Auto erzählt

Kein Starensemble vereinte Helmut Käutner 1947 für seinen Episodenfilm *In jenen Tagen*, wenn auch manche (vor allem später) sehr bekannt gewordene Schauspieler*innen wie Ida Ehre, Winnie Markus, Erwin Geschonnek und Karl Raddatz zum Cast gehörten. Käutner, der schon im „Dritten Reich“ mit Filmen wie der Hamburg-Hymne *Große Freiheit Nr. 7* mit Hans Albers in der Paraderolle des singenden Seemanns Hannes Kröger als Regisseur erfolgreich war, betrieb hier Vergangenheits- und Gegenwartsschau ganz anderer Art als Wyler (der ursprünglich übrigens auch Deutscher war, geboren 1902 im elsässischen Mühlhausen).

Ein Auto ist der „Erzähler“ jener Käutnerschen Tage. In sieben kurzen Geschichten erzählt es von seinen Vorbesitzern, nun, da es 1946 ramponiert in den Trümmern von Hamburg steht und ausgeschlachtet wird. Am 30. Januar 1933 macht eine junge Schauspielerin die Jungfernfahrt mit dem neuen Wagen; unterwegs nach Berlin am Tag der NS-„Machtergreifung“ entscheidet sie sich, ins Exil zu gehen. Das Auto bleibt zurück, gehört bald einem jungen Komponisten, dessen Musik als entartet verboten wird. Dann besitzt es eine jüdische Geschäftsfrau – die nach der Programmnacht des 9. November 1938 mit ihrem „arischen“ Mann in den Freitod geht. Später wird das Auto von der Wehrmacht requiriert, von russischen Partisanen beschossen, im Umfeld des 20. Juli 1944 vergeblich als Fluchtfahrzeug eingesetzt, schließlich gegen Kriegsende von einem Deserteur genutzt.

In allen Episoden führt Käutner, neben aller Dramatik, eins vor: Menschlichkeit in unmenschlichen Zeiten.

Der Meister der Komödie stirbt

Doch zurück nach Hollywood – hin zu einem traurigen Datum: Am 30. November 1947 starb Ernst Lubitsch in Los Angeles.

Schon 1920 war der am 29. Januar 1892 in Berlin Geborene nach Hollywood gegangen, nachdem er zunächst als Schauspieler, dann als Regisseur erfolgreich einige Slapstick-Filme und Komödien gedreht hatte. Hier, in dem jungen Mekka des Kinos, wurde er schließlich – einer der Größten!

Historiendramen, dann Monumentalfilme inszenierte er anfangs, dann bald mehr und mehr Gesellschaftskomödien mit ganz eigenem Esprit: dem noch heute legendären „Lubitsch-Touch“ mit geistreichen Wortgefechten, exzellentem Timing und doppeldeutigen bis frivolen, stets charmanten Anspielungen. *Liebesparade* (1929), *Ärger im Paradies* (1932) und *Serenade zu dritt* (1933) hießen einige seiner Erfolgsfilme; es folgten etwa *Ninotschka* (1939) mit Greta Garbo, *Rendezvous nach Ladenschluss* (1940) mit James Stewart und 1942 die Anti-Nazi-Tragikomödie *Sein oder Nichtsein*.

1947, kurz vor seinem Tod durch einen Herzinfarkt, erhielt er einen Ehren-Oscar für sein Lebenswerk. „Kein Lubitsch mehr“, soll sein großer Regiekollege Billy Wilder bei der Trauerfeier zu William Wyler gesagt haben. Der darauf: „Es ist ja noch schlimmer: Keine Lubitsch-Filme mehr!“

Eine Haarmähne und zwei Hünen

Tröstlich immerhin: 1947 wurden auch spätere Stars geboren: Am 2. Februar erblickte Farrah Fawcett (gest. 2009) das Licht der texanischen Sonne. Das Haarmähnen-Wunder, Sexsymbol der 1970er bis 90er Jahre, wurde berühmt vor allem als einer von *Drei Engeln für Charlie* in der Erfolgsfernsehserie, die es bis 1981 in fünf Staffeln auf 115 Folgen brachte.

Nicht weltweit, aber immerhin in Deutschland wurde Dieter Pfaff gleichfalls mit Fernsehserien berühmt – wenn auch gewiss nicht als Sexsymbol. Der am 2. Oktober 1947 in Dortmund Geborene (gest. 2013) war in über 200 TV-Folgen *Der Fahnder* in der ARD, in 18 ZDF-Episoden der Ermittler *Sperling*, dann, wiederum in der ARD und passend zu seinem Phänotyp, 52 Folgen lang *Der Dicke*.

Mindestens vollschlank war auch Günther Kaufmann in seiner großen Schauspielerzeit, geboren am 16. Juni 1947 in München (gest. 2012). Und auch er erlangte seine wahrscheinlich breiteste Popularität in TV-Krimiserien, so in einigen Folgen von *Der Alte*, *Derrick* und *Der Kommissar* – oder als „Schrecklicher Sven“ in Michael „Bully“ Herbigs Realverfilmung der Zeichentrick-Serie *Wicki und die starken Männer*, schlimmstenfalls gar als Teilnehmer des „Dschungelcamps“ (2009). Gewichtiger, vielmehr: weit bedeutsamer, sind aber Kaufmanns Rollen in vielen Fassbinder-Filmen – von *Baal* über *Die Ehe der Maria Braun* bis hin zu *Lola* und *Berlin Alexanderplatz*.

Markus Behmer

In Helmut Käutners Episodenfilm *In jenen Tagen* bilden keine Schauspieler – manche später Stars des Nachkriegskinos wie Winnie Markus und Ida Ehre – die Rahmenhandlung, sondern ein Auto. Anhand seines „Schicksals“ zwischen 1933 und 1945 werden dunkle Schlaglichter auf die NS-Zeit geworfen. So bietet das Melodram gleichzeitig Traumabewältigung. Auch auf dem Katalog zum Film ist das Auto, ein Opel Kadett, dargestellt. Bild: ZVAB

1922

neunzehnhundertzweiundzwanzig

Carter und der Pharao

Das Grab Tutanchamuns wurde vor hundert Jahren entdeckt.

„Theben, Ägyptos‘ Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen; hundert hat sie die Tore, es ziehen aus jedem zweihundert rüstige Männer zum Streit mit Rossen daher und Geschirren.“ So schilderte bereits Homer in der *Illias* vor mehr als 2.500 Jahren den damals bereits mythenumrankten Ort. Gelegen war er etwa da, wo heute die oberägyptische Metropole Luxor ist, die „Stadt der Paläste“. Vor der Stadt, in einer unwirtlichen Steinwüste, liegt es: das Tal der Könige, überragt von El Qurn („das Horn“), einer fast 500 Meter hohen natürlichen Felspyramide. Hier wurden sie begraben, die Pharaonen des neuen Reiches (ca. 1550 bis 1069 v. Chr.). Mehr als 350 Grabkapellen sind katalogisiert – Begräbnisstätten von Königen und Königinnen, von Priestern und Beamten. Dazu Tempel – und Massengrüfte, Katakombengräber für das Fußvolk.

Hier grub vor hundert Jahren der britische Ägyptologe Howard Carter, seit 1917 schon – nach vielen anderen, die seit dem 18. Jahrhundert vor ihm da waren. Nach Grabräubern auch, die seit Jahrtausenden hier nach Schätzen suchten.

Am 4. November 1922 legten Arbeiter am Rande des Grabes von Pharao Ramses VI. eine Steintreppe frei, an deren Fuß eine vermauerte Tür mit unbeschädigten Siegeln zum Vorschein kam. Nun hieß es Warten – auf das Eintreffen von Carters Finanzier Georg Herbert, dem 5. Earl of Carnarvon. Am 25. November war es soweit: Die Tür wurde geöffnet. Ein Flur tat sich zunächst auf, noch eine vermauerte Tür. Dahinter ein acht auf dreieinhalb Meter großer Raum voll mit – Gold über Gold! Liegen, Stühle, Statuen, Truhen, allerlei Gerätschaften. Und das war nur die Vorkammer zum Grab. Alles wurde genau vermessen, erfasst, abtransportiert.

Erst am 16. Februar 1923 erfolgte die Öffnung der Grabkammer selbst. Ein riesiger vergoldeter Holzschrein stand darin, in ihm: drei ineinandergeschachtelte Särge, der innerste aus purem Gold. Er umhüllte den einbalsamierten Pharao Tutanchamun, dessen Gesicht und Brust wiederum mit einer Goldmaske (siehe Bild rechts) bedeckt waren.

Er war keiner der bedeutendsten Altägyptischen Herrscher, hatte nur etwa neun Jahre regiert bis 1323 v. Chr., war bereits im Alter von unter 20 gestorben. Sein Grab aber barg einen der größten Schätze, den die Archäologie je geborgen hat.

Lord Carnarvon übrigens starb wenige Wochen nach der Öffnung an einer Blutvergiftung. Wirkte er, der Fluch des Pharaos?

Markus Behmer

Bild: Djehouty, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons (links), Mark Fischer, CC BY-SA 2.0, Wikimedia Commons (rechts)

Bild: Siora Photography, Unsplash

The ABC of the BBC

Am 14. November 1922 ging in London die erste Radiosendung der BBC über den Äther. Schritt für Schritt entwickelte sich die BBC zu einem täglichen Begleiter für das britische Publikum – und zu einem wichtigen Vorbild für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

In ihren 100 Jahren hat die BBC technische Innovationen vorangetrieben, geschichtliche Ereignisse erlebbar gemacht und die Popkultur weltweit geprägt. Insbesondere die Nachrichtensendungen galten als Vorbilder für unabhängigen und fairen Journalismus. Die BBC hat sich über die Jahre allerdings auch Skandale geleistet, die dieses Bild gehörig beschädigt haben. Zudem kritisieren die derzeit regierenden britischen Konservativen Sender und Programm seit Jahren: Boris Johnson bezeichnete die BBC 2019 als „Brexit Bashing Corporation" – sinngemäß den Sender, der ständig auf den Brexit einprügelt. Inzwischen planen die Tories den Rundfunkbeitrag für die nächsten beiden Jahre einzufrieren, 2027 soll er dann sogar komplett abgeschafft werden. Unser ABC gibt einen Überblick über wichtige Personen und Programme, Meilensteine aber auch Fehltritte.

A – Archers, The: *Die Archers* sind eine Hörspielserie auf BBC Radio 4. Die titelgebende Familie Archer lebt im fiktiven Örtchen Ambridge in der ebenso erfundenen Grafschaft Borsetshire. Um sie herum entspinnen sich Geschichten über Landmenschen, ihrer alltäglichen Freuden und Sorgen – im Großen wie im Kleinen. *The Archers* werden seit 1951 ununterbrochen ausgestrahlt und gelten damit als die am längsten laufende Seifenoper der Welt. Übrigens: Während der Corona-Pandemie nahm das Ensemble seine Rollen einzeln und zu Hause auf, um die treue Fangemeinde zu versorgen – wenn auch nur mit vier statt der gewohnten sechs Folgen wöchentlich.

B – Broadcasting House: Das erste speziell für Rundfunkproduktionen geplante und gebaute Sendezentrum der BBC. Das charakteristische Art-déco-Gebäude wurde 1932 zentral in London zwischen Oxford Street und Regent Park errichtet. Während des „Blitz" hat die deutsche Luftwaffe das Broadcasting House zweimal getroffen, wobei der Einschlag am 15. Oktober 1940 als Anekdote in die BBC-Geschichte einging: Die Bombe mit Zeitzünder explodierte kurz nach 21 Uhr, gerade als Bruce Belfrage angefangen hatte, im Keller des Sendezentrums die Nachrichten zu lesen. Belfrage hielt kurz inne und fuhr dann ungerührt in seinem Text fort – „keeping a stiff upper lip".

C – Charter, Royal: Die verfassungsrechtliche Grundlage für die Arbeit der BBC als öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt. In der Royal Charter werden insbesondere die Aufgaben und Verantwortlichkeiten der Hauptorgane BBC Board und Executive Committee festgelegt.
Die redaktionelle Unabhängigkeit sowie der konkrete Auftrag des Senders werden wiederum in einem begleitenden Rahmenabkommen, dem so genannten Broadcasting Agreement, geregelt. Beide Vereinbarungen werden alle zehn Jahre erneuert und den medialen und gesellschaftlichen Entwicklungen angepasst. Sie tragen immer die Handschrift der jeweiligen Regierung. Die nächste Royal Charter soll 2027 in Kraft treten: Geht es nach den Tories, wird die BBC dann komplett umgebaut.

D – Desert Island Discs: Laut *Radio Times* die beste Radiosendung aller Zeiten. Seit 1942 strandet Woche für Woche

ein prominenter Gast auf einer fiktiven einsamen Insel. Im Gepäck hat er acht Lieder, ein Buch und einen Luxusartikel nach Wahl. Diese Auswahl bildet dann die Eckpunkte für ein Gespräch über die eigene Lebensgeschichte. In über 3.000 Folgen waren unter anderem Yoko Ono, Jens Stoltenberg, Alfred Hitchcock oder Prinzessin Margaret zu Gast bei *Desert Island Discs*.

E – Eurovision Song Contest: Ein jährlicher, gesamteuropäischer Musikwettbewerb, der seit 1956 von der Europäischen Rundfunkunion durchgeführt wird. Die BBC unterstützte die Premierenveranstaltung im schweizerischen Lugano bei der technischen Durchführung. Allerdings verpasste es der Sender, einen eigenen Beitrag einzureichen. 2022 schaffte es der Singer-Songwriter Sam Ryder mit „Space Man" immerhin auf den zweiten Platz.

F – Fleabag: Eine Serie über das chaotische Singleleben einer jungen Cafébesitzerin in London. Oberflächlich dominieren Witze über Sex und schwarzer Humor, darunter verbirgt sich eine überraschend ergreifende Tragödie. *Fleabag* basiert auf dem gleichnamigen Monodrama von Autorin und Hauptdarstellerin Phoebe Waller-Bridge. Die TV-Adaption wurde ursprünglich für den Internetkanal BBC Three produziert, dann aber auch auf BBC Two terrestrisch ausgestrahlt. Barack Obama und Daniel Craig haben sich mehrfach als große Fans der Serie geoutet.

G – Great British Bakeoff: Über zehn Wochen backen mehrere Amateure in einem umfunktionierten Festzelt um die Wette. Eine strenge Fachjury beurteilt die Backwaren, während die Moderator:innen für humoristische Abwechslung sorgen. Das *Bake Off* ist in Großbritannien eine Kultsendung! Der *Guardian* kommentiert jede Folge auf seiner Website in einem Liveticker. Von 2010 bis 2016 produzierte Love Film die Show für die BBC, bevor sie vom Konkurrenten Channel 4 abgeworben wurde. Das *Great British Bake Off* ist ein Beispiel unter vielen für Sendungen, die sich um DIY (Do it yourself) in allen Farben und Formen drehen.

H – H2G2: Von Autor Douglas Adams als irdische Version des *Hitchhikers Guide To The Galaxy* geplant. Die Seite besteht zum einen aus einer Wikipedia-artigen Enzyklopädie, zum anderen aus persönlichen Blogs – der so genannten Community. Gemäß seinem literarischen Vorbild ist *H2G2* thematisch und stilistisch unkonventioneller angelegt als andere Nachschlagewerke. Die BBC hatte das Projekt 2001 übernommen, musste es nach einer Budgetkürzung 2011 wieder abstoßen.

I – iPlayer: Die digitale Mediathek der BBC. Nach einer zweijährigen Betaphase, war der iPlayer 2007 ausgereift genug, um Fernsehsendungen über das Internet zu streamen. Ursprünglich gab es für die Inhalte eine 7-Tage-Regel: Eine Woche nach ihrer Ausstrahlung wurden die Sendungen wieder aus dem Netz genommen. Auf der Bedienoberfläche des iPlayers ist ein Insiderwitz versteckt: Der Lautsstärkeregler geht bis 11 – eine Anspielung auf die Mockumentary *This Is Spinal Tap*.

J – Johnson, Boris: Ehemaliger Bürgermeister von London, ehemaliger Außenminister, ehemaliger Premierminister und … ehemaliger Journalist. Johnson nutzte die BBC-Diskussionssendung *Have I Got News For You* geschickt, um zu Beginn seiner Karriere seine Außendarstellung als alberne Karikatur zu festigen – nicht die schlechteste Idee, in einem Land, in dem Selbstironie eine Kunstform ist. Später ein erbitterter Gegner der BBC.

K – Krönung: Am 2. Juni 1953 sind die Briten live mit dabei, als Elizabeth II. in der Westminster Abbey gekrönt wird. Winston Churchill war strikt gegen die Fernsehübertragung, die Kameras der BBC würden die weihevolle Zeremonie stören. Prinz Philipp konnte sich letzten Endes gegen alle Bedenken des Premierministers durchsetzen. Die Übertragung war ein Zeichen für die Modernisierung des Königshauses und die Basis für die weltweite Popularität der Queen.

L – Licence: Jeder Haushalt in Großbritannien ist gesetzlich verpflichtet, die Television Licence – also den Rundfunkbeitrag – zu bezahlen. Die TV Licence gilt als zweckgebundene Steuer und beträgt momentan 159 Pfund pro Jahr, ungefähr 183 Euro.

M – Micro: Der BBC Micro war ein Computer, der Ende 1981 im Rahmen des BBC Computer Literacy Project auf den Markt gebracht wurde. Das Projekt wurde gemeinschaftlich von der britischen Regierung und der BBC getragen, um einer breiten Bevölkerung Informatikkenntnisse zu vermitteln. Wie sich dieser Computer im Alltag und im Geschäftsleben einsetzen lies, zeigte die BBC in der Fernsehserie *The Computer Programme*. Der englische Synth-Pop-Musiker Vince Clarke nutzte den BBC Micro in den 80er Jahren um seine Hits für Depeche Mode, Erasure und Yazoo zu komponieren.

N – Na Comainn Cheilteach: Die Hauptprogramme der BBC werden auf Englisch produziert und gesendet. Es gibt aber spezielle Angebote für die Minderheiten im Land, die keltische Sprachen wie Gälisch und Walisisch sprechen.

O – Orwell, George: Orwell arbeitete von August 1941 bis November 1943 im Broadcasting House für die Kriegspropaganda der BBC. Diese zwei Jahre hinterließen bei ihm einen bleibenden Eindruck: Der berüchtigte Raum 101 im Roman *1984* ist eine Anspielung auf endlose langweilige Sitzungen, die Orwell am BBC Hauptsitz ertragen musste. Trotzdem steht seit 2017 eine Statue vor dem Broadcasting House. In die Fassade ist ein Zitat aus dem Nachwort von *1984* eingemeißelt: „Falls Freiheit überhaupt etwas bedeutet, dann

bedeutet sie das Recht darauf, den Leuten das zu sagen, was sie nicht hören wollen.“

P – Peel, John: John Robert Parker Ravenscroft war ein legendärer britischer Radiomoderator. „Peel“ war der Künstlername, den sich Ravenscroft beim Piratensender Radio London zulegte. 1965 wechselte er zur damals noch sehr spießigen BBC. Beim Popsender BBC Radio One erarbeitete er sich den Ruf, ein Näschen für neue Trends zu haben. In seinen Sendungen spielte er vor allen anderen Punk, Hip-Hop oder Techno und verhalf diesen Genres zum Durchbruch.

Q – Question Time: Eine politische Diskussionssendung auf BBC One. Im Panel sitzen immer jeweils ein:e Vertreter:in der Regierung und der Opposition sowie Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Im Mai dieses Jahres debattierte beispielsweise Formel-1-Fahrer Sebastian Vettel über den Klimawandel und die Folgen des Brexits.

R – Reith, John: Der erste Generaldirektor der BBC, der in dieser Rolle die Merkmale des öffentlich-rechtlichen Rundfunks entscheidend geprägt hat. Für ihn sollte das Programm der BBC in erster Linie informieren und bilden, mithin erst an zweiter Stelle unterhalten. Dank ihrer Monopolstellung und der Gebührenfinanzierung war die BBC zwar nicht gezwungen, die große Masse anzusprechen – sie sollte aber der gesamten Nation dienen, nicht nur den städtischen Zentren. Diese elitären, manchmal auch herablassenden Prinzipien verteidigte Reith vehement: „Gelegentlich werden wir darauf hingewiesen, dass wir offenbar versuchen, den Bürgern das zu geben, was sie unserer Meinung nach brauchen, und nicht das, was sie wollen, aber nur wenige wissen, was sie wollen, und sehr wenige, was sie brauchen.“

S – Savile, Jimmy: Zu Lebzeiten einer der populärsten Moderatoren der BBC. Erst nach seinem Tod im Jahr 2011 wurde offenbar, was viele Mitarbeiter:innen im Sender laut dem unabhängigen Untersuchungsbericht der ehemaligen Richterin Janet Smith wussten: Savile hatte in mehreren hundert Fällen Menschen sexuell missbraucht. Als die Journalist*innen Meirion Jones und Liz MacKean den Missbrauch in einem Nachruf in der BBC-Sendung *Newsnight* öffentlich machen wollten, wurde die Ausstrahlung unterdrückt. Der Sender wollte öffentlich nicht am Bild des lustigen *Top of the Pops*-Moderators rütteln. Stattdessen wurden die Recherchen erst ein Jahr später vom Konkurrenten ITV veröffentlicht. Der Missbrauchsskandal aber auch die Reaktionen der BBC haben dem Ruf des Senders schwer geschadet.

T – Teletubbies: „Eh-Oh!“ In 365 Folgen wackelten Tinky Winky, Dipsy, La-La und Po durch das *Teletubbie*-Land. Die bunten Kreaturen mit Antennen auf dem Kopf waren erst in Großbritannien, dann weltweit ein Erfolg bei Vorschulkindern. Mit dem Lied „Teletubbies say ‚Eh-Oh!‘“ brachte die Serie sogar eine Hit-Single hervor, die überraschend in die Auswahl für den angesehenen Ivor Novello Award genommen wurde.

U – Under Milk Wood: Das bekannteste Werk des walisischen Schriftstellers Dylan Thomas. Das Hörspiel wurde von der BBC in Auftrag gegeben und 1954 uraufgeführt. Das Publikum begleitet einen Tag im fiktiven Küstenstädtchen Llareggub, über die allwissenden Erzähler bekommt es einen Einblick in die Träume und das Seelenleben der der Menschen, die dort wohnen. *Under Milk Wood* wurde später erfolgreich für Bühne und Film adaptiert.

V – V.E.R.A.: Akronym für den Vision Electronic Recording Apparatus, der in den 1950er Jahren von der BBC als früher Videorekorder entwickelt wurde. V.E.R.A. war so groß wie ein Kleiderschrank und zeichnete Bild und Ton auf Magnetbändern auf. Eine Bandspule enthielt fünf Kilometer Band – genug um 15 Minuten Programm aufzuzeichnen.

W – War Game, The: Ein fiktives Doku-Drama über die Folgen eines Atomkriegs in und um eine typische, englische Stadt. Der Film wurde 1965 von Peter Watkins für die BBC geschrieben und produziert, wurde dann aber nicht ausgestrahlt. Die drastische Darstellung des Worst-Case-Szenarios sei dem Fernsehpublikum nicht zuzumuten. Der Film wurde in der Folgezeit nur vereinzelt auf Festivals gezeigt. Obwohl *The War Game* 1967 mit dem Oscar für die „Beste Dokumentation“ ausgezeichnet wurde, hat die BBC den Film erst 1985 gesendet.

X – X, Project: Projektname des Digitalradios BBC 1Xtra. Wie seine große Schwester BBC Radio 1 richtet sich der Sender an ein junges Publikum. Der Schwerpunkt liegt auf „Urban Music“, also Hip-Hop, Soul und R&B.

Y – Yesterday’s Men: Sowohl aus dem linken, als auch aus dem rechten politischen Spektrum wird der BBC immer wieder vorgeworfen, parteiisch zu sein. Im Jahr 1971 erregte die Dokumentation *Yesterday’s Men* den Zorn der Labour Party. Sie stellt dar, wie sich Ex-Premier Harold Wilson und seine ehemaligen Ministerkollegen ein Jahr nach der verlorenen Parlamentswahl in der Opposition einrichten. Wilson erzürnte vor allem, dass die Sendung den Eindruck erweckte, er habe sich bei der Veröffentlichung seiner Memoiren schamlos bereichert.

Z – Zoe Ball: Englische Radio- und Fernsehmoderatorin. Sie war die erste Frau, die die Morningshow *Breakfast with …* auf BBC Radio 1 moderierte. 2018 übernahm mit der *Radio 2 Breakfast Show* die am meisten gehörte Radiosendung Großbritanniens. Dort ist sie abermals die erste Frau am Sendepult.

Holger Müller

Zeit war‘s

Vor 100 Jahren wird der Medienkonzern Time Inc. ins Leben gerufen.

Da ist das Cover mit dem stilisierten Porträt von Barack Obama aus dem Jahr 2008. Oder das Cover mit der schwarz-weißen Polizeiaufnahme des festgenommenen O. J. Simpson von 1994. Oder aber das Cover mit Winston Churchill als Bulldogge von 1938. Die Titelseite des *Time Magazine* ist ein Schaukasten der Geschichte – immer schon gewesen, bis heute geblieben. Hinter der Zeitschrift steht über viele Jahrzehnte hinweg der Medienkonzern Time Inc.

Gegründet wird das Unternehmen am 28. November 1922 von den beiden damals 23-jährigen Jungverlegern und Journalisten Briton Hadden und Henry Luce, unter deren Flagge sie das gleichnamige *Time Magazine* am 3. März 1923 zum ersten Mal veröffentlichen. Während Luce in den Anfangsjahren die Rolle des Geschäftsführers übernimmt, springt Hadden als Chefredakteur ein. Zum Zeitpunkt der Gründung ist das *Time Magazine* das erste wöchentliche Nachrichtenmagazin in den Vereinigten Staaten.

Weil die Zeitschrift das Publikum begeistert, bringt das Verlagshaus Time Inc. bald weitere Pressetitel auf den Markt: 1930 wird *Fortune* gegründet, 1936 folgt *Life* und 1954 erscheint *Sports Illustrated* erstmals. Mit seiner fundierten und weitsichtigen Berichterstattung ist es allerdings das *Time Magazine*, das in den folgenden Jahrzehnten zu einem Vorbild für Neugründungen im Journalismus wird – und an dessen Tradition andere Nachrichtenmagazine wie zum Beispiel der deutsche *Spiegel*, der 1947 erstmals erscheint, anknüpfen wollen.

Dieser Erfolg im Printbereich gibt dem Unternehmen Schwung: Bald beginnt der Konzern, Marktanteile außerhalb des Printsegments zu erobern. Ab 1931 wird das Radiomagazin *March of Time* ausgestrahlt, 1935 wird eine gleichnamige Wochenschau für das Kino geschaffen. Am 8. November 1972 wird Home Box Office (HBO) als erster Pay-TV-Kanal geschaffen. Wenig später ist Time Inc. in verschiedensten Ländern und Mediensparten etabliert. 1989 fusioniert die Time Inc. mit Warner Communications. Mit dem Zusammenschluss entsteht das damals weltgrößte Medienkonglomerat Time Warner. Seinen 100. Geburtstag erlebt der Konzern allerdings nicht mehr in dieser Form: 2014 spaltet Time Warner seine Printsparte als Time Inc. wieder ab. 2018 kommt es schließlich zur Zerschlagung. Die einzelnen Titel der Time Inc. werden an neue Eigentümer verkauft. Für 190 Millionen US-Dollar wird das *Time Magazine* verkauft. Trotz der vielen unternehmerischen Umbrüche im Hintergrund ist die *Time* bis heute das erfolgreichste Nachrichtenmagazin der Welt und eine Institution im Journalismus, die nach wie vor Millionen von Leserinnen und Lesern findet.

Vera Katzenberger

Bild: Lea Hruschka

Bemerkungen über den Menschen Horst Stern

Die einheimische Tierwelt wurde von keinem anderen so pointiert beschrieben. Besonders mit seiner Sendung *Sterns Stunde* bleibt der „Vater des Naturschutzes“ im Gedächtnis. Vor hundert Jahren wurde der Wissenschafts- und Umweltjournalist geboren.

Menschen wachzurütteln – das war die Lebensaufgabe des Wissenschaftsjournalisten, Buchautors und Umweltschützers Horst Stern. Ob über Waldsterben, Massentierhaltung oder Gentechnik, Stern verstand es, die Probleme, die der Mensch verursacht, sachlich, mahnend und zum Teil sarkastisch darzustellen. So lautete Sterns Schlusszitat in einem Beitrag, der die Gefährdung des deutschen Waldes durch den Rothirsch thematisierte und an Heiligabend 1971 ausgestrahlt worden ist: „Ich meine, dieses ernste Thema war eine knappe Stunde Ihrer stillsten Nacht des Jahres wert. Man rettet den deutschen Wald ja nicht, indem man ‚O Tannenbaum‘ singt.“

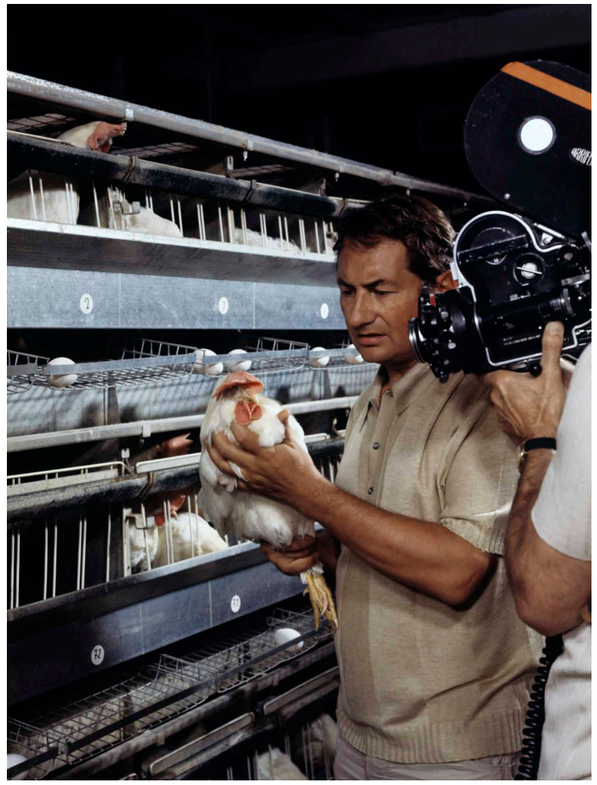


Bild: © SWR/Hugo Jehle

Bemerkungen über den Rothirsch war eine von 26 Sendungen, die in der Reihe *Sterns Stunde* in der ARD ausgestrahlt wurden. Die Beiträge waren anders als für Tierdokumentationen heute wie damals üblich. Zwar zeigten sie auch idyllische Landschaften – jedoch nur zu Beginn, bevor ein mahnender, teils zynischer Ton angeschlagen wurde. Begründet hat Stern dies mit dem „journalistische(n) Drang, sich anders zu äußern als die anderen“. Mehr Wissenschaft und weniger Unterhaltung war sein Wunsch, der im Fernsehgeschäft nicht immer auf Gegenliebe stieß. Deshalb gab es neben den Beiträgen, die mit scharfem Ton Probleme adressierten und der Süddeutsche Rundfunk mit „Stern schwarz“ betitelte, auch „Stern rosa“-Sendungen. Darunter verstanden sich sachlich-informative Beiträge, die Vorurteile gegenüber Tieren wie Spinnen abbauen und den Menschen die vermeintlich ekeligen Lebewesen näherbringen sollten. Stets wehrte sich Stern dabei gegen die Vermenschlichung der Tiere. Er erklärte: „Ich wollte zeigen, wie Tiere so sind, wie sie sind.“ Weil Stern dafür die Verhaltensweisen der Lebewesen genau studieren musste, hielt er sich selbst Tiere. Generell hat der Journalist seine Arbeit stets am eigenen Leib erprobt: Um eine Reitlehre zu verfassen, lernte er selbst das Reiten; um über das Segeln zu erzählen, machte er die nötigen Scheine und kaufte sich ein Boot; um über Ökologie zu schreiben, wurde er Naturschutzbeauftragter.

Stern war nicht einzig den kritischen Tierfilmen verhaftet. Vielmehr absolvierte der Journalist, der am 24. Oktober 1922 in Stettin geboren ist, eine Vielzahl an Stationen. Nach einer Banklehre – eine „reine Verlegenheit“, wie er später reflektierte – war Stern im Zweiten Weltkrieg Fallschirmjäger in Nordafrika und geriet in US-amerikanische Gefangenschaft.

In den USA arbeitete er als Dolmetscher und studierte angelsächsisches Recht und Literatur. 1948 kehrte er zurück nach Deutschland, wo er in Ludwigsburg erst Übersetzer, dann Gerichtsreporter für die *Stuttgarter Nachrichten* war. Nach Arbeit für mehrere Zeitschriften wechselte Stern in den 1960er Jahren zum Radio, wo er Schulfunksendungen über Tiere schrieb. Die ersten Versuche, Stern in das Fernsehgeschäft zu locken, scheiterten. Denn der Vorschlag, eine Serie über Tiere im Berliner Zoo zu machen, widerstrebte Sterns Prinzipien. Erst nach fünf Jahren gelang es dem Fernsehdirektor des Südfunks Horst Jaedicke, Stern ins TV zu holen: die Geburt von *Sterns Stunde*. Nach dem Ende seiner Fernsehkarriere gründete der Wissenschaftsjournalist 1980 die Zeitschrift *natur*, deren Herausgeber und Chefredakteur er bis 1984 war. In seinem journalistischen Wirken war er stets ein Anwalt der Umwelt. Schon mit seinem Beitrag über den Rothirsch, in dem er die traditionelle Jägerschaft für ihre Trophäenfixierung kritisierte, sorgte Stern für eine Debatte, die einen Wendepunkt in der deutschen Jagdgeschichte markierte.

Daneben war er auch eine Art Aktivist. So beteiligte er sich an der Gründung des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland sowie der Deutschen Umwelthilfe und war Mitinitiator des Ökologischen Jagdvereins Bayern. Zunehmend habe sich Stern jedoch als „öffentliches Eigentum“ gefühlt. Deshalb wanderte er nach Irland aus, wo aus dem Journalisten ein Schriftsteller wurde. Sein Roman *Mann aus Apulien* über den Stauferkaiser Friedrich II. wurde 1986 ein Bestseller. Doch im Kern war Stern immer Journalist. So sagte er: „Der Journalistenberuf ist das, was mich zu dem gemacht hat, was ich bin.“ In seinen letzten Lebensjahrzehnten war es aber sehr ruhig um ihn geworden. Der einst so engagierte Kämpfer für den Naturschutz hatte sich 2000, zurück von der „grünen Insel“, in Passau gleichsam exiliert, wo er 2019 starb. *Lea Hruschka*

Unbedingt abwehrbereit

Conrad Ahlers war nicht nur der Journalist, der mit seinem Artikel 1962 die *Spiegel*-Affäre ausgelöst hat. Auch als Politiker und Regierungssprecher bleibt der Mann, der in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden wäre, in Erinnerung.

55 Tage lang sitzt Conrad „Conny“ Ahlers hinter Gittern. Unter anderem diese 55 Tage gehen als der größte Eingriff in die Pressefreiheit in der Geschichte der Bundesrepublik ein: die *Spiegel*-Affäre. Auslöser des Skandals, der eine Regierungskrise im Adenauer-Kabinett zur Folge hatte, ist der Artikel des damals 39-jährigen Conrad Ahlers mit dem Titel „Bedingt abwehrbereit“ vom 8. Oktober 1962. Auf 16 Seiten analysiert der Journalist darin zusammen mit seinem Kollegen Hans Schmelz die mangelnde Verteidigungsfähigkeit der Bundesrepublik. Ein NATO-Manöver habe gezeigt, dass die Strategie des Verteidigungsministers Franz Josef Strauß im Falle eines sowjetischen Großangriffes aufgrund mangelhafter Ausstattung der Bundeswehr nicht aufgehen würde. Franziska Augstein, Tochter des *Spiegel*-Gründers Rudolf Augstein, erzählt in einer ZDFinfo-Dokumentation: „Aus heutiger Sicht unbeschreiblich langweilig; damals war es auch langweilig, weil: dass die Bundeswehr nicht wirklich gut aufgestellt war, war eigentlich bekannt.“ Auch der ehemalige WDR-Intendant Friedrich Nowottny sagt: „Conny Ahlers war kein brillanter Formulierer. Er war ein auf den Punkt denkender und arbeitender und schreibender Journalist.“ Obwohl sein Artikel nur Informationen zusammenträgt, die öffentlich bekannt sind, sitzt Conrad Ahlers wenig später hinter Gittern.

Seine Verhaftung zieht große öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Denn Conrad Ahlers ist mit seiner Frau Heilwig im Urlaub in Spanien. In einem Interview erzählt diese später, ihr Mann und sie hätten im Hotel geschlafen, als die Polizei gegen die Tür pochte. „Wir fanden die ganze Geschichte eher komisch, weil wir dachten, das ist die Sittenpolizei“, erinnert sie sich. Veranlasst hatte die Verhaftung – am zuständigen Innenminister vorbei – der Verteidigungsminister Strauß mit einem Anruf im von Diktator Franco regierten Spanien. Ein eindeutiger Rechtsbruch, für den Strauß später mit dem Rücktritt büßen musste. Weil die Polizei bei der Durchsuchung der *Spiegel*-Redaktionen keine Beweise für den Vorwurf des Landesverrats findet, kommt Ahlers nach 55 Tagen Haft frei.

Der am 8. November 1922 geborene Journalist schrieb nicht nur über die Bundeswehr, sondern kämpfte im Zweiten Weltkrieg selbst als Fallschirmjäger an der Ostfront und in Italien, unter anderem bei der Schlacht um Monte Cassino. Nach dem Krieg wechselte er zwischen Journalismus und Politik. Schon 1947 gründet er die Junge Union mit. Nach journalistischer Arbeit beim Deutschen Dienst der *BBC* und dem *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt* wird er 1951 Chef vom Dienst beim Bundespresseamt, ein Jahr später ist er Pressereferent in der Dienststelle „Blank“, dem Vorläufer des Verteidigungsministeriums. 1954 geht es zurück in den Journalismus: Bis 1966 schreibt Ahlers für die *Welt*, die *Frankfurter Rundschau* und den *Spiegel*, dessen stellvertretender Chefredakteur er 1962 wird. Sechs Jahre nach der *Spiegel*-Affäre tritt Ahlers in die SPD ein. Unter Kanzler Kurt Kiesinger wird er stellvertretender Leiter des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung. 1969, als Willy Brandt Kanzler wird, steigt er zum Regierungssprecher und Chef des Bundespresseamts auf. „Conrad Ahlers als Regierungssprecher war eine gute Informationsquelle. Er ging auch manchmal über das hinaus, was eigentlich für ihn erlaubt war“, erinnert sich Friedrich Nowottny. Drei Jahre später wird er schließlich selbst Bundestagsabgeordneter. Auch während dieser Zeit kann er nicht vom Journalistenberuf lassen. Als Kolumnist schreibt er für Zeitschriften wie den *Stern*. Als er 1979 zum Intendanten der Deutschen Welle gewählt wird, legt Ahlers sein Mandat nieder. „Diese Intendanz der Deutschen Welle war für ihn herrlich. Das hat er vom ersten Tag an einfach genossen“, sagt Ahlers Tochter Sibylle im Gespräch mit dem WDR. Ausüben konnte Ahlers diese Aufgabe aber nur kurz. Unerwartet stirbt er 1980 mit nur 58 Jahren an einem Herzinfarkt. Mit seinem Artikel „Bedingt abwehrbereit“ hat er Pressegeschichte geschrieben. Aber nicht nur für diesen analytischen Text bleibt er in Erinnerung, sondern auch für seine oft flapsige Art. Friedrich Nowottny sagt: „Er hatte eine dicke Lippe, die hat er auch oft riskiert.“ *Lea Hruschka*

Vorstadtkinder und ein Hund auf roter Hütte

„Learn from yesterday. Live for today. Look to tomorrow. Rest this afternoon.“ Mit Weisheiten wie dieser gewinnt Snoopy alle Herzen. Vor 100 Jahren wurde Charles M. Schulz, der „Vater“ von ihm und seinen *Peanuts*-Freunden, geboren.

„Ein Cartoonist“, so sagte Charles M. Schulz einmal, „ist jemand, der jeden Tag das Gleiche zeichnen muss ohne sich zu wiederholen“. Kaum zu glauben, dass der Erfinder und Zeichner von Charlie Brown und seinen Freunden, dies in 17.897 Comicstrips wirklich geschafft hat. Er zeichnete fast ein halbes Jahrhundert lang ununterbrochen *Peanuts*-Episoden. Am 13. Februar 2000, einen Tag nach Schulz‘ Tod, erschien die letzte *Peanuts*-Geschichte. In dieser bedankt er sich bei seinem Verleger, seinen Freunden und, natürlich, bei Snoopy, Charlie, Linus und Co. Wie könnte er sie jemals vergessen.

Charles Monroe Schulz wurde am 26. November 1922 in Minneapolis geboren. Schon als Kind las er gerne Comics und veröffentlichte 1937 erste Zeichnungen in der Comicbeilage *Ripley's Believe It or Not!*. Später absolvierte Schulz einen Fernkurs in „Komischem Zeichnen“.

1947 erschien zunächst sein erstes Panel *Li'l Folks*. Am 3. Oktober 1950 erblickten *The Peanuts* das Licht der Welt. Eine Comicagentur, das United Featur Syndicate, nahm seine Strips ab und belieferte damit verschiedene Zeitungen. Was das für Schulz und sein späteres Leben bedeutete, hätte er zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich nie für möglich gehalten. Der Name des Comics stammt von einem Vertriebsmann, der den Titel

„The Peanuts“, zu deutsch „Kleinigkeiten“, als besonders unterhaltsam empfand. Schulz hingegen mochte diesen Namen nie und sagte hierzu in einigen Interviews, dass es der schlimmste Titel sei, der je für einen Comicstrip benutzt wurde. Er sei total lächerlich, hätte keine Bedeutung und auch keine Würde.

Trotzdem begleiteten ihn die Vorstadtkinder die nächsten 50 Jahre. Sechs Tage die Woche zeichnete er daily strips für werktägliche Zeitungen und jeden Sonntag eine längere Episode. 1950 erschienen die ersten Geschichten in sieben Zeitungen. Sechs Jahre später waren es bereits über 100. Im Laufe der Zeit wurden die Cartoons von 2.600 Zeitungen in 75 Ländern gedruckt. Den ersten *Peanuts*-Film bekamen seine Fans 1965 zu sehen. Selbst die Musicalszene war vor Charlie und seinen Freunden nicht sicher. Mittlerweile gehören die *Peanuts* zu den bekanntesten Comics der Welt.

Im Fokus stehen der kleine Charlie Brown, ein ewiger Verlierer und Pechvogel, der trotz seiner großen Leidenschaft zum Baseball bis zuletzt nie einen Ball trifft, seine kleine Schwester Sally, der brillante Philanthrop Linus, der höchst selten ohne seine Kuscheldecke unterwegs ist, und dessen große Schwester Lucy. Sie ist nicht nur garstig und aggressiv, sondern fungiert auch leidenschaftlich gern als Möchtegernpsychologin und zieht damit Charlie regelmäßig das Geld aus der Tasche.

Der geheime Liebling des Comics war allerdings Snoopy. 1968 wählte ihn die NASA sogar als Maskottchen aus. Ein Jahr später wurde eine Mondfähre nach ihm benannt. Snoopy ist eine Anlehnung an Schulz‘ schwarz-weiße Promenadenmischung Spike, den er mit zwölf Jahren geschenkt bekommen hatte.

Snoopy ist Charlie immer überlegen. Egal ob im Baseball, bei Frauen oder als Hobbyschriftsteller. Schulz sagte zu dem Beagle: „Er kann gewinnen oder verlieren, ist eine Katastrophe, ein Held oder nichts und doch ist er einfach alles. Ich mag die Tatsache, dass er sich, wenn er wirklich in Schwierigkeiten ist, in eine Fantasiewelt zurückziehen kann und damit den Problemen entflieht.“

Auf die Frage, ob der Charakter Charlie Brown ein Abbild seiner selbst ist, erwiderte Schulz, dass alle Charaktere der *Peanuts* einen Aspekt seiner Persönlichkeit darstellen. Somit sind die *Peanuts* die wohl beste Biografie, die man schreiben kann.

Über Jahrzehnte schilderte Schulz die Widersprüchlichkeiten des menschlichen Lebens mit Hilfe einiger Vorstadtkinder, ohne jemals Erwachsene zu zeigen. Er bewies in fast 50 Jahren, dass er keineswegs „Kleinigkeiten“ gezeichnet hat. Durch ihn und sein Lebenswerk wurde die Comicszene geprägt. Er hat viele Fans fast ein halbes Jahrhundert begleitet und begeisterte selbst über seinen Tod hinaus bis heute Menschen jeglicher Generationen.

Im November dieses Jahres wäre Charles M. Schulz 100 Jahre alt geworden. Doch eines ist sicher, er wird mit und durch *The Peanuts* noch lange in den Herzen seiner Fans weiterleben. Und nicht vergessen: „Some day we will all die, Snoopy“, sagt Charlie Brown. Darauf Snoopy: „True, but on all the other days, we will not.“

Yvonne Lang

Bild: Charles M. Schulz, Library of Congress, LC-USZC2-6148

Bild: Erik Mclean, Unsplash

Schöpfer vieler Welten

Vor 100 Jahren wird ein Erfinder großer Helden in kleinen Verhältnissen geboren: Stan Lee.

Der unglaubliche Hulk vor Gericht (1989) ist eines jener Machwerke, die eigentlich nur eine Fußnote in der illusteren Geschichte des Films darstellen. Der namensgebende Mutant wird dort von einem grün angemalten Bodybuilder verkörpert, der mit einer bemerkenswert albernen Frisur durch die überschaubare Filmhandlung stolpert. Dass der Film dennoch Kultstatus genießt, verdankt er dem Auftritt eines ganz anderen Darstellers: Als Hulk vor Gericht ausrastet und röhrend mit Polizisten um sich wirft, mustert ihn entsetzt ein schon etwas betagtes Jurymitglied. Es handelt sich um Stan Lee, seines Zeichens weltbekannter Comicautor und Miterfinder berühmter Figuren wie Iron Man, Thor, Spider-Man oder eben Hulk.

Lee absolviert hier seinen ersten von über 50 Auftritten in Superheldenfilmen. Ein breites Publikum kennt ihn daher als den lustigen älteren Herren, der beispielsweise Hot Dogs verkauft (*X-Men*), Bus fährt (*Dr. Strange*) oder einen Hund Gassi führt (*Venom*). Er wird so zum Gesicht von Marvel Entertainment, einem milliardenschweren Medienunternehmen in New York, das die Rechte an vielen weltberühmten Comicreihen hält. Seine eigentliche Herkunft ist den meisten Menschen indes unbekannt.

Vor hundert Jahren wird Stan Lee am 28. Dezember 1922 in New York geboren. Die Eltern, aus Rumänien emigrierte Juden, geben ihm die Namen Stanley Martin. Knapp neun Jahre später wird sein jüngerer Bruder Larry geboren. Die Familie zieht daraufhin von Manhattan in die Bronx, in der viele ursprünglich aus Europa stammende Familien leben. Die Umgebung ist alles andere als glanzvoll: Zwar ist die Bronx noch nicht jene Kriminalitätshochburg, zu der sie in den 1960er Jahren werden wird. Die Verhältnisse sind jedoch eng und oft von Armut geprägt. Stanley und Larry teilen sich das Schlafzimmer, während die Eltern auf einer Ausziehcouch schlafen. Später werden sie gemeinsam an Comics arbeiten – Stanley als Autor, Larry als Zeichner.

Trotz seiner rumänischen Wurzeln lernt Lee nie die Sprache der Eltern. Auch Religion spielt in seinem Leben keine nennenswerte Rolle. Auf die Frage, ob Gott existiere, antwortet Lee schlicht: „Ich weiß es einfach nicht.“ Sein Interesse als Kind gilt stattdessen weltlichen Helden wie Errol Flynn, der es insbesondere in der Rolle als Robin Hood zu Weltruhm bringt. Außerdem begeistert den jungen Lee der nach der Französischen Revolution spielende Roman *Das scharlachrote Siegel*, dessen Held viele Züge der später von ihm miterdachten Superhelden trägt: Wie Spider-Man führt er ein Doppelleben. Der scheinbare Modenarr ist in Wahrheit ein ebenso raffinierter wie tödlicher Schwertkämpfer. Lee wird ihn später beschreiben als „den ersten Superhelden, von dem ich gelesen habe“.

In seiner Jugend gelingt es Lee, mit vielen Jobs zu Geld zu kommen. Er schreibt Nachrufe und Pressemitteilungen, liefert Sandwiches aus, verkauft Zeitungsabonnements, verdingt sich als Bürojunge. Dank seiner literarischen Begabung gewinnt er dreimal in Folge einen Aufsatzwettbewerb der *New York Herald Tribune*. Die Zeitung bittet ihn daraufhin hin, künftig nicht mehr teilzunehmen. Zugleich ergeht der wohlwollende Ratschlag, das Schreiben zu einem Beruf zu machen. Rückblickend sagt Lee über diesen Rat: „Dies hat wahrscheinlich mein Leben verändert.“

Im Lauf der folgenden Jahrzehnte wird er als Autor zu einer der einflussreichsten Persönlichkeiten der Popkultur aufsteigen. Regelmäßig sitzt er mit seiner Schreibmaschine im Garten des Hauses in Hewlett Harbor, das er 1952 mit seiner Frau bezieht. Dort bringt er Geschichten zu Papier, die sich erheblich vom damals verbreiteten Schund des Superheldencomics unterscheiden: Seine Figuren sind komplex, kennen Triumphe und Niederlagen, leben in einem ausgeklügelten Universum. Durch seinen Tod im Jahr 2018 erlebt der mittlerweile in Hollywood lebende 95-Jährige seinen letzten Auftritt auf der Kinoleinwand nicht mehr: In *Avengers: Endgame* (2019) darf er noch einmal als Autofahrer durch das New Jersey der 1970er Jahre rollen. Auf dem Kotflügel prangt ein Aufkleber mit den Worten „NUFF SAID“ – es ist alles gesagt.

Alexander Godulla

Dr. Alexander Godulla ist Professor für Empirische Kommunikations- und Medienforschung an der Universität Leipzig.

Cover als Kunstwerke

Celestino Piattis Zeichnungen sind wahrscheinlich jedem schon mal begegnet – jeder Leserin und jedem Leser zumindest, die und der ein dtv-Taschenbuch in der Hand hatte. Über 6.000 Bucheinbände hat er gestaltet.

Piatti – das Wort begegnet einen sonst eher auf italienischen Speisekarten: Speisen oder Gerichte bedeutet es. Was der Grafiker dieses Namens „angerichtet“ hat, war: ein Augenschmaus. Augen, große Augen waren es oft auch, die auf seinen ikonografischen Zeichnungen den ersten Blickfang bieten. Übergroß zeichnete er sie meist und nur aus zwei Pinsel- oder Federstrichen bestehend: einer Ellipse, einem Kreis. Ein Tier mit besonders großen Augen war dann auch sein Markenzeichen, die Eule. „Man kann die Eule tausendmal zeichnen, an ihr Geheimnis kommt man nicht heran“, sagte er einmal.

Aber Geheimnisse zu entlüften, das war nicht sein Auftrag. Kernaussagen visuell erfassen, darin bestand seine Aufgabe als, nun ja, Gebrauchsgrafiker. Was er dabei schuf, waren Kunstwerke.

Celestino Piatti, geboren am 5. Januar 1922 im Kanton Zürich als Sohn eines aus dem Tessin stammenden Steinhauers, prägte den Auftritt eines der großen deutschen Belletristik-Verlage, des Deutschen Taschenbuch Verlags, kurz dtv, über drei Jahrzehnte, so stark, wie es allenfalls noch Willy Fleckhaus für Suhrkamp schaffte, der dort die schlichten monochromatischen Cover mit klarer, immer gleicher Typographie schuf. Piattis dtv-Umschläge hatten immer die Grundfarbe weiß. Oben, rechtsbündig in fett gesetzter, serifenloser Schrift, stehen der Name des Autors und der Buchtitel, darunter dann die Zeichnung von Piatti und, unauffällig, seine Unterschrift. Ein winziger Diederich Heßling zum Beispiel, katzbuckelnd vor einem Kaiser Wilhelm-Denkmal, beide nur in blau und schwarz auf Heinrich Manns *Der Untertan*. Oder Hans Schnier, traurig Gitarre spielend auf einer Treppe kauernd, auf Heinrich Bölls *Ansichten eines Clowns*, knappe Strichzeichnungen von Menschen und Gebäuden auf John Steinbecks Romanen – und immer wieder Tiere. Die Eule etwa, rotäugig, auf einem Galgen zu Christian Morgensterns *Galgenlieder* und und und.

Von 1961 bis Anfang der 1990er Jahre gestaltete Piatti fast alle dtv-Umschläge, mehr als 6.000 insgesamt, und er verantwortete auch das optische Gesamterscheinungsbild des Verlags – vom Logo und dem Briefbogen bis zu den Katalogen. Bekannt war der Grafiker schon, bevor ihn der Verleger Heinz Friedrich gleich nach der Münchner Verlagsgründung für seinen dtv gewann, zunächst vor allem in der Schweiz. Seit 1948 hatte er Plakate gestaltet. Über 500 sollten es insgesamt werden, oft für Konsumgüter wie Gauloises oder Rolex, Campari und Bier, aber auch zum Beispiel für das Frauenstimmrecht im Kanton Basel Land (wo er wohnte), das erst 1968 eingeführt wurde, oder für ein Kinderdorf in Israel. 1964 wurden seine Plakate sogar auf der Kasseler Documenta gewürdigt. Auch viele Signets hat er entwickelt, so für die Deutsche Herzstiftung. Markant ist es: nur ein rotes Herz mit schwarzem Rand und einem großen Auge in der Mitte. *Alles, was ich male, hat Augen* – so heißt dann auch ein opulenter Bildband, mit dem der dtv Piatti zu seinem hundertsten Geburtstag würdigt. Auf dem Cover, natürlich, ein großäugiges Tier von ihm, nämlich ein Löwe, dessen Mähne aus stachelig nach oben ragenden Buntstiften besteht und der Schwanz ein Pinsel ist. Ihn hatte Piatti ursprünglich für ein Kinderbuch gestaltet. Sieben Bilderbücher hat er nämlich auch noch geschrieben und illustriert. *Eulenglück*, 1963 erschienen, wurde gar ein Best- und ein Longseller. Es wird immer noch aufgelegt.

Der Graphiker war weithin ein Autodidakt. Zwar hatte Piatti 1937 Abendkurse an der Kunstgewerbeschule in Zürich besucht, dann eine Ausbildung als Graphiker absolviert, doch seine ganze eigene Bildsprache hat er selbstständig entwickelt. Die Auflage der von ihm illustrierten Bücher soll europaweit bei über 200 Millionen liegen. So bleibt der am 17. Dezember 2007 gestorbene Künstler bis heute wenigstens in den Bücherregalen höchst präsent. *Markus Behmer*

Bild: Markus Behmer

Karikaturen als Kunstform

Paul Flora war ein Großer der kleinen Form. Von Olaf Gulbransson lernte er Manches, doch fand er bald zum eigenen Stil. In seinen Karikaturen mit wenigen Strichen, in seinem grafischen Werk mit Schraffuren und Schattierungen.

Was für Celestino Piatti (siehe links, S. 86) die Eule war, waren für Paul Flora die Raben. Sie waren sein Lieblingsmotiv, sie schmücken sogar seinen Grabstein im Südtiroler Bergstädtchen Glurns, wo er auch – am 29. Juni 1922 – geboren wurde. Kein Italiener war er allerdings, sondern Österreicher. Nach Nordtirol waren seine Eltern 1927 mit ihm übersiedelt, in Innsbruck wohnte er dann zeitlebens, abgesehen vom Studium an der Münchner Akademie der Künste. Waren Piattis Publikationsorte vor allem Buchcover, so war es bei Flora sehr oft die Titelseite der *Zeit*. Von 1957 bis 1971 erschienen hier allwöchentlich Karikaturen aus seiner Feder, dann noch bis in die 80er Jahre Illustrationen zur diskursiv angelegten Dauerkolumne „Pro & Contra. Argumente zur Zeit“ von Rudolf Walter Leonhardt, dem Feuilletonchef, dann stellvertretenden Chefredakteur der Hamburger Wochenzeitung. Auch den britischen Blättern *Times* und *Observer*, der schwedischen Tageszeitung *Dagens Nyheter* und anderen mehr lieferte er Zeichnungen. Mehr als 3.000 Karikaturen hat er gezeichnet.

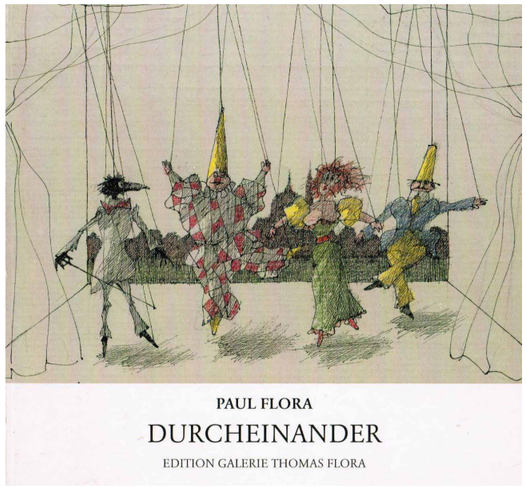
Er charakterisierte mit wenigen Strichen, meist nur Umrisslinien, Personen und Szenen, weniger ganz konkrete tagespolitische Ereignisse aufspießend als vielmehr die kleinen menschlichen Schwächen oder auch großen Fehler der Akteure auf der politischen Weltbühne.

Bunte Farbtupfer im Schwarz-Weiß

In seinem künstlerischen Schaffen war er hingegen ein Meister der vielen Striche: Schraffuren, ganze „nervöse Strichgewitter“, wie einst ein Kritiker anmerkte, sind typisch für sein Werk, durch die er Hell-Dunkel-Szenerien entstehen lässt, Schattierungen, Kontraste. Farbe setzte er erst relativ spät und auch dann meist zurückhaltend ein – sanfte Aquarelleinsprengsel oder Effekte, die er mit Buntstiften in seine Schwarz-Grau-Weißbilder einbrachte.

Bereits 1950 (und erneut 1966) wurden Werke von ihm auf der Biennale in Venedig ausgestellt; später folgten Werkschauen unter anderem in der Wiener Secession, im Essener Museum Folkwang, im Nürnberger Albrecht-Dürer-Haus; im Innsbrucker Schloss Aras gibt es eine Dauerausstellung von Werken Floras, in Glurns gar ein Paul-Flora-Museum. 135 Bücher hat er illustriert oder versammeln Zeichnungen von ihm.

Berühmt sind seine Bildwerke vom Karneval in Venedig, die ab Ende der 1980er Jahren nach vielen Aufenthalten in der Serenissima entstanden. Keine heiteren Festszenen zeichnete er, sondern, trotz mancher Farbtupfer, eher düstere, melancholisch gestimmte Motive von dunklen, oft bedrohlich wirkenden Maskenmännern und Larven, atmosphärisch dicht im nebligen Zwielicht der winterlichen Lagunenstadt. So fügen sie sich auch gut ein in sein Gesamtwerk mit vielen Rabendarstellungen in oft herbstlicher Landschaft und mit blätterlosen Bäumen.



Buchcover zu einer Ausstellung Paul Floras aus dem Jahr 1998 in der Innsbrucker Galerie seines Sohnes Thomas Flora. Die Illustration vereint manche Leitmotive des Künstlers, links ein Rabe, daneben karnevaleske Figuren – Marionetten auf der Weltbühne, alles gezeichnet mit den für Flora typischen Schraffierungen.

An Alfred Kubins Werk erinnern manche seiner Bilder, das ihn auch anfangs stark inspirierte. Kurz nach dem Kriegsdienst, zu dem er noch 1944 eingezogen worden war, hatte er Kubin auch persönlich kennengelernt – und sie blieben bis zu dessen Tod 1959 befreundet. Bei den Karikaturen war eher Olaf Gulbransson ein Vorbild für ihn; auch den norwegisch-bayerischen Großmeister der spitzen Feder, einer der Hauptzeichner des *Simplicissimus*, hatte er ab Ende der 1940er Jahre merhfach besucht.

„Meister der Reduktion“ jenseits der Moden

„Wie zeitgenössisch wirken die Zeichnungen Floras [...] noch?“, fragt der Feuilletonist Stephan Hilpold anlässlich einer Ausstellungseröffnung zu dessen 100. Geburtstag im Wiener *Standard*. Flora, so seine Antwort, „widersetzte sich dem Zeitgeist, so etwas wie Moden interessierten ihn schlichtweg nicht.“ Ein „Meister der Reduktion“ sei er gewesen, „und ein ebenso feinnerviger wie zutiefst humoriger Chronist seiner Zeit“. Am 15. Mai 2009 ist Paul Flora in Innsbruck gestorben.

Markus Behmer

Day und Gardner, Lee und Pasolini

1922 – was für ein Filmjahr. Vielmehr was für ein Geburtsjahr späterer Stars! Wir halten's kurz und machen's chronologisch – ausnahmsweise im Glossar-Stil, kunterbunt und kursorisch.

Alle, die in den 1970er Jahren abends schon fernsehschauen konnten, durften oder es heimlich taten, kennen ihn sicher: Glatzkopf, Lolly im Mund, sarkastische Sprüche – „Entzückend, Baby!": Lieutenant Kojak – alias **Aristotelis „Telly" Savalas**, geboren am 21. Januar in, klar, New York. Dass er vor der Kultserie *Einsatz in Manhattan* bereits für einen Nebenrollen-Oscar (für *Der Gefangene von Alcatraz*, 1962) nominiert war und den Bond-Bösewicht Blofeld mimte: fast vergessen.

Pier Paolo Pasolini, geboren am 5. März und zunächst Schriftsteller, war der Philosoph unter Italiens Filmregisseuren – und der Provokateur mit Filmen wie *Teorema – Geometrie der Liebe* (1968), *Decamerone* (1970) und *Die 120 Tage von Sodom* (1975). Noch sein Tod schockierte; er wurde 1975 brutal ermordet, mehrfach von seinem eigenen Auto überfahren. Warum? Es blieb ungeklärt.

Er war der Produzent der – darf man es noch sagen? – beste Kinoträume liefernden Winnetou- und Karl May-Filme in den 1960er Jahren: **Horst Wendlandt**, geboren am 15. März. Weit mehr als hundert Filme hat er produziert, darunter auch die längst kultigen Edgar-Wallace-Verfilmungen und ab den 80er Jahren die Blödel-Komödien um Otto, den Ostfriesen.

Mit Komödien wurde er gar weltberühmt: **Carl Reiner**, geboren am 20. März. Allem voran mit der unter seiner Regie gedrehten Persiflage auf Hollywoods „Schwarze Serie" *Tote tragen keine Karos* (1982). Als Schauspieler reüssierte er noch in den 2000er Jahren in der Spielfilmserie *Ocean's Eleven* bis *Ocean's 13* von Steven Soderbergh.

Wie schaff man es, mit Filmen wie *Bettgeflüster* (1959), *Ein Pyjama für zwei* (1961) oder *Spion in Spitzenhöschen* (1966) zum Weltstar zu werden – und trotzdem als Inbegriff der Sittsamkeit zu gelten? **Doris Day** (eigentlich Doris Mary Ann Kappelhoff), geboren am 3. April, hat bewiesen: Es geht. Nur Groucho Marx soll über sie gesagt haben: „Ich kannte Doris Day bereits, bevor sie Jungfrau wurde." Rund 40 Filme hat sie gedreht, fast 100 Jahre ist sie alt geworden, gestorben 2019.

Christopher Lee, geboren am 27. Mai und Mitwirkender in sagenhaften 280 Filmen, war ein ganz anderer Typ, nämlich jahrzehntelang der „Bösewicht vom Dienst" – zuerst in elf Filmen als Dracula, viel später als Count Dooku alias Darth Tyranus in der *Star Wars*-Saga und als Saruman im *Herr der Ringe*. Dass er auch Heavy-Metal-Sänger war, passt gut ins Bild.

Große Filmkunst à la francaise, dafür steht **Alain Resnais**, geboren am 3. Juni. *Hiroshima, mon amour* (1959) und *Letztes Jahr in Marienbad* (1961) waren frühe Meisterwerke des Regisseurs und gleichzeitig die Höhepunkte seines bis 2014 weitergehenden Schaffens.

„Somewhere over the Rainbow" … hören Sie das Mädchen Dorothy singen? Mit dem Musical *Der Zauberer von Oz* (1939) begann der Weltruhm von **Judy Garland**, geboren am 10. Juni. Sie war noch das *Mädchen im Rampenlicht* (1941) und *Ein neuer Stern am Himmel* (1954). Mit nur 47 starb sie, unglücklicher im Leben als im Film, an einer Überdosis Schlaftabletten. Fast noch berühmter als sie wurde ihre Tochter: Liza Minnelli.

Der Partyschreck (1968), *Zehn – die Traumfrau* (1979), *Victor/Victoria* (1982), die Pink-Panther-Serie und und und: **Blake Edwards**, geboren am 26. Juli, war der ungekrönte König der turbulenten Filmkomödien, deren Drehbücher der Regisseur meist auch selbst schrieb. Sein Lieblingshauptdarsteller: Peter Sellers. Aber auch bei *Frühstück bei Tiffany* (1961) führte er Regie.

Aqua-Musicals: **Esther Williams**, geboren am 8. August, prägte ein ganzes – zugegeben kleines und kurzlebiges – Filmgenre. Erst, mit 16, war sie US-Meisterin im Freistil- wie Brustschwimmen. Dann wurde sie, der Filmtitel war Programm, die *Badende Venus* (1944). Nachdem das filmische Planschen ab Mitte der 50er Jahre kaum mehr, tja, Wellen schlug, verkaufte sie eine eigene Bademodenkollektion.

Seine leicht schnarrend-nasale Stimme, sein dezent wienerischer Spracheinschlag: unvergesslich. Nicht in seiner Muttersprache erlangte **Oskar Werner**, geboren am 13. November, allerdings Weltruhm – sondern in französischen, dann amerikanischen Filmen. Legendär sind vor allem seine Hauptrollen in François Truffauts Meisterwerken *Jules und Jim* (1962) und *Fahrenheit 451* (1966). Aber er war ein schwieriger Charakter, ein wählerischer Star. Über 300 Rollenangebote soll er abgelehnt haben.

Und dann ist da noch **Ava Gardner**, geboren am 24. Dezember. Wie schön die, pardon, „Sexbombe" war – Sie sehen es im Bild. Sie war (jeweils nur kurz) mit Mickey Rooney und Frank Sinatra verheiratet, spielte Hauptrollen an der Seite von Burt Lancaster, Gregory Peck, Clark Gable und Humphrey Bogart in Filmen wie *Schnee am Kilimandscharo* (1952) und *Die barfüßige Gräfin* (1954). Doch als große Schauspielerin sah sie sich rückblickend nicht: „Unter uns Kids von MGM [dem Studio Metro Goldwyn Mayer] war das niemand. Wir sahen einfach nur gut aus."

Bei so viel Freude über hundertste Geburtstage soll am Schluss noch etwas Schaudern folgen: 1922 war auch das Jahr, als düsterste Schrecknis über das Kino kam, gar „Eine Symphonie des Grauens": *Nosferatu*. Friedrich Wilhelm Murnaus Gruselklassiker ist ein Schlüsselwerk des Kinos der Weimarer Republik – und mein Lieblingsfilm im (sonst von mir wenig geliebten) Horrorgenre. Dass der Hauptdarsteller ausgerechnet Max Schreck hieß, das ist eher eine Trivia am Rande.

Markus Behmer

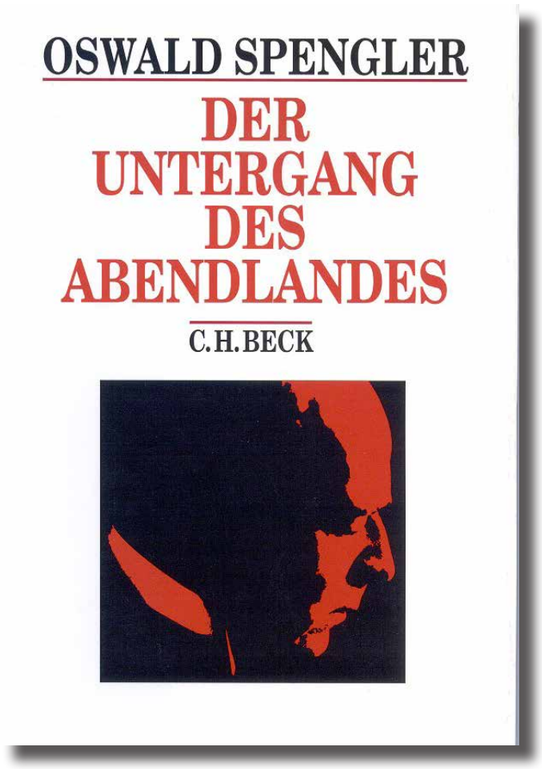
Bild: Ava Gardner, gemalt von Hannah Söltzer

Hundert Jahre Untergang des Abendlandes

1922 erschien der abschließende zweite Band von Oswald Spenglers provokanter Geschichtsphilosophie. Das Werk wurde gefeiert, verachtet, in den Giftschrank gestellt – und meist missverstanden.

Es dürfte nur ganz wenige Bücher geben, die mit Spenglers *Der Untergang des Abendlandes* darin wetteifern können, das am häufigsten missverstandene philosophische Werk des 20. Jahrhunderts zu sein. Zu viel Liebgewonnenes, zu viel der gesellschaftlichen Verantwortung vermeintlich Geschuldetes, zu viele der Selbstauffassung des modernen Menschen zugrundeliegende Gewohnheitsannahmen, zuviel kulturell Vertrautes wird von Spenglers Analyse des Historischen genüsslich untergraben und als subjektive Perspektiventäuschung hämisch zur Schau gestellt. Alles in diesem dickleibigen Werk war geradewegs darauf angelegt, missverstanden zu werden.

Zu Spenglers Verkanntheit gehört auch: Anders als seinem stilistischen Vorbild Nietzsche, dessen geniale Meisterschaft



in der zielgenauen Verwendung kraftmeiernder Ausdrücke, magnetisierender Metaphern und farbenfroher Intuitionen er sich erfolgreich angelernt hatte, wollte man es Spengler nie vergeben, dass er nachträglich als Katalysator der folgenden politischen Katastrophe angesehen werden konnte. Der griesgrämige und psychisch labile Spengler, der die Frage, was er vom Nationalsozialismus halte, mit Max Liebermanns berühmten „Ich kann gar nicht so viel fressen, wie ich kotzen möchte“ und ätzendem Hohn über das „idiotische Rassegeschwätz“ beantwortete, war spätestens seitdem Armin Mohler ihn als Vertreter der „konservativen Revolution“ identifiziert hatte, in der allgemeinen Auffassungsfolklore eindeutig, allzu eindeutig weltanschaulich etikettiert. Und so gibt es wohl auch nur wenige seiner Zeitgenossen, die mit Spengler darin wetteifern könnten, der am häufigsten missverstandene Intellektuelle ihrer Generation zu sein. Nachfolger hat er so auch kaum gefunden, inspiriert jedoch hat er viele, direkt und eingestandenermaßen etwa den Historiker Arnold Toynbee, indirekt und kaum bemerkt zum Beispiel den Wissenschaftstheoretiker Thomas Kuhn, dessen wissenschaftliche „Paradigmen“ Spenglers „Kulturen“ in vielerlei Hinsicht frappierend gleichen, und (so wird oft gemunkelt) den Starpolitiker Henry Kissinger.

Kulturen dauern tausend Jahre

Das alles kam so: Mit der Publikation des ersten Bands seines Hauptwerks im Jahr 1918 trat der bis dahin vollkommen unbekannte Privatgelehrte Oswald Spengler aus der stillen Namenlosigkeit spektakulär mit folgenden Thesen hervor. Kulturen haben eine sicher bemessbare Lebenszeit von etwa 1000 Jahren. Sie gehen alle durch klar abgrenzbare Phasen, und zwar alle durch genau die gleichen, und alle in der gleichen organischen Reihenfolge. Und dann gehen sie aus innerer Ermüdung unter und eine andere Kultur ganz eigenen Charakters beginnt, die mit der vorhergehenden und allen anderen so gut wie nichts zu tun hat. Jede dieser Kulturen ist gleich viel wert, jede macht ihr eigenes Ding, jede ist einzig und unvergleichbar, mit jeder beginnt die gesamte Geschichte von Kultur ganz neu, es gibt keine kulturübergreifende „Menschheitsgeschichte“, die ist eine eurozentrische Fiktion: Das selbstverliebte Hirngespinst von Menschen, die sich in Anbetracht der eigenen Lebensweise erleichtert für den verdienten Gipfelpunkt aller historischen Entwicklungen sehen und die Vergangenheit für umso wichtiger und erzählenswerter halten, je näher sie der europäischen Gegenwart und ihren Idealen kommt. Spengler kontert, es gebe nur organische Wiederholungen einzelner und allesamt gleichwertiger Kulturblüten, aus deren illusionsloser Betrachtung sich eine Formelsammlung zur Berechnung aller Geschichtsabläufe herauslesen lässt.

Diese „Formelsammlung“ legte Spengler in seinem monumentalen Werk *Der Untergang des Abendlandes* vor, dessen Titel auch den prognostischen Anspruch Spenglers bezüglich unserer gegenwärtigen Kultur zum Ausdruck bringt – freilich, wie Spengler genauso häufig wie vergeblich betonte, nicht aufzufassen als Vorhersage eines spektakulären Untergangs wie dem der Titanic, sondern, im Einklang mit dem „Abend-“Präfix im Titel, zu denken wie der Sonnenuntergang am Ende eines langen geschichtlichen Tages, ein Abdimmen über einige Menschenalter hinweg, das die geschichtlichen Akteure selber gar nicht so recht bemerken. Gut ein Jahrhundert hat unsere jetzige Kultur demnach in Spenglers Kalkül von heute an gerechnet vielleicht durchaus noch vor sich, bevor sie relativ unbemerkt ausglimmen wird.

Eine ernsthafte intellektuelle Auseinandersetzung mit Spengler fehlt auch noch 100 Jahre nach dem Erscheinen des abschließenden zweiten Bands seines Hauptwerks 1922 – keine der Generationen seit ihm hatte ein gemeinsames Terrain von Verständigung mit ihm gefunden. Und so wanderte *Der Untergang des Abendlandes* ins dichtbevölkerte philosophische Kuriositätenkabinett des genialen Unverstandenen, gefährlich Vieldeutigen, Sonderlichen und peinlich unter Verschluss Gehaltenen. Von dort wird Spengler gleichwohl ab und an hervorgeholt und zwar, was wohl dann auch irgendwie für seine Qualitäten spricht, gerade von Menschen, die seinen Thesen denkbar ferne stehen, und die doch nahezu alle mit Hochachtung von ihm sprechen. Ein Belegbeispiel bietet Theodor W. Adorno. Es wäre falsch, so schreibt der über ihn, „wollte man in der Weltgeschichte, die über ihn hinweg zur neuen Ordnung ihres Tages schritt, das Weltgericht erblicken, das über den Wert seiner Gedanken zu entscheiden hat. Dazu ist aber um so weniger Anlaß, als der Gang der Weltgeschichte selber seinen unmittelbaren Prognosen in einem Maße recht gab, das erstaunen müßte, wenn man sich an die Prognosen noch erinnerte. Der vergessene Spengler rächt sich, indem er droht, recht zu behalten. [... Und:] Spengler hat kaum einen Gegner gefunden, der sich ihm gewachsen gezeigt hätte: das Vergessen wirkt als Ausflucht.“ *Christian Schäfer*

Dr. Christian Schäfer ist Professor fü Philosophie an der Universität Bamberg.

„April is the cruellest month, ...“

„... breeding / lilacs out of the dead land, mixing / memory and desire ...“ Grausamkeit, Sehnsucht und Flieder im toten Land? Mystisch hebt das Langgedicht *The Waste Land* des späteren Nobelpreisträgers Thomas Stearns Eliot an. Vor 100 Jahren wurde es veröffentlicht.

T.S. Eliots Langgedicht *The Waste Land* ist im Oktober 1922 zunächst in England in der ersten Ausgabe seines eigenen Literaturmagazins *The Criterion* erschienen, im November desselben Jahres in Amerika in der Zeitschrift *The Dial* und im Dezember dann bei einem amerikanischen Verlag in Buchform, ergänzt um einen kleinen Anmerkungsapparat. Zu behaupten, *The Waste Land* stamme aus dem Jahr 1922, mag trotzdem irreführend sein, denn Teile des Gedichts gehen bis auf das Jahr 1916 oder sogar 1915 zurück. Es entwickelte sich und wuchs, bis es schließlich wieder um die Hälfte zusammengestutzt wurde, vor allem auf Grundlage von Anregungen, die der Dichter Ezra Pound seinem Schützling Eliot unterbreitet hatte. Dieser hat sich in der Widmung des Gedichts bei Pound bedankt, indem er ihn als „il miglior fabbro“ apostrophierte.

Anklänge an Spenglers Pessimismus

Trotz seiner weiter zurückreichenden Entstehungsgeschichte ist *The Waste Land* durchaus charakteristisch für das Jahr 1922 und die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg insgesamt, die von einem Gefühl des zivilisatorischen Niedergangs geprägt war. Als Gedicht der „Lost Generation“, der Generation der körperlichen und seelischen Kriegsversehrten, wollte Eliot *The Waste Land* zwar nicht verstanden wissen, es zeigt aber durchaus Anklänge an Oswald Spenglers Kulturpessimismus und, in der Symbolik von Jahreszeiten und Lebensalter, auch an dessen Kulturmorphologie.

Dem Gedicht gelingt es, sich gegen die vermeintliche Dekadenz, Sterilität und Anonymität der modernen Gesellschaft zu positionieren und zugleich unmittelbar den Geist jener Zeit aufzunehmen. Es integriert damals weithin diskutierte Aspekte des modernen Lebens, von Jazzrhythmen zur Symbolik der Stadt, von Umgangssprache bis zur Anthropologie. *The Waste Land* ist ein eminent modernes Gedicht, das den Einfluss früherer Spielarten des europäischen Modernismus, so des Futurismus und des Vortizismus, erkennen lässt, obwohl es sich von deren Faszination von Technik und Gewalt abwendet. Stattdessen versucht es, Bedeutung durch Evokation mythischer Muster zu konstituieren. Sehr bewusst waren Eliot die Parallelen zwischen seinem eigenen Ansatz und dem von James Joyces im Februar 1922 erschienen Roman *Ulysses*, der für die Erzählliteratur des Modernismus als ebenso exemplarisch gelten kann wie *The Waste Land* für die Dichtung dieser Epoche. Wenn Eliot in einer Besprechung des Romans die „mythical method“ als Mittel gegen das „unermessliche Panorama der Sinnlosigkeit und Anarchie“ anpreist, beschreibt er letztlich gleichermaßen sein eigenes Verfahren in *The Waste Land*.

Obwohl das aus fünf Teilen bestehende Gedicht mit seinem Stimmengewirr und seinen Gedankenfragmenten scheinbar

wenig Kohärenz aufweist, schafft Eliot eine gewisse Einheit über die Verschränkung historischer und religiöser Erzählungen. Unter diesen stechen Fruchtbarkeitsmythen, der christliche Glaube an die Auferstehung und dem Hinduismus und dem Buddhismus entlehnte Reinkarnationsvorstellungen hervor.

So sehr hinter dem Gedicht Eliots persönliche religiöse Zweifel stehen mögen, gibt er seiner Sinnsuche doch einen allgemeingültigen Charakter. Dem Streben nach seelischem Halt und zivilisatorischer Struktur dienen zudem Anspielungen auf bedeutende Werke der europäischen Literatur. Beispielsweise müssen die berühmten ersten Worte des Gedichts „April is the cruellest month“ vor der Folie des „General Prologue“ aus Chaucers *Canterbury Tales* gelesen werde. Mit Zitaten und Halbzitaten vertreten sind Autoren von Dante bis Baudelaire, von Shakespeare bis Verlaine und von Spenser bis Browning. Zu den intellektuellen Herausforderungen tragen die vielen Sprachen bei, die das Gedicht im Original präsentiert, darunter Griechisch, Latein, Italienisch, Französisch, Deutsch und Sanskrit.

In den vergangenen 100 Jahren hat die Literaturwissenschaft in den vielen intertextuellen Bezügen des *Waste Land* ein ergiebiges Betätigungsfeld gefunden. Zugleich hat sie anerkannt, dass Eliots Gedicht keinen ausschließlich logischen Zugang fordert, sondern sich mit seinen Bildern, Rhythmen und Klängen an ein imaginatives und emotionales Verständnis richtet. In ihnen liegt ein Großteil der anhaltenden Faszination von *The Waste Land* begründet.

Pascal Fischer

Dr. Pascal Fischer ist Professor für Anglistische und Amerikanistische Kulturwissenschaft an der Universität Bamberg.

Hast Du Töne!

„Mr. Watson, come here, I want to see you.“ Das sollen die ersten Worte gewesen sein, die Alexander Graham Bell über Telefon gesagt hat. Zu seinem Mitarbeiter im Nebenraum. 1922 starb der Mann, der das Telefon wohl nicht erfunden, aber zur Marktreife gebracht hat.

Das Telefon ist aus dem täglichen Leben nicht mehr wegzudenken: Lange Zeit prägten Telefonzellen unterschiedlicher Designs vielerorts das Siedlungsbild und erlangten sogar touristische Bedeutung, wie z.B. die roten Telefonzellen in London. Sie avancierten mitunter zu zentralen Elementen in Kinofilmen – man denke nur an *Dirty Harry* oder *Die Vögel*. Der „Fernsprecher“ selbst – viele Jahre mit Wählscheibe ausgestattet – wird ebenfalls zum Spannungsbringer oder sorgt für komische Momente und Missverständnisse in Film und Theater (*The Call – leg nicht auf, Stirb langsam 3, Bei Anruf Mord* und viele andere mehr.). Im täglichen Leben ist das Telefon Arbeitsgerät, schneller Übermittler wichtiger Nachrichten und ermöglicht es, private Kontakte zu pflegen. Moderne Mobiltelefone fungieren als Statussymbol, Arbeitsgerät, Modeaccessoire und allgegenwärtiger sowie unverzichtbarer Alltagsbestandteil.

Im amerikanischen und angelsächsischen Raum wird Alexander Graham Bell als Erfinder des Telefons gesehen. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in der rasanten Entwicklung der Telefonie, die durch seinen Apparat den Weg zur Marktreife und in den Alltag findet.

Töne und Hören beherrschen sein Leben. Am 3. März 1847 wird Alexander Graham Bell in Edinburgh geboren. Sein Vater ist Lehrer für Sprachtechnik und Gehörlose und bekannt als Erfinder einer frühen Lautschrift. Er sowie seine stark schwerhörige Mutter prägen Bells späteren Werdegang maßgeblich. Bell besucht eine Privatschule in Edinburgh und studiert an der dortigen Universität Latein und Griechisch. Wie sein Vater unterrichtet er anschließend Sprachtechnik und Musik an der Weston House Academy in Elgin und begleitet ihn später als Assistent ans Londoner University College. Ab 1868 unterrichtet Bell an der Susanna Hills Schule in London gehörlose Kinder. Im Gegensatz zu anderen Lehrern favorisiert er nicht die Gebärdensprache, sondern lautsprachlich orientierte Unterrichtsmethoden. Die Anatomie und Physiologie der menschlichen Stimme werden zu seinem Forschungsgebiet.

Nach dem Tod seiner zwei Brüder zieht die Familie zunächst nach Ontario/Kanada, Alexander Graham Bell lässt sich schließlich jedoch 1871 in Boston/USA nieder. Hier ist er wieder als, wie es damals hieß, Taubstummenlehrer tätig. Er entwickelt Methoden, um gehörlosen Menschen das Sprechen beizubringen – z.B. indem sich Schüler einen Luftballon ans Ohr halten, um die Schwingungen der Stimme wahrzunehmen – und gilt als einer der besten Sprachexperten der Vereinigten Staaten. 1873 wird er für einige Jahre Professor für Sprechtechnik und Physiologie an der Universität Boston. Drei Jahre später heiratet er seine frühere Schülerin und Tochter seines Geschäftspartners, die gehörlose Mabel Hubbard. Mit ihr hat er vier Kinder, von denen zwei das Erwachsenenalter erreichen.

Akustische Experimente zur Aufzeichnung von Schallwellen mit Hilfe von Elektrizität dienen dem Ziel, sie Gehörlosen in Form einer optischen Sprachkontrolle sichtbar zu machen. Dieses Vorhaben scheitert zwar weitgehend, jedoch schafft Bell die Voraussetzungen für die Konstruktion des Telefons. 1875/76 gelingt ihm zunächst die Übertragung von Tönen und schließlich auch von Sprache. Am 10. März 1876 führt Bell sein erstes Telefongespräch mit seinem Mitarbeiter Watson, der sich im Nebenzimmer aufhält. Im selben Jahr meldet er ein Patent auf sein Telefon an. In den kommenden Jahren folgen viele Patentstreitigkeiten, da auch andere Wissenschaftler die Erfindung des Telefons für sich beanspruchen. Die Forschungsergebnisse des Deutschen Philipp Reis, der als erster und 14 Jahre vor Bell Töne auf elektrischen Weg übertragen konnte, werden von Bells Patent miteingeschlossen. Konkurrenz bekommt er vor allem durch Elisha Grey, der nur zwei Stunden später ein Patent auf sein zeitgleich entwickeltes Telefon anmeldete. Mit ihm entspinnt sich ein großer und immer wieder aufflammender Patentstreit, der sich über viele Jahre hinziehen sollte. Bells Verdienst besteht jedoch unabhängig davon hauptsächlich darin, dass er den Apparat ständig verbessert, bis er ab 1881 für den täglichen Gebrauch einsetzbar ist. Im selben Jahr kann man bereits über eine Distanz von 200 Kilometern miteinander sprechen.

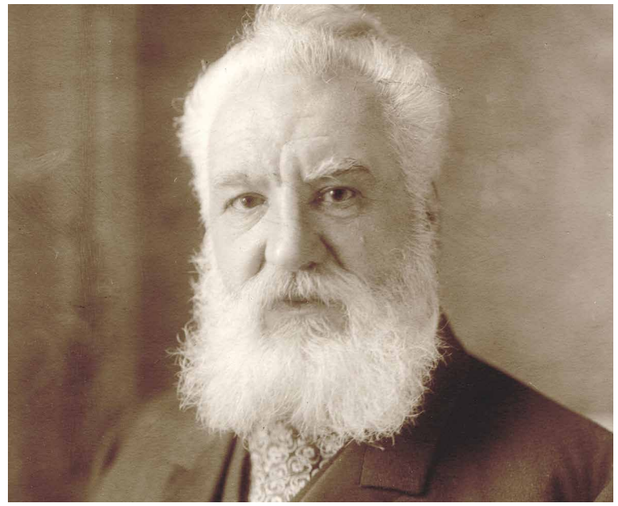


Bild: Harris & Ewing / Kentucky Digital Library, Wikimedia Commons

1877 entsteht die „Bell Telephone Company“, die später zur „American Telephone and Telegraph Company (AT&T)“ wird. Während sich sein Schwiegervater und seine Geschäftspartner um den wirtschaftlichen Erfolg des Telefons kümmern, bleibt Bell im Herzen für den Rest seines Lebens Lehrer, Forscher und Erfinder. Alexander Graham Bell wird 1882 amerikanischer Staatsbürger und widmet sich weiterhin seinen später nicht unumstrittenen Forschungen zur Gehörlosigkeit sowie zahlreichen weiteren Erfindungen. Er stirbt als wohlhabender Mann am 1. August 1922 auf dem Familienanwesen in Neuschottland.

Ironie des Schicksals ist es, dass Bell, der sich zeitlebens für die Förderung tauber Menschen engagiert hatte, ausgerechnet eine Erfindung macht, die über viele Jahre Gehörlose in Alltag und Beruf benachteiligen sollte.

Tanja Roppelt

Dr. Tanja Roppelt, promovierte Geographin, leitet das Levi-Strauss-Museum im oberfränkischen Buttenheim.

Der einsame Reisende

Jack Kerouac, geboren am 12. März 1922, war eine große Stimme der „Beat Generation“.

Das erste Mal hörte ich von ihm vor 40 Jahren, irgendwo im Süden der Türkei. Selbst fühlte ich mich frei, war mit meiner Freundin (nun seit 33 Jahren meine Frau) hergetrampt. Wir trafen Peter und Holger, Freunde von uns bis heute. Und Peter erzählte von diesem reisenden Freigeist, der Ende der 1950er, Anfang der 60er Jahre „Beat-Literatur“ geschrieben hatte: autobiografische Romane mit – im deutschen – so seltsamen Titeln wie *Gammler, Zen und Hohe Berge* (engl. *The Dhurma Bums*) oder *Engel, Kif und neue Länder* (engl. *Passing Through*).

Nach vielen Wochen zurück in Deutschland las ich sie dann. Erste Sätze wie dieser aus *Gammler* ... zogen mich in ihren Bann: „Eines Tages Ende September 1955 sprang ich zwölf Uhr mittags vor Los Angeles auf einen Güterzug, erwischte einen offenen Wagen und legte mich hin und stopfte mir mein Zeug unter den Kopf und schlug die Beine übereinander und blickte Gedankenverloren zu den Wolken hinauf, während wir gen Norden nach Santa Barbara rollten.“ Ein später Tramp auf den Spuren der Hobos aus der Zeit der großen Depression. Ein „einsamer Reisender“, der das einfache Leben beschreibt, feiert, verklärt. Ein früher Vorläufer der Pop-Literatur.

Spontan und sprunghaft sind seine Texte, emotional und erregend. In einer Vorbemerkung zu der Erzählungssammlung *Lonesome Traveller* schreibt er über sich selbst: „Habe das Schreiben schon immer für meine Pflicht auf Erden gehalten. Auch das Predigen einer allumfassenden Güte, was hysterischen Kritikern entgangen ist, die nur die hektische Betriebsamkeit in meinen wahren Romanen über die ‚Beat‘-Generation sahen. – Bin eigentlich kein ‚Beat‘, sondern ein außenstehender verrückter katholischer Mystiker ...“Und weiter: „Pläne für den Lebensabend: Einsiedlerleben im Wald, ruhiges Schreiben über milde Altershoffnungen auf das Paradies (das ohnehin zu jedem kommt).“

Schon mit 47 ist er gestorben. Zu lange hatte er auch in Alkohol und Drogen seine Freiheit gesucht.

Markus Behmer

Faschist – Sozialist – Schriftsteller

Wohl kaum ein deutscher Autor des 20. Jahrhunderts war so vielseitig wie Franz Fühmann: Er hinterließ ein umfangreiches Werk aus Lyrik, Essayistik, Prosa, Übersetzungen und Kinderliteratur.

Geboren wurde Franz Antonie Josef Fühmann am 15. Januar 1922 in Rochlitz in Böhmen als Sohn eines Apothekers. Er selbst beschreibt die Atmosphäre in seiner Kindheit als geprägt „von Kleinbürgertum und Faschismus".

Seine Jugend war bestimmt durch Nationalsozialismus und Krieg: 1936 trat er dem Deutschen Turnverein (der späteren sudetendeutschen Hitlerjugend) und 1938 der Reiter-SA bei. Er meldete sich bei Kriegsausbruch 1939 freiwillig, absolvierte aber erst sein Notabitur und kam als Fernmelder 1941 an die Ostfront. Später wurde er nach Griechenland verlegt. Während der russischen Kriegsgefangenschaft, in die er 1945 geriet, mit ihren Antifa-Schulungen veränderte sich sein Weltbild radikal.

Nach seiner Entlassung 1949 und seinem Eintritt in die DDR-„Blockpartei" NDPD engagierte er sich viele Jahre als Kulturfunktionär in Ostberlin. Ab 1958 arbeitete er als freischaffender Schriftsteller. Neben eigener Lyrik, Übersetzungen aus dem Ungarischen und Tschechischen und essayistischen Texten schrieb er auch für Kinder. Sein erstes Kinderbuch schrieb er für seine Tochter Barbara. In seinen Büchern beschäftigte er sich immer wieder mit der Sprache, eines trägt den Namen *Lustiges Tier-ABC*. Neben diesen eigenen Geschichten erzählte er antike Mythen nach, zum Beispiel in *Das hölzerne Pferd*.

Rückzug nach dem Ende des Prager Frühlings

Nach dem Einmarsch von Truppen des Warschauer Pakts 1968 in Prag zog er sich aus dem Schriftstellerverband zurück.

Kurz vor seinem fünfzigsten Geburtstag kam ihm die Idee, Bilanz zu ziehen: In dem Text *22 Tage oder die Hälfte des Lebens* schrieb er: „Wovon ausgehen bei der Bilanz? Natürlich von ‚meiner Funktion' – aber wer weist sie einem zu? Die Gesellschaft, die Kritik, später die Literaturgeschichte, oder ist sie die souveräne Entscheidung des Schriftstellerindividuums?" Der Text, eigentlich als bunte Reiseerzählung geplant, wurde für ihn, wie er selbst sagte zum „Eintritt in die Literatur".

Wäre er bereits 1969 gestorben, so mutmaßt er viel später, „wäre ich in die Grube gefahren als der, der ich ja noch heute in der Literaturgeschichtsschreibung meines Landes fortlebe: als der Vergangenheitsbewältiger mit der schönen Sprache und den lieben Kinderbüchern und den treffenden Nachdichtungen."

Wer die Wandlung, die mit Fühmann einhergeht, und seine Beweggründe verstehen will, der sollte den neu vom Aufbau-Verlag wieder herausgegebenen Briefwechsel mit Christa Wolf zur Hand nehmen *Monsieur – wir finden uns wieder. Briefe 1968 – 1984*. Immer wieder setzte er sich mit seiner NS-Vergangenheit auseinander. „Ich war genau [...] wie Hunderttausende meinesgleichen ein junger Faschist, habe wie sie gedacht, empfunden, geträumt, gehandelt und hätte in Auschwitz nichts Anderes getan als die anderen auch und hätte es wie sie ‚meine Pflicht' genannt."

Zwischen Poesie und Wirklichkeit

Ein Dichter, der ihn zeitlebens beschäftigte, war Georg Trakl. 1945, wenige Tage vor Kriegsende, las er erstmals das Gedicht „Untergang". Die ersten Zeilen lauten: „Über den weißen Weiher / Sind die wilden Vögel fortgezogen. / Am Abend weht von unseren Sternen ein eisiger Wind." Und, so beschreibt er es später, „für den Moment begriff ich, ohne es noch zu fassen, dass der Krieg verloren war".

In der DDR dauerte es bis 1975, als im Leipziger Reclam-Verlag erstmals eine Auswahl aus den Gedichten und Briefen Georg Trakls erschien, zusammengestellt von Fühmann. Trakl galt als Vertreter der „Décadence". Beschrieben wird der Verfall. Was faszinierte ihn an Trakl? Fühmann versucht die poetische Erfahrung mit dem realen Leben zusammenzubringen, Dichtung und Doktrin gegeneinander abzuwägen. Ein Unterfangen, das ihn zeitlebens beschäftigte. Sein Buch *Vor Feuerschlünden* erscheint schließlich im Jahr 1982 – kurz vor seinem Tod.

Im Westen ist Fühmann nie wirklich angekommen. Es gab kritische Gegenstimmen gegen die Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises 1982 in München. Einerseits gehörte er 1976 zu den Erstunterzeichnern der Petition gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns, anderseits bezeichnete er den Staat, der ihn in den letzten Jahren durch die Stasi bespitzeln ließ, bis zuletzt als sein Land.

Zu lesen wie Beckett?

Gunnar Decker schreibt im *Freitag* zu Fühmanns 100. Geburtstag, man hätte ihn lesen müssen wie Beckett; auf einen Beckett aus Märkisch-Buchholz war man aber nicht vorbereit, jedenfalls nicht im Westen: „Der Ostleser hatte Lust auf Überforderung, der Westleser nicht."

Gestorben ist Franz Fühmann 1984 an einer Krebserkrankung. Er wurde in Märkisch Buchholz beerdigt, wo er seit 1958 neben Berlin lebte. In *22 Tage* hatte er geschrieben: „In meinem Nachruf wird einst stehen: Er hat viele Bücher gelesen und Obst geschleppt."

Joachim Schüller

Der Politologe Joachim Schüller arbeitet als Marketingexperte und Stadtführer in München.

Sie trug den gelben Stern

Inge Deutschkron legte in ihren Büchern, Aufsätzen und Reden eindrucksvoll Zeugnis ab von der durchlittenen Verfolgung unter dem Naziregime – und vom Kampf um Gerechtigkeit in den Jahrzehnten danach.

Inge Deutschkron wird am 23. August 1922 in Finsterwalde als Kind von Dr. Martin Deutschkron und Ella Deutschkron geboren. Die Familie ist der Verfolgung durch die Nazis schon 1933 ausgesetzt, Inges Vater ist nicht nur Jude, der Oberstudienrat ist auch Funktionär der SPD.

Schon im April 1933 wird Martin Deutschkron aus dem Schuldienst entlassen. Er findet eine neue Anstellung in der Theodor-Herzl-Schule, die 1920 von Zionisten gegründet worden war. Inge Deutschkrons Vater kann 1939 noch emigrieren, der Ausbruch des Krieges verhindert jedoch, dass Tochter und Ehefrau ihm nachreisen können. Inge Deutschkron kann noch das jüdische Kindergärtnerinnenseminar besuchen und arbeitet in einem jüdischen Haushalt, ihre Gymnasium hat sie nach allgegenwärtigen Diskriminierungen verlassen.

Als junge Frau wird sie 1941 in einer Seidenspinnerei für Fallschirme bei der IG Farben in Lichtenberg zur Zwangsarbeit verpflichtet, sie schafft es jedoch, durch eine sich selbst zugefügte Knieverletzung den unerträglichen Arbeitsbedingungen zu entkommen und schlüpft als Sekretärin bei der Blindenwerkstatt von Otto Weidt unter, wo keine Aufmerksamkeit auf sie fällt.

Otto Weidt besorgt ihr und anderen das Arbeitsbuch einer Nichtjüdin. Inge Deutschkron heißt jetzt Inge Richter und fällt zwei Jahre nicht auf. Sie und ihre Mutter tauchen ab in die Illegalität und überleben in zahlreichen, wechselnden Verstecken, immer in der Angst, verraten zu werden. In den letzten Kriegsmonaten geben sie sich als Flüchtlinge vor der Roten Armee aus. Nach dem glücklich überlebten Krieg arbeitet Inge Deutschkron als Sekretärin in der Zentralverwaltung für Volksbildung. Der Vereinigung von KPD und SPD zur SED stimmt sie offen nicht zu und verlässt mit ihrer Mutter Deutschland Richtung England, um endlich auf den Vater und Ehemann zu treffen.

Reisefreudig unternimmt Inge Deutschkron wenig später Reisen nach Indien, Burma, Nepal und Israel und kehrt erst 1955 nach Deutschland zurück. Dort wird ihr gewahr, wie viele ehemalige NS-Größen wieder zu Amt und Würden gekommen sind und wie wenig die Gesellschaft generell bereit ist, sich ihrer jüngsten Vergangenheit kritisch zu stellen.

Als 1963 die Auschwitz-Prozesse in Frankfurt am Main die Öffentlichkeit beschäftigen, begleitet sie die Prozesse für eine Zeitung aus Tel Aviv. Mit Auswanderungsgedanken nach Israel hat sie sich wohl schon länger auseinandergesetzt und verlässt 1972 Deutschland in Richtung Israel. 1978 wird sie bekannt mit ihrem Buch *Ich trug den gelben Stern*; das Buch wird auch gerade von jungen Menschen gelesen und diskutiert. Das Gripstheater adaptiert das Buch für das Theater: *Ab heute heißt Du Sarah* heißt das Stück, das immer noch auf dem Spielplan des Theaters steht.

30 Jahre nach ihrem Umzug nach Israel kehrt Inge Deutschkron nach Deutschland zurück und gründet wenige Jahre späte eine eigene Stiftung, die Inge-Deutschkron-Stiftung. Ihr Ziel ist es, jene stillen Helden zu ehren, die sich für vom

Bild: Gedenkstätte deutscher Widerstand

Nationalsozialismus Verfolgte eingesetzt haben – wie Otto Weidt, der ihr Unterschlupf bot und Behörden bestach, um sie zu retten.

Inge Deutschkron ist es zu verdanken, dass die Gedenkstätte Otto Weidt eingerichtet wurde, die nun ein Teil der Gedenkstätte Deutscher Widerstand ist. 2013 hält sie im deutschen Bundestag aus Anlass des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus eine viel beachtete Rede mit dem Titel „Zerrissenes Leben". Für ihr Engagement gegen das Vergessen und für das Erinnern an die Verbrechen der Nationalsozialisten wird sie immer wieder ausgezeichnet, u.a. mit der Ehrenbürgerwürde Berlins, aber auch zuvor schon mit dem Carl- von Ossietzkyorden. Das Bundesverdienstkreuz lehnt sie immer wieder ab, weil zu viele ehemalige Nazis damit ausgezeichnet wurden. 2018 erscheint ihr Buch *Auschwitz war nur ein Wort*, Herausgeberin ist Beate Kosmala. Zum ersten Mal kann man hier ihre Reportagen von den Auschwitzprozessen nachlesen, die bislang nur in Israel publiziert worden waren. Inge Deutschkron stirbt in ihrer Heimatstadt Berlin am 9. März 2022 im Alter von fast 100 Jahren.

Iris Hermann

Dr. Iris Hermann ist Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg

Stern, der Versöhner

Einst wurde er aus Deutschland vertrieben, wo seine Eltern ermordet wurden. Später wurde er – vielfach ausgezeichneter Germanist – ein Brückenbauer über den Atlantik: der nun hundertjährige Guy Stern.

Was dieser Mann in seinen hundert Jahren erleben musste und erleben durfte, wäre übergenug für viele Leben.

Erleben musste: Als Günther Stern am 14. Januar 1922 in Hildesheim als Sohn des jüdischen Tuchhändlers Julius Stern und seiner Ehefrau Hedwig, geb. Silberberg, zur Welt kam, waren ihm nur wenige Jahre friedlichen Aufwachsens in großer Nestwärme beschieden. Die Eltern rackerten sich für ein bescheidenes Auskommen ab, besonders die Mutter weckte in dem begabten Sohn früh die Liebe zu Büchern und Theater. Als im „Dritten Reich“ der nationalsozialistische Hass den „Nichtariern“ auch ein zurückgezogenes Leben immer mehr vergällte, beschlossen die Eltern Stern 1937, ihren Ältesten zu einem Bruder der Mutter nach St. Louis zu schicken; er sollte ihnen und den beiden jüngeren Geschwistern den Weg in die USA ebnen helfen.

Das scheiterte nicht zuletzt an den rigiden US-Einwanderungsbestimmungen. Günther (inzwischen Guy) Stern hat Eltern und Geschwister nie wiedergesehen. Als er 1945 als amerikanischer Soldat in Hildesheim nach ihren Spuren suchte, wurde ihm klar, dass sie in den Osten deportiert und dort ermordet worden waren.

Erleben durfte: Als Hilfskellner verdiente sich Guy mit großer Zähigkeit seinen Weg durch High School und Universitäten. Das Studium unterbrach er, als die amerikanische Armee ihn nach Kriegsausbruch in die Reihen der nachmals berühmten „Ritchie Boys“, eine Truppe der Feindaufklärung, einreihte; viele jüdische Flüchtlinge waren hier anzutreffen. In Camp Ritchie in Maryland zum Gefangenenbefrager ausgebildet, landete er 1944 am Invasionsstrand in der Normandie, entwickelte besondere Verhörtechniken, für die er ausgezeichnet wurde, und gelangte mit der 1. US-Armee bis nach Deutschland hinein. Doch in Deutschland war seines Bleibens nicht. Inzwischen amerikanischer Staatsbürger, schloss Guy nach Kriegsende sein Studium in den USA ab. Von der Germanistik und von deutscher Kultur ließ er freilich nicht ab; das hätte er als einen Sieg Hitlers empfunden.

Der Migrant wird Professor

Sehr schnell erlangte er eine Professur, zuerst an der kleinen Denison University in Ohio; nach einem längeren Forschungsaufenthalt in München wurde er zum Abteilungschef der Germanistik an der großen University of Cincinnati berufen. Eine Fülle von Veröffentlichungen über Literatur und Kultur der Weimarer Republik, Grundlegendes über Exilschriftsteller, die Gründung der Lessing-Gesellschaft und der Vorsitz im deutschen Exil-PEN mehrten den Ruhm des unermüdlichen Netzwerkers, der bis zum Vizepräsidenten der Wayne State University in Detroit aufstieg. Weit über sein 80. Lebensjahr hinaus verblieb Guy aktiv in deren Germanistik, und bis in die jüngste Vergangenheit war er am ältesten amerikanischen Holocaust-Museum bei Detroit aktiv. Dort hat er ein Institut zur Erforschung von Altruismus ins Leben gerufen, das das Wirken von Judenrettern im Zweiten Weltkrieg nachzeichnet. Hohe Orden hängten ihm Deutschland und Frankreich um, und mehrere Festschriften, allein zwei zum hundertsten Geburtstag, konnte er im Laufe der Jahre entgegennehmen.

Beständig hat Guy Stern Brücken der Versöhnung mit Deutschland gebaut, nicht zuletzt als Gastprofessor an einer ganzen Reihe deutscher Universitäten; seine Seminare waren stets überlaufen. An der Universität Bamberg aber ist er in besonderer Erinnerung geblieben: 2013 hat er die von ihm kuratierte Ausstellung über die Ritchie Boys im Krieg hergebracht, und diese Premiere außerhalb der Vereinigten Staaten konnten wir mit einem kommunikationswissenschaftlichen Symposium über die Ritchie Boys als Geburtshelfer der bayerischen Presse nach 1945 vervollständigen. *Heinz Starkulla jr.*

Vernissage der Ausstellung *Ritchie Boys* in Bamberg: Guy Stern im Kreis von Kollegen (von links oben: Fabian Franke, Stephen Goldman, Markus Behmer, unten: Hans Wagner, Guy Stern, Heinz Starkulla jr. Bild: Hendrik Steffens.

Verlorene Zeit, verschlenderter Tag

Marcel Proust und James Joyce, Heroen der Literatur, feiern ganz unterschiedliche Jubiläen.

Der 16. Juni ist Bloomsday. Jahr für Jahr feiern tausende Fans in Dublin und weltweit den Tag, an dem James Joyce seinen Protagonisten Leopold Bloom durch die Straßen und Kneipen der irischen Hauptstadt treiben lässt, von elf Uhr morgens bis weit nach Mitternacht – durch 18 Kapitel und auf vielen hundert Seiten. Am 16. Juni 1904 spielt der Roman *Ulysses*. Erschienen ist er erst 1922, genau am 2. Februar, Joyces 40. Geburtstag. Nicht in Dublin oder London, sondern in Paris kam das Werk nach Vorabrucken in Zeitschriften zunächst heraus, wo der Autor gleichsam im Exil lebte, und gekürzt um einige Passagen, die damals als „obszön“ erschienen.

Die Rezeption war zunächst verhalten, die Langzeitwirkung aber immens. Joyce war es, der den „Stream of Consciousness“ in die Literatur einbrachte, sein moderner „Odysseus“ ist eines der Schlüsselwerke der Moderne.

Was die Fans nun jährlich feiern, ist gleichsam eine Suche nach der verlorenen Zeit. Damit sind wir bei einem anderen Meilenstein der Literaturgeschichte: *A la Recherche du temps perdu*. Auch hier geht es im Kern um eine Person, den namenlosen Ich-Erzähler. Und der Roman ist etwa zeitgleich mit *Ulysses* erschienen – in sieben Bänden mit rund 6.000 Seiten zwischen 1913 und 1927. Teils postum, denn sein Autor Marcel Proust ist am 18. November 1922 erst 51-jährig gestorben. Seine Stadt war immer Paris, seine Lieben blieben unerfüllt, seine vor allem psychischen Leiden waren zahlreich, sein Leben war: Schreiben. *Markus Behmer*

Bilder: James Joyce Skulptur in Trieste, Wikimedia, CC BY-SA 4.0 (links); Marcel Proust, Bob Ramsak, Wikimedia, CC BY 4.0 (rechts)

Haribo macht Kinder froh und Erwachsene dick

Für viele Menschen sind sie kaum noch aus den Naschregalen wegzudenken – die bärchenförmigen Fruchtgummis von Haribo. Vor 100 Jahren kamen sie in noch etwas anderer Form auf den Markt. Bekannt waren sie damals als Tanzbären.

Heute gibt es die Produkte von Haribo in allen möglichen Formen und Farben, von Lakritze über Kirschen und Schnuller bis hin zu den klassischen Goldbären. Und auch die gibt es mittlerweile zum Beispiel als Saftgoldbären oder in sauer. Als Hans Riegel aus Bonn 1920 Haribo gründete, dachte er sicherlich noch nicht an eine so riesige Produktpalette oder weltweiten Erfolg. Seine Frau lieferte die Tagesproduktion einzelner Goldbären damals noch persönlich mit dem Fahrrad aus.

1923 schafften die beiden das erste Auto zum Ausliefern an – ausgestattet bereits mit einer Werbetafel. Ab 1930 wurde schon ganz Deutschland mit Haribo-Produkten beliefert und der Werbeslogan „Haribo macht Kinder froh“ entstand.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Tod des Gründers musste die Firma 1946 unter der Leitung der beiden Söhne fast von vorne anfangen. Nur noch 30 Mitarbeiter*innen von ehemals rund 400 waren erhalten geblieben. Der Erfolg stellte sich aber schnell ein: Nur vier Jahre später waren bereits zirka 1.000 Menschen bei Haribo beschäftigt.

1960, also ganze 38 Jahre nach ihrer Erfindung, erfolgte die Umbenennung der Tanzbären in Goldbären. Aber erst weitere 18 Jahre später erhielten sie auch die Form, in der wir sie heute kennen. Nur auf ihr Lächeln mussten die süßen Bärchen noch bis kurz vor der Jahrtausendwende warten. „Von A wie Ananas bis Z wie Zitrone stehen die sechs farbenfrohen Goldbären vor allem für eines: leckere Freude, die man gerne teilt“, erklärt das Unternehmen. Etwa 160 Millionen Goldbären werden weltweit täglich produziert. Würde man alle in einem Jahr hergestellten Goldbären aneinanderreihen, könnte man damit unsere Erde ganze zehn Mal umrunden.

Mittlerweile sind die Goldbären in über 100 Ländern zu finden. Haribo produziert an 16 Standorten in zehn Ländern mit über 7.000 Mitarbeiter*innen. Am großen Bekanntheitsgrad der Goldbären dürfte nicht zuletzt die einprägsame Werbung Schuld haben. Nicht nur der Slogan „Haribo macht Kinder froh und Erwachsene ebenso“, den wohl alle sofort im Kopf mitsingen können, hat bereits Kultstatus erreicht. Auch die Werbespots, in denen aktuell erwachsene Menschen zu sehen sind, die sich mit Kinderstimmen zumeist über verschiedene Gummibärchen unterhalten, sind allseits bekannt. Wie zum Beispiel das inbrünstige „Das ist die beste Idee, die ich je gehört habe“, auf den Vorschlag hin, einen Baum zu pflanzen, an dem nur rote Goldbären wachsen, oder das „Happy Bärs-day to you“ von einer Rockband auf der Bühne, anlässlich des 100. Geburtstags der Goldbären.

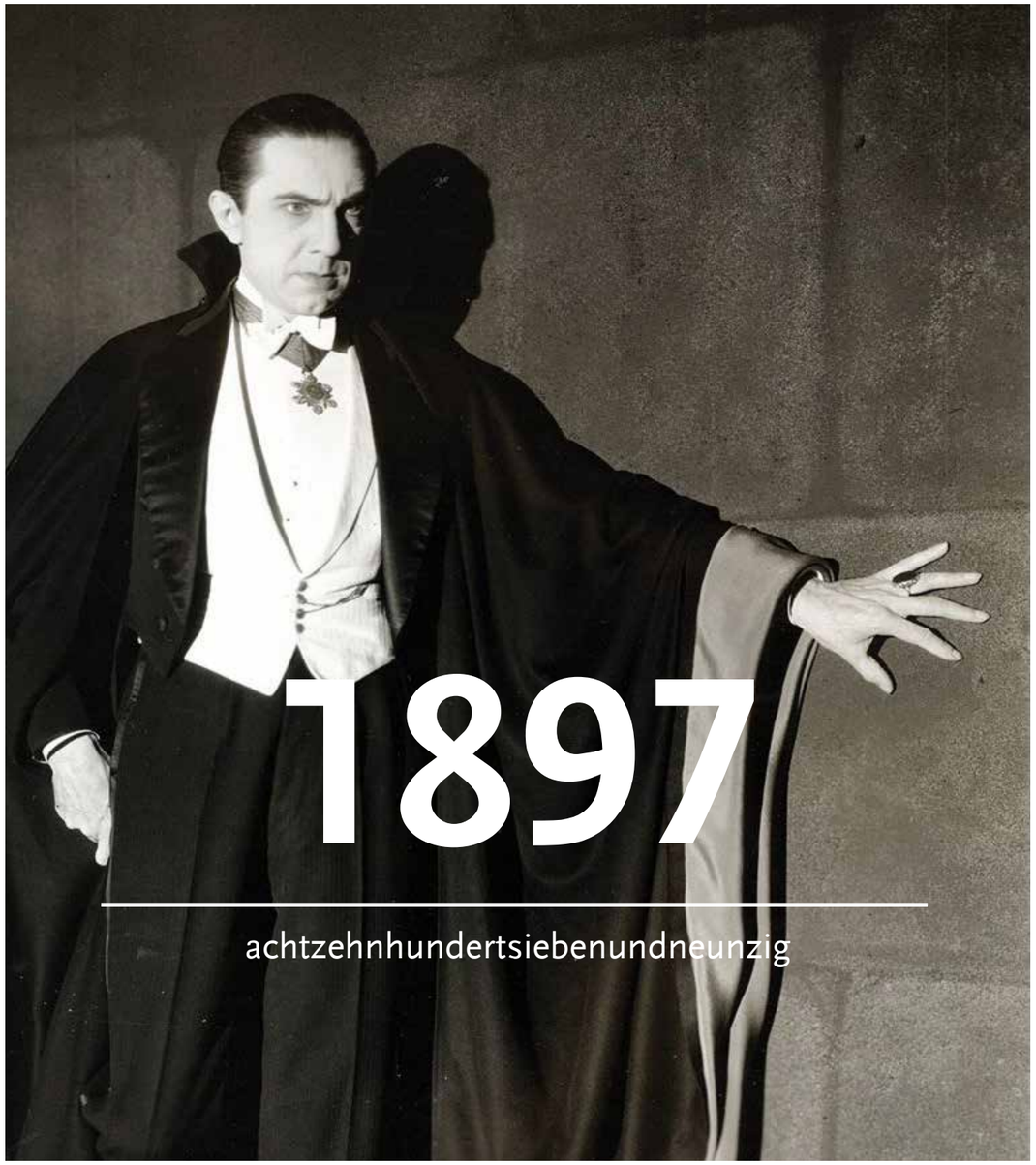
Auf das Fernsehen als Werbemedium setzte Haribo bereits früh. Schon 1968 lief dort der erste Spot. Mittlerweile wurden unzählige mehr veröffentlicht, mit wechselnden Werbegesichtern. Das wohl berühmteste darunter ist und bleibt Thomas Gottschalk. Die 24 Jahre andauernde Werbepartnerschaft zwischen 1991 und 2015 schafft es sogar ins Guinness-Buch der Rekorde. Abgelöst wurde Gottschalk dann von Michael „Bully“ Herbig, bis Haribo wenige Jahre später bekannt gab, nicht mehr mit Prominenten werben zu wollen.

Das Fernsehen ist aber nicht das einzige Mittel, das Haribo für die Werbung nutzt. Eine weitere einzigartige Kooperation begann 2008 – Zwei Flugzeuge wurden mit den Namen GoldbAIR und HaribAIR als Botschafter für das Unternehmen eingesetzt. Später kam dann noch ein Tropifrutti-Flieger dazu. Auch im Sport war Haribo bereits aktiv – egal ob als Partner der Tour de France oder mit großem Erfolg als Team beim 24-Stunden-Rennen auf dem Nürburgring.

So sehr uns die „goldigen“ Werbeaktionen von Haribo ans Herz gewachsen sind, das was tatsächlich zählt, ist die Freude, die die Goldbären schenken. Egal ob durch kreative Werbespots oder als Zuckerschocks – es stimmt eben: Haribo macht Kinder froh und Erwachsene ebenso.

Elisabeth Offial

Bild: Dan-Christian Pădureț, Unsplash



Bela Lugosi als Vampir-Graf im Spielfilm Dracula (1931). Bild: Universal Studios, CCO 1.0

Annus Horribilis

Christoph Houswitschka zum Gedenken.

Vor 125 Jahren wurde das Schweizer Taschenmesser als Handelsmarke eingetragen, Rudolf Diesel entwickelte den noch heute nach ihm benannten Motor ohne Zündkerzen und Ferdinand Braun entwickelte die Kathodenstrahlröhre, Grundlage des Fernsehens. Alles keinerlei Grund zum Grausen (die aktuellen Dieselbenzinpreise und manche Absurditäten insbesondere des Privatfernsehens mal ausgenommen).

1897 war aber auch das Jahr, in dem Bram Stokers *Dracula* erschien, Vorbild unzähliger Gruselstories.

Über dieses Jubiläum wollte Christoph Houswitschka für *Anno* schreiben, Professor für Englische Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg. Am 10. Februar 2022 ist er gänzlich unerwartet gestorben. Mit Wehmut und Trauer gedenken wir dem Freund und Kollegen.

Markus Behmer

Brauner Kaktus

Joseph Goebbels sei hier anlässlich seines 125. Geburtstags nicht umfassend porträtiert. Vielmehr beleuchtet Propagandaexperte Heinz Starkulla jr. anhand zweier Episoden, wie der Propagandaminister einst Propaganda erklärte.

Goebbels hat in seinem kurzen Leben zwischen 1897 und 1945 so viel Verwüstung angerichtet, dass sich ungezählte Veröffentlichungen mit ihm befasst haben. Er gilt geradezu als Verkörperung der unheimlich wirksamen nationalsozialistischen Propaganda, die Adolf Hitler an die Macht gebracht und sein Regime an der Macht gehalten hat, bis am Ende eines zweiten Weltkrieges mit Millionen und Abermillionen Toten Deutschland in Trümmern lag. Ob diese vielen Veröffentlichungen immer Licht in Goebbels' Machenschaften gebracht haben, sei dahingestellt; immerhin hat der britische Historiker Richard Taylor einmal beklagt, in der wissenschaftlichen Literatur gebe es mehr Schimpfnamen für Goebbels als Erklärungen seines Tuns.

Ein kurzer Text wie der vorliegende wird jedenfalls gut daran tun, sich nicht umfassend an Hitlers Propagandaminister abzuarbeiten. Es sollen vielmehr zwei Episoden geschildert werden, die zumindest heute recht unbekannt sein dürften, die aber durchaus Einblick in Goebbels' Denken gewähren. Entnommen sind sie einem 1973 in Neckargemünd erschienenen Buch mit dem Titel *Unser Mann bei Goebbels*. Der Autor, Hans-Leo Martin, war zwischen 1940 und 1944 Verbindungsoffizier des Oberkommandos der Wehrmacht beim Reichspropagandaminister, wie es schon der Titelzusatz seines Buches klarstellt. Genauer gesagt, gehörte Martin dem Amt Wehrmachtpropaganda im OKW an, das im Kriege etwa für Flugblattpropaganda an den Feind zuständig war und auch die Propagandakompanien führte, deren Angehörige die Kriegsberichterstattung nach dem In- und dem Ausland zu bewältigen hatten. Oberst Martin war also die wenig beneidenswerte Aufgabe zugefallen, das Scharnier zwischen zwei scharf konkurrierenden Propagandaorganisationen des Reiches darzustellen. Zudem hatte er beständig die Notwendigkeit von Propaganda vor den eigenen Kameraden zu rechtfertigen; die kämpfende Truppe brachte in der Regel bis in die obersten Ränge hinein kein Verständnis für diese angebliche „geistige Waffe" auf.

Ebendies ist der Hintergrund für die erste der Episoden, die hier aufgegriffen werden sollen. Martin – der an anderer Stelle belegt, wie virtuos sich Goebbels auf sein jeweiliges Publikum einzustellen verstand – berichtet, dass der Minister Vorträge an der Kriegsakademie vor angehenden Generalstabsoffizieren zu halten pflegte, um sie mit dem Sinn von Propaganda vertraut zu machen. Er habe sich von dieser kritisch denkenden Elite des deutschen Offizierskorps begeistert gezeigt und habe es verstanden, sie mit seinen Ausführungen zu packen. Martin war selbst einmal Zeuge einer solchen Veranstaltung und schildert beredt, wie die Generalstäbler anfangs „reserviert" und „amüsiert" gegenüber dem aus dem Rundfunk bekannten Massenredner waren und „beabsichtigten, diese Vorführung mit geheimem Vergnügen über sich ergehen zu lassen". Goebbels aber habe „in seinem Vortrag geschichtlich Begründetes mit neuen Erkenntnissen geschickt [gemischt]" und seine Zuhörer „bald vollkommen gewonnen".

In der Mitte des Bildes ist Joseph Goebbels zu sehen. Rechts hinter ihm steht der NS-Funktionär Wilhelm Maul, links neben ihm der Reichsstatthalter und Gauleiter der NSDAP Arthur Greiser. Bild: Archive National Digital Archives, Poland, CC0, Wikimedia Commons

Vom „Wesen" der NS-Propaganda

Der Text eines solchen offenbar periodisch wiederholten Vortrages, *Das Wesen der nationalsozialistischen Propaganda*, ist an entlegener Stelle erhalten geblieben, nämlich in einer nur für den Dienstgebrauch in der Wehrmacht freigegebenen Broschüre *Nationalpolitischer Lehrgang der Wehrmacht: vom 15. bis 23. Januar 1937*. Und wer diesen Vortrag durchgeht, wird in der Tat noch heute die Einfühlungsgabe und rhetorische Gewalt des Ministers verspüren. Goebbels macht sich mit seinen gebildeten Zuhörern gemein und gesteht ihnen zu, dass sich seine Propaganda ja gar nicht an sie richte, sondern an die „breiten Massen", die der Führung durch die „Kunst der Vereinfachung" bedürften. Er scheut sich nicht, die nationalsozialistische Revolution in eine Reihe mit den weltanschaulichen Umbrüchen zu stellen, wie sie etwa das Christentum oder die Französische Revolution bedeuteten; der Siegeszug des Nationalsozialismus sei nichts anderes als der Umschwung von der Vorherrschaft des Individualismus hin zum „Wohl der Allgemeinheit" im „Mittelpunkt des öffentlichen Denkens".

Auf dieser Basis kann Goebbels sich nun anschicken, zu erklären, was Propaganda eigentlich darstelle. „Im allgemeinen – ich weiß das sehr wohl – hat die Propaganda keinen guten Ruf; sie hat einen schlechteren, als sie es verdient." Doch Propaganda, in Deutschland früher stark vernachlässigt, sei alles andere als bewusste Lüge, die „krumme Wege nicht scheut", um bestimmte Ziele zu erreichen. Sie solle „Menschen geistig aktivieren", und das erreiche sie am besten, wenn sie die Sprache des Volkes spreche. Diejenigen, die die komplizierten Erfordernisse der Politik kennen, müssten sie dem Volk, das ihre Machtbasis sei, mundgerecht machen. Das habe Deutschland vom Versagen des Kaiserreiches, das nur auf Honoratioren geachtet habe und dem das Volk abhanden gekommen sei, bis 1918 der Zusammenbruch unabwendbar war, auf schmerzhafte Weise gelernt. Nicht nur habe man der hemmungslosen Greuelpropaganda der Feinde in der ganzen Welt nichts entgegengehalten. Sondern damals habe sich im Inneren der minderwertige Marxismus, der sich als Stimme des Volkes ausgegeben habe, durchgesetzt. Die Nationalsozialisten aber hätten im Kampf mit den Marxisten, die zu dumm gewesen seien, die publizistischen Machtmittel des Weimarer Staates rücksichtslos für sich zu verwenden, zuletzt die Oberhand gewonnen. Die durch Propaganda errungene, auf dem Willen des überzeugten Volkes beruhende Macht aber würden sich die Nationalsozialisten durch beständige weitere Propaganda zu sichern wissen.

Schon mit dem Rekurs auf den unglücklich verlorenen Weltkrieg von 1914/18 dürfte Goebbels die Offiziere in seinen Bann gezogen haben, doch nun setzt er noch eins drauf: Im propagandistischen Gewinnen der ganzen Nation treffe sich die politische und die soldatische Elite: „Sehen Sie, meine Herren, das sind Soldaten, die Sie erziehen müssen ... Das sind Soldaten, die nicht Goethe und nicht Schiller und nicht Wagner und nicht Beethoven kennen, die deshalb auch nicht wissen, für welche großen Kulturwerte sie im Notfall zum entscheidenden Gang antreten müssen. ... In diesem Punkt, meine Herren, trifft sich dann Ihre Arbeit mit unserer Arbeit." Wer wird sich, so an der Ehre gepackt, noch an das rabulistische Kunststückchen des Vortragenden erinnern, dass die NSDAP in der Demokratie „selbstverständlich" demokratisch auftreten musste, im totalen Machtbesitz aber „selbstverständlich" totalitär herrsche?

Die zweite Episode, die aus den Erinnerungen Hans-Leo Martins hier herausgegriffen sei, klingt überaus skurril, zeigt aber wohl schlagartig, dass auch ein Goebbels um die Grenzen seiner Macht wusste. Martin berichtet, wie er Goebbels nach Beginn des Russlandfeldzuges die vertrackte Frage vorlegte, wie man wohl propagandistisch kontern solle, wenn die Russen massenhaft Flugblätter abwürfen, in denen sie den deutschen Soldaten mit einer Landkarte vor Augen führten, dass sie nur einen winzigen Streifen im Westen des Riesenreiches „leicht angekratzt" haben.

Daraufhin habe Goebbels Martin aufgefordert, sich doch einmal ein Fest auf einem besonders schönen Schloss vorzustellen, Kerzen, Musik, die Herren im Frack, die Damen in kostbaren Roben. „Plötzlich steht irgendwo ein Mann auf – geht in die Mitte des Saales – läßt plötzlich die Hosen herunter und setzt auf das herrliche Parkett einen riesigen Kaktus. – Glauben Sie, diese Sache ist mit Propaganda zu erledigen?"

Was soll man dem hinzufügen, außer Goebels' abgebrühter Empfehlung, in einem solchen Fall bleibe nur auf noch Furchtbareres zu hoffen: Vielleicht, dass das Schloss einstürze?

Heinz Starkulla jr.

Dr. Heinz Starkulla ist Privatdozent am Instituts für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung. der LMU München. Er hat sich mit einer Arbeit über Propaganda habilitiert..

Zur Biografie von Joseph Goebbels, dessen Geburtstag sich am 29. Oktober zum 125. Mal jährt, siehe z.B.: Peter Longerich: *Goebbels*. München: Siedler 2010.

Goebbels' Tagebücher wurden von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte 1993 bis 2008 herausgegeben (online: https://www.degruyter.com/database/tjgo/html).

Eine umfassende, wissenschaftlich-kritische Dokumentation und Edition von Rechtsquellen, Akten und Dokumenten zur öffentlichen Kommunikation in der NS-Zeit – und damit auch zum Wirken des Reichspropagandaministers Goebbels – bietet Bernd Sösemann (in Zusammenarbeit mit Marius Lange): *Propaganda*, 2 Bde., Stuttgart: Steiner Verlag 2010. Sösemann arbeitet derzeit an einem dritten Band. *mb*

Des Führers Sprachrohr

Otto Dietrich, am 31. August 1897 geboren, war Leiter und Lenker der Presse im NS-Staat.

„Hitlers Schaumschläger“, so titelte der Berliner *Tagesspiegel*, „Des Teufels Posaunist“, so die *FAZ*, als 2010 eine Biografie über Otto Dietrich erschienen war. Ich sag's kurz: Der Mann war ein A... Ein Ideologe, ein Verführer, ein Verbrecher. Nun ja, sucht man sehr nach Gerechtigkeit, könnte man wohl auch sagen: anfangs selbst ein Verführter, ein Irregeleiteter. So spricht sein Biograph, der Kommunikationswissenschaftler Stefan Krings, in seiner gut 500-seitigen Dissertation (*Hitlers Pressechef. Otto-Dietrich (1897-1955)*. Göttingen 2010) unter anderem von einer „grenzenlos devote[n] Ergebenheit dem ‚Führer‘ gegenüber“. Im April 1933 bekundet Dietrich in einer Rede: „[D]ie schönsten Jahre unserer Jugend opferten wir in den Schützengräben des Weltkrieges gern und voll Hingabe dem Vaterlande.“ In der „herrlichen Bewegung Adolf Hitlers“ hätten „wir“ nun das „Vermächtnis unserer gefallenen Kameraden zu erfüllen“.

Sein Platz, an dem er dies schändlichst unternahm, war ganz oben im NS-Mediensystem. Ein Multifunktionär war er, an dessen Ämtern die Personalunion von Staats- und Parteifunktionen in der NS-Diktatur deutlich wird: Pressechef der NSDAP, damit neben Joseph Goebbels verantwortlich für die Parteipropaganda, Vorsitzender des berufsständischen Reichsverbandes der Deutschen Presse, dann noch Vizepräsident der Reichspressekammer, mithin Lenker und Kontrolleur aller in der Presse Beschäftigten, Leiter der täglichen Reichspressekonferenzen, auf der an die 100.000 Presseanweisungen – sprich: Befehle, was und wie berichtet werden sollte – ausgegeben wurden, schließlich auch Staatssekretär im Reichspropagandaministerium unter Minister Goebbels, mit dem Dietrich in einer Dauerauseinandersetzung hinsichtlich der Kompetenzabgrenzung in den jeweiligen Multizuständigkeiten verstrickt war. Auch hier galt das (oft über schlichten Wirrwarr hinwegtäuschende) „Führerprinzip“: Wenn zwei sich streiten, hat ein anderer final das sagen, der Oberste, eben der Führer. Fast über das gesamte kurze „tausendjährige Reich“ hinweg war Dietrich Hitlers ständiger Begleiter auf allen Reisen, eben sein Sprachrohr, sein Vollzugsbeamter oder Vollstrecker in Presseangelegenheiten.

Nach dem Kriegsende, das er in Berchtesgaden erlebte, stellte er sich in der britischen Besatzungszone den Militärbehörden und wurde inhaftiert. Erst im sogenannten „Wilhelmstraßenprozess“, dem vorletzten der zwölf großen Nachfolgeverfahren des Nürnberger Prozesses gegen Hauptverantwortliche des NS-Regimes, stand er vor Gericht – und wurde im April 1949 zu sieben Jahren Haft verurteilt, schuldig in den Anklagepunkten „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ und „Mitgliedschaft in verbrecherischen Organisationen“. Bereits im August 1950 wurde er allerdings begnadigt und aus dem Kriegsverbrechergefängnis Landsberg entlassen. Zwei Jahre darauf ist er gestorben.

Verblendeter Verführer

Im Januar 1944, in einem der jüngsten Zeitungsausrisse, die über Dietrich im von der DFG angelegten „Viewer“ mit Digitalisaten aus deutschen Bibliotheken online einsehbar sind, wird im *Berliner Börsen-Courier* von einer Rede berichtet, die er vor französischen Journalisten gehalten hat. Er habe „ein Bild der neuen großen fortschrittlichen und sozialen Ideen“ gezeichnet, „die, aus europäischem Geiste geboren, der Menschheit den Weg in eine glückliche Zukunft eröffnen würden“ – den „Weg in ein glückliches Europa“ nach dem deutschen Endsieg im Krieg. Ein Beispiel für die NS-Demagogie: blumige, pseudo-idealistische Verheißungen vor dem Hintergrund schrecklichster – auch geistiger – Verwüstungen und unfassbarer Verbrechen. Nicht auszuschließen allerdings, dass er, der verblendete Verführer, selbst an seine Trugbilder geglaubt hat. *Markus Behmer*

Schwarzbraun „sozialistischer“ Frontmann

„Schillernde Person“ wirkt für Otto Strasser untertrieben.

Pro oder contra, links oder rechtsextrem, Wegbereiter der Nazis oder Mann des Widerstands, völkischer Spinner, ohnmächtiger Machtmensch oder gar idealistischer Utopist ... nicht *oder*. Bei Otto Strasser könnte überall *und* stehen. Ein Mann, der schwer zu fassen ist. Unfassbar oder doch kaum begreifbar, gegen was er alles kämpfte, und noch weniger, für was er sich einsetzte.

Noch keine 17 war er, als sich der am 10. September 1897 im fränkischen Windsheim Geborene zu Beginn des Ersten Weltkriegs freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Er wurde verwundet, ausgezeichnet, zum Oberleutnant befördert. Im Mai 1919 soll er als Freikorpsangehöriger am Sturz der Münchner Räterepublik beteiligt gewesen sein; wenig später trat er in die SPD ein, kämpfte gegen den Kapp-Putsch, schrieb für den *Vorwärts* – und verließ die Partei. 1921 wurde er in Würzburg mit einer Studie über Zuckerrübensamen in Staatskunde promoviert.

Schon 1920 soll er zusammen mit seinem fünf Jahre älteren Bruder Gregor Hitler persönlich kennengelernt haben. Im November 1925 trat er, seinem Bruder folgend, in die NSDAP ein. Gemeinsam betrieben sie von Berlin aus den Auf- uns Ausbau der Partei in Norddeutschland und vertraten einen, wie es im *Biographischen Lexikon zur Weimarer Republik* kurzcharakterisiert ist, „wenig durchdachten nationalistisch-revolutionären Sozialismus mit konservativen Zügen“. Mit dem „Kampf-Verlag“, von Gregor Strasser gegründet, von Otto geleitet, schufen sie sich ein kleines publizistisches Imperium mit mehreren Zeitschriften und Zeitungen – und traten in Konkurrenz zum einstigen Strasser-Gefolgsmann Goebbels, nun Berliner Gauleiter und Herausgeber des Parteiorgans *Der Angriff*. Als „Salonbolschewismus“ bezeichnete Goebbels sehr verzerrend die Strasser-Linie; im Bunde mit Hitler drängte er den „Linksabweichler“ Otto 1930 aus der Partei.

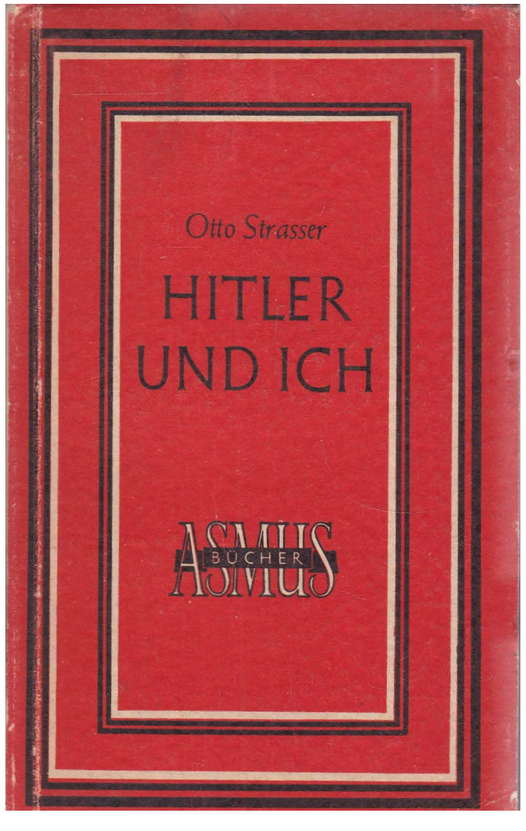
Strasser gründete erst eine „Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten“, dann die „Schwarze Front“ in der Hoffnung, ein Bündnis aller völkischen, sektiererisch rechtsextremen bis hin zu nationalkommunistischen Kreise jenseits der NSDAP schmieden zu können. Im Februar 1933 wurde sie verboten. Otto Strasser emigrierte, 1934 zwangsausgebürgert, nach Prag, suchte von da aus, wenige hundert noch in Deutschland verbliebene „Schwarze-Front“-Leute über einen Kurzwellensender mit Informationen zu versorgen und zu Widerstandsaktionen zu bewegen, schuf auch eine neue Exil-Kleinzeitung, die *Deutsche Revolution*.

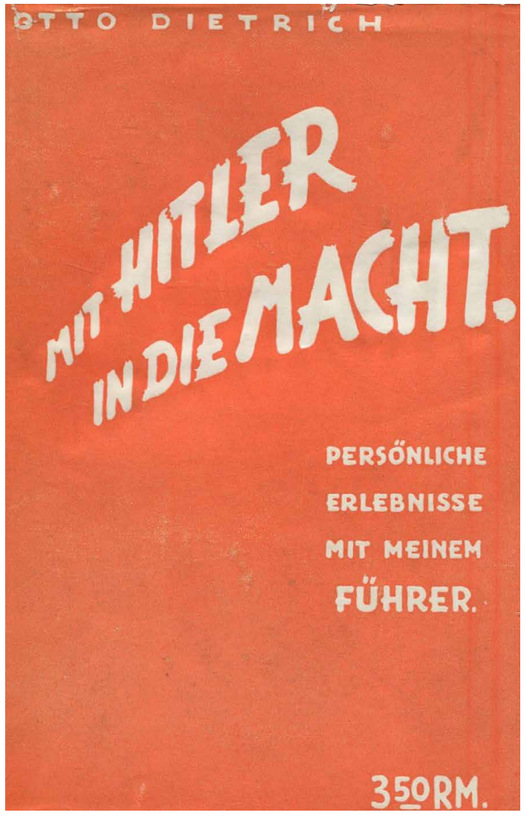
1938 floh er zunächst in die Schweiz, dann über viele Stationen nach Kanada. Ein „Free German Movement“ suchte er hier aufzubauen als Kampfbewegung gegen die Nazis – gleichwohl sehr weit rechts, antisemitisch, vage „sozialistisch“. 1955 kam er zurück nach Deutschland. In Bayern lebte er nun wieder meist – und wieder betätigte er sich politisch. So gründete er die wieder sehr weit rechtsstehende Kleinpartei Deutsch-Soziale Union, mit der er 1957 zur Bundestagswahl antrat, wieder erfolglos.

Nun schrieb er Bücher, hielt viele Vorträge, blieb wirkungslos. 1974 ist er in München gestorben.

Stets führte Otto Strasser ein unstetes Leben; vier Mal war er verheiratet, in vielen Staaten lebte er. Wirrköpfig erscheinen viele seiner Ideen – konstant blieb nur sein rechter, sein völkischer politischer Extremismus. Ein Leben in meist wirren Zeiten. Ein Außenseiter in allen Phasen. *Markus Behmer*

Zwei Begegnungen mit Hitler, zwei Autoren, zwei Perspektiven: Während Otto Strasser in seinem 1948 erschienenen Buch *Hitler und ich* versucht, sich als Widerstandskämpfer der ersten Stunde zu stilisieren, beschreibt Otto Dietrich in seinem bereits am 1. Januar 1934 im nationalsozialistischen Zentralverlag Franz Eher Nachf. erschienenen (Mach-)Werk „persönliche Erlebnisse mit meinem Führer“. Auch er stilisiert sich – als Wegbereiter des Aufstiegs „in die Macht“. Bilder: Privat.





Kommunikationsgenie, nur nicht als Kanzler

Ludwig Erhard ist bis heute wohl einer der ikonischsten Politiker der Bundesrepublik. Mit „Wohlstandszigarre“ und „Wohlstandsbauch“ hat er sich fest in unser kollektives Gedächtnis eingebrannt.

Über 17 Jahre gestaltete Erhard die Politik der Bundesrepublik maßgeblich mit – zunächst als erster Bundeswirtschaftsminister (1949-1963) und dann als zweiter Bundeskanzler (1963-1966). Während viele Ludwig Erhard heute vor allem als Wirtschaftspolitiker – als „Vater des Wirtschaftswunders“ – erinnern, so wird doch häufig übersehen, dass Erhard vor allem auch „Symbol-, Kommunikations- und Darstellungspolitiker“, so 2002 der Regensburger Historiker Bernhard Löffler, war und dies sogar für eine gewisse Zeit sehr erfolgreich – was ihn auch für die kommunikationswissenschaftliche Forschung interessant macht.

Schon früh erkannte Erhard, dass er für eine erfolgreiche Durchsetzung seiner wirtschaftspolitischen Vorstellungen – der Politik der Sozialen Marktwirtschaft – um Akzeptanz und Zustimmung innerhalb der westdeutschen Bevölkerung werben musste. Unterstützung erhielt Erhard von seinen persönlichen Imagemachern im Wirtschaftsministerium sowie aus Wirtschaft und Medien.

Im Herbst 1952 schlossen sich führende Unternehmer der Bundesrepublik unter dem Namen „die WAAGE e.V.“ zusammen, um eine „Aktion Soziale Marktwirtschaft“ zu begründen. In Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern Erhards initiierte der Verein in den folgenden Jahren eine breitangelegte Werbekampagne für die neue Wirtschaftsordnung und ihren „Erfinder“, die bis heute als einer der größten privaten Werbefeldzüge in der Bundesrepublik gilt.

Die WAAGE schaltete Anzeigen im In- und Ausland, in Zeitungen und Zeitschriften und selbst im Kino wurden Kurzfilme des Vereins gezeigt, in denen Fritz und Otto (die Protagonisten der Kampagne) für „Erhards Soziale Marktwirtschaft“ warben. Begleitet wurde diese „Erhard-Propaganda“ von Seiten der Medien – insbesondere von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der *Zeit* und der *Neue Zürcher Zeitung* – wobei auch in vielen weiteren Medien eine Bewunderung für den rundlichen Wirtschaftsminister unverkennbar war. Der *Spiegel* beispielsweise huldigte dem „Wirtschaftspropheten“ Erhard 1959 unter der Überschrift „We like Ludwig“, während die *Quick* 1962 titelte „Ein Mann, der Schnitzel wachsen ließ“. Einige führende Wirtschaftsjournalisten schlossen sich darüber hinaus im sogenannten „Neuhauser Kreis“ zusammen, um als bekennende „Erhardianer“ für die Politik und die Person Erhards zu werben.

Die breit angelegte Mobilisierung zeigte rasch Wirkung: Laut Meinungsumfragen galt Erhard bereits im Jahr 1958 als der beliebteste Politiker der Bundesrepublik, als Favorit für die Nachfolge Konrad Adenauers im Kanzleramt und laut einer Umfrage des Allensbacher Instituts sogar als einer der drei größten Deutschen. Es war dieser ungebrochenen Popularität Erhards geschuldet, dass er den „Kampf um das Kanzleramt“ (Daniel Koerfer, 1987) letztendlich für sich entschied und fünf Jahre später, im Jahr 1963, Konrad Adenauer im Amt des Bundeskanzlers ablöste. Die *Quick* bejubelte den Kanzlerwechsel mit den Worten „Erhard, Erhard über alles“.

Im Kanzleramt aber sanken die Beliebtheitswerte des einstigen Wundermannes schnell. Der Versuch Erhards, sich als über den Parteien schwebender „Volkskanzler“ zu inszenieren, scheiterte ebenso wie der Versuch, die Soziale Marktwirtschaft mit der Idee der „Formierten Gesellschaft“ weiterzuentwickeln. Erhard war eben kein „Medienkanzler“ (Birkner, 2016) und fremdelte mit der neuen, kritischen Medienlandschaft. Der einstige Publikumsliebling und Medienstar tat sich insbesondere mit dem Fernsehen schwer, was die Sozialdemokraten und vor allem Willy Brandt sehr erfreute. Nach nur drei Jahren im Amt und vor dem Hintergrund einer sich abzeichnenden Rezession war Ludwig Erhard laut *Quick* nicht mehr der „richtige Mann“. Die *Bild* forderte Erhard unverhohlen auf, „den Weg frei zu machen“. Am 30. November 1966 trat Ludwig Erhard zurück.

Doch die drei glücklosen Jahre im Kanzleramt konnten der Ikone Erhard nichts anhaben. Noch heute schmücken sich Politiker*innen wie Angela Merkel, Cem Özdemir oder Sahra Wagenknecht mit ihm, bzw. mit dem Bild, welches in den 1950er Jahren kreiert wurde und das die öffentliche Wahrnehmung von ihm, dessen Geburtstag sich am 4. Februar 2022 zum 125. Mal jährt, auch im 21. Jahrhundert noch dominiert.

Katharina Schmidt und Thomas Birkner

Dr. Thomas Birkner (Professor für Journalistik, Universität Salzburg) war Leiter, Katharina Schmidt (Universität München) Mitarbeiterin des von der DFG bis 2019 geförderten Projektes „Medienbiografien der bundesdeutschen Kanzler und der Kanzlerin“.

Bild: Bundesarchiv, B 145 Bild-F020160-0001/Wegmann, Ludwig/CC-BY-SA 3.0, CC BY-SA 3.0 DE, Wikimedia Commons

Intrigen, Spionage, Journalismus

Vor 125 Jahren, am 20. Februar 1897, kam Gerhart Eisler in Leipzig zur Welt. Als Funktionär, Politiker und Journalist war er einer der wichtigsten Propagandisten des deutschen Kommunismus.

Gerhart Eisler ist gestorben, als ich noch in den Windeln lag. Das ist der Lauf der Zeit, natürlich, aber manchmal denke ich trotzdem: Schade, dass ich ihn nicht mehr erleben durfte. Wer weiß. Vielleicht wäre mehr gegangen, wenn ein Mann wie er das Sagen gehabt hätte im DDR-Journalismus. Vielleicht lasse ich mich aber auch täuschen von einem Leben, das nach Netflix ruft.

Gerhart Eisler war bei den eigenen Leuten mal ganz oben und mal unten durch. Sein Biograf Ronald Friedmann zitiert ihn so: „Von 1953 bis 1955 war es mir verboten, eine Parteifunktion zu bekleiden, ohne Angabe von Gründen, und ich arbeitete während dieser Zeit als Journalist, Publizist und Agitator. 1955 wurden die Untersuchungen gegen mich eingestellt, weil sich die Anschuldigungen als völlig unbegründet erwiesen. Diese zwei Jahre gehören zweifellos zu den bittersten meines Lebens.“ Das will etwas heißen bei einem Mann, der schon vor Geburt der DDR alles gesehen hat, was die kommunistische Bewegung an Dramen aufzuführen hatte: Zwist, Intrigen und Verrat in der Familie wie in der Parteispitze, Arbeit für den sowjetischen Geheimdienst, die Komintern und die KPD in der halben Welt, Internierung in Frankreich und 1949 schließlich eine spektakuläre Flucht aus den USA, wo ihm eine Verurteilung wegen Spionage drohte.

In der DDR macht Gerhart Eisler zunächst das, was er am besten zu können schien: Er leitet das Amt für Information. Wer in seinem Lebenslauf nach einem Plan sucht, findet zwischen vielen Parteijobs immer wieder Journalismus: die *Rote Fahne* in den 1920ern, den Geheimsender 29,8 in Spanien in den 1930ern, *Communist, New Masses* und *The German American* in den 1940ern. Auch als Behördenchef schreibt er Artikel, im März 1952 zum Beispiel, als die SED wieder einmal gegen Westsender trommelt. Eisler im *Neuen Deutschland*: Wer den RIAS einschalte, sei entweder ein Narr oder ein amerikanischer Agent. Das hätte Karl-Eduard von Schnitzler nicht besser gekonnt.

„Sudel-Ede“ (Volksmund) wollten die Demonstranten von 1989 in den Tagebau jagen. Warum haben ihre Väter und Mütter Schlange gestanden, wenn Gerhart Eisler zu einem Jugendforum kam? Temperamentvoll und offen, ehrlich und nachdenklich soll er gewesen sein. Und, vielleicht noch wichtiger: bereit, sich auf alle Fragen einzulassen. Bis zu seinem Tod im März 1968 gab es jede Woche „Offene Worte“ in der *Jungen Welt*. Jede Woche, obwohl er nun das Staatliche Komitee für Rundfunk leitet. Im Februar 1965 fragt eine Kandidatin der SED, ob sie sich schon Kommunistin nennen dürfe, obwohl sie nicht gegen den Faschismus gekämpft habe, und im Dezember 1957 klagt Hilde, eine Bäuerin, dass „bei uns“ in jedem Buch die Politik erwähnt werde. Sie lese lieber Liebesromane, „aber solche Bücher gibt es ja nur im Westen. Diese Bücher schildern richtig, wie ich mir die Liebe vorstelle.“ Breiter geht es nicht.

Auch heute kann man sich leicht ausmalen, dass das die Leute interessiert hat. Und: Eisler nimmt die Sorgen ernst. Ja, Hilde, Du hast Recht: Es müsste mehr Bücher geben, „in denen in spannender Weise das Problem der Liebe auch in der heutigen Zeit und bei uns behandelt wird“. Er, Eisler, wisse zwar nicht, „welche Bücher Du aus dem Westen liest“, liebe Hilde, er kenne aber einige von den „Schundheften“, die da in ganzen Serien „in unsere Republik eingeschleust werden.“ Es folgen eine kurze Beschreibung (armes, hübsches Mädchen bekommt nach vielen Komplikationen den wohlhabenden Geliebten) und ein Schuss Aufklärung: „Solche Bücher, in Mengen genossen, können wie Gift wirken. Du sagst, darin werde niemals ‚Politik‘ erwähnt. Aber in diesen Westbüchern wird immer von Politik gesprochen, auch wenn du es nicht merkst“ – schließlich werde der Kapitalismus genau wie Westdeutschland als „herrlichste aller Welten“ dargestellt. Eislers Westen sieht nicht viel anders aus als der von Schnitzler: harte Arbeit, der alte Krieger Adenauer und eine unsichere Zukunft, zumal überall der „äußerst unliebbare Atomtod“ lauert. „Denk einmal nach“, liebe Hilde.

Michael Meyen

Lehrerin, Redakteurin, Feministin …

Else Reventlow lebte mehrere Leben in einem.

Charlotte Pauline Else Reimann wurde am 3. Februar 1897 in der kleinen masurischen Hansestadt Elbing geboren. Sie absolvierte eine Ausbildung zur Lehrerin, dann ein Volontariat bei der *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg. Gleich nach dem Ersten Weltkrieg war sie in die SPD eingetreten. 1921 heiratete sie Rolf Reventlow, Journalist wie sie, dann Gewerkschaftssekretär und Sohn der Dichtern Fanny Gräfin zu Reventlow, deren Werke Else postum herausgab. Früh arbeitete sie auch für den Rundfunk. Dann kamen die Nazis, die Reventlows emigrierten. Er zunächst in die Tschechoslowakei, sie mit ihrer 1926 geborenen Tochter in die Schweiz. Dort unterrichtete sie Emigrantenkinder und studierte, legte in Genf das französische Staatsexamen ab, ließ sich scheiden … und ging 1940 zurück ins heimische Elbing. Gleich wurde sie verhört und kurzzeitig verhaftet, stand dann unter Aufsicht der Gestapo, bekam die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Als die Rote Armee näher rückte, floh sie nach Westen, kam mit ihrer Tochter nach München. Bei dem US-Zonenblatt *Neue Zeitung* arbeitete sie hier zunächst, dann bald für den neu gegründeten Bayerischen Rundfunk. 1950 wurde sie stellvertretende Leiterin der Nachrichtenabteilung des öffentlich-rechtlichen Senders und blieb dies, bis sie 1962 in Rente ging. Zwei Jahrzehnte gehörte sie dem Vorstand des Bayerischen Journalistenverbandes an, engagierte sich in der Gewerkschaft, der SPD und in nationalen wie internationalen Frauenverbänden. Am 11. September 1984 starb sie. Ein langes, ein bewegtes Leben in dürren Daten. Keine große Ehrung hat sie erhalten. Keine Straße ist nach ihr benannt. Welch ein Versäumnis. *Markus Behmer*

Kindheits-Abenteuer

Rund 700 Werke übersetzt in über 40 Sprachen und mehr als 600 Millionen Mal verkauft: Enid Blyton ist eine der international erfolgreichsten Jugendbuchautorinnen. Generationen von Kindern sind mit ihren Geschichten groß geworden. Aber es gibt auch Kritik.

Der rote Einband eingerissen und fleckig, die Seiten angegilbt – es ist ein nostalgischer Moment, die 765 Din-A4-Seiten umfassende Jubiläumsausgabe aus dem Jahr 1985 mit „allen“ Abenteuern von *Hanni und Nanni* vom Dachboden zu holen, wie der Titel verspricht. Stopp. Wirklich „alle“ Abenteuer? Der Band umfasst laut Inhaltsverzeichnis 17 Einzelbücher, von *Hanni und Nanni sind immer dagegen* bis *sind große Klasse*. Wie kann es aber sein, dass meine Tochter Hörspiele der Sullivan-Zwillinge auf CD besitzt, die mit Nummer 46 und 56 beschriftet sind? Enid Blyton ist eine Marke, deren Name Veröffentlichungen ziert, die Ghostwriter massenhaft verfasst haben. Beispielsweise bestand die Internatsserie mit dem Originaltitel *St. Clare's* aus sechs Bänden (1941 bis 1945). Bei den restlichen Bänden, die ab 1965 im Franz Schneider Verlag für den deutschen Markt veröffentlicht wurden, handelt es sich um deutschsprachige Auftragsarbeiten, die nach ihrem Tod am 28. November 1968 weiterhin mit Namensnennung der bekannten englischen Autorin publiziert wurden. Dabei wurden aber nicht nur Personen- und Ortsnamen eingedeutscht, sondern auch die Atmosphäre eines hiesigen Internats der 1960er Jahre geschaffen und später modernisiert.

Nichts desto trotz hat Enid Blyton, geboren am 11. August 1897 in London, unglaublich viel selbst geschrieben und veröffentlicht. Sie habe immer schon Geschichten für Kinder erzählen wollen, ist sie im Originalton in der WDR-Sendung *Zeitzeichen* zu hören. Schon als Mädchen habe sie es genossen, ihren beiden jüngeren Brüdern Geschichten zu erzählen. Gespeist wurde ihr Drang, Fantasiewelten zu erschaffen, anscheinend aber auch von dem Schock, als ihr geliebter Vater die Familie für eine andere Frau verließ. So flüchtete sie vor der Realität. In ihrer Autobiografie *Die Geschichte meines Lebens* erläuterte sie: „Ich sitze auf meinem Stuhl, schließe die Augen und nach ein oder zwei Minuten zeigen sich meinem ‚geistigen Auge' die ersten Bilder – die Handlung beginnt. […] Dann öffne ich meine Augen, und meine Hände beginnen über die Schreibmaschine zu fliegen.“

Von der Lehrerin zur Schriftstellerin

Enid Blyton war zunächst Lehrerin und schrieb Kurzgeschichten, Romane, Artikel anfangs ohne Erfolg. Nur der leitende Verlagsangestellte Hugh Alexander Pollock glaubte an sie. Ihr erstes Buch erschien nach Angaben der Enid Blyton Society 1922: eine Sammlung von Kindergedichten. 1924 heiratete sie Pollock, gab ihren Lehrerberuf auf, schrieb als Mutter zweier Töchter weiter, hatte aber für die Familie wenig Zeit, so dass die Ehe zerbrach und sie erneut heiratete. Mit ihrem zweiten Ehemann gründete sie später die Firma „Darrell Waters Limited“ für eine optimale Vermarktung ihrer Werke. 1938 begann sie ihre erste Buch-Reihe mit *The Secret Island*. Im gleichen Jahr

„Fünf Freunde“, „Hanni und Nanni“ und „Tina und Tini“ – Dies sind nur einige von Enid Blytons Geschichten, die in Deutschland veröffentlicht und später von Ghostwritern weitergeführt wurden. Insgesamt hat sie über 700 Werke publiziert, die in 40 Sprachen übersetzt wurden. Bild: Kristina Wied

erschien der erste Band von *Mr Gallianos Circus*. Die Abenteuer der *Fünf Freunde* begannen.

Heute wird Enid Blytons idyllisches, romantisches Weltbild jedoch mit Adjektiven wie konservativ oder veraltet beschrieben und sogar als rassistisch, fremdenfeindlich und sexistisch kritisiert, wie auf der Website von English Heritage steht. Mit dieser ergänzenden biographischen Notiz zur blauen Gedenkplakette, die an Blytons ehemaligen Wohnhaus angebracht ist, möchte die Denkmalschutz-Organisation ein umfassendes Bild der berühmten britischen Autorin zeichnen, das auch Aspekte enthält, die als problematisch eingestuft werden. Die Enid Blyton Society kontert: Man müsse ihre Geschichten im Kontext lesen.

Die Kritik ist allerdings nicht neu. In den 1950er Jahren wurden ihre Bücher wegen der allzu einfachen und klischeehaften Gestaltung aus englischen Bibliotheken genommen, auch der ideologische Gehalt ihrer Geschichten wurde bemängelt. Die Zeitung *Guardian* warf Blyton in den 1960er Jahren Rassismus vor. Im Mittelpunkt der Kritik stand die Geschichte *Little Black Doll*, also „Kleine schwarze Puppe“, in der das Gesicht der Puppe vom Regen „rein“ gewaschen wird.

Welche Hinweise auf diese Vorwürfe, von denen ich bislang nichts ahnte, finden sich in *Hanni und Nanni*, deren Erlebnisse ich Mitte der 1980er Jahre Nachmittage lang gelesen habe? Eingetaucht in das Internatsleben, über Streiche gelacht, die Mitternachtspartys mitgefeiert, mitgefiebert, dass die Mädchen nicht erwischt wurden. Rollenklischees sind allein anhand von Namen sofort sichtbar: Fräulein Theobald, Mamsell Fürchterlich und die Hausmutter. In den Geschichten tauchen auch immer wieder Mädchen als Außenseiterinnen auf, zum Beispiel Cousine Elli, die sich für Mode interessiert, als weichlich und weinerlich beschrieben wird und noch nicht einmal einen Ofen anzünden kann und dafür ausgelacht wird (Band 2: *Hanni und Nanni schmieden neue Pläne*).

Und dann ist da noch Carlotta, die „mit ihrem tiefschwarzen Haar, den dunklen Augen und der bräunlichen Haut wirkte wie eine wilde kleine Zigeunerin“, die sich unangepasst und sportlich gibt und deren Geheimnis am Ende doch rauskommt: Sie ist im Zirkus aufgewachsen (Band 3: *Hanni und Nanni in neuen Abenteuern*).

Späte „Umerziehung“ der Akteur*innen

Um Blytons Werke zeitgemäß und politisch korrekter zu machen, wurden sie inzwischen überarbeitet, die Akteure umerzogen: So teilen sich etwa Julian, Ann, George, und Dick, der mittlerweile in einigen Veröffentlichungen Rick heißt, anfallende Hausarbeiten. Und die Geschichte *Fünf Freunde und ein Zigeunermädchen* wurde zum Beispiel umbenannt in *Fünf Freunde und die wilde Jo*.

Auch in anderen Kinderbüchern gab es solche Änderungen; beispielsweise wurde der Vater von Pippi Langstrumpf, der bei Astrid Lindgren noch ein „Negerkönig“ war, zum „Südseekönig“ umgeschrieben. Was als angemessen empfunden wird, ändert sich. Und wenn meine Kinder heute Enid Blytons Geschichten lesen, hören oder sehen, sprechen wir anschließend über Diversity, Gleichberechtigung und Fairness. Themen, die sie eh im Schulunterricht behandeln und erleben.

Kristina Wied

Der Basar der Nächstenliebe

Vor 125 Jahren endete eine Wohltätigkeitsveranstaltung der Pariser Reichen und Schönen in einer Katastrophe und wurde zum Ausgangspunkt moderner Brandschutzmaßnahmen. Netflix widmet dem Unglück die Serie *Der Basar des Schicksals* (2019).

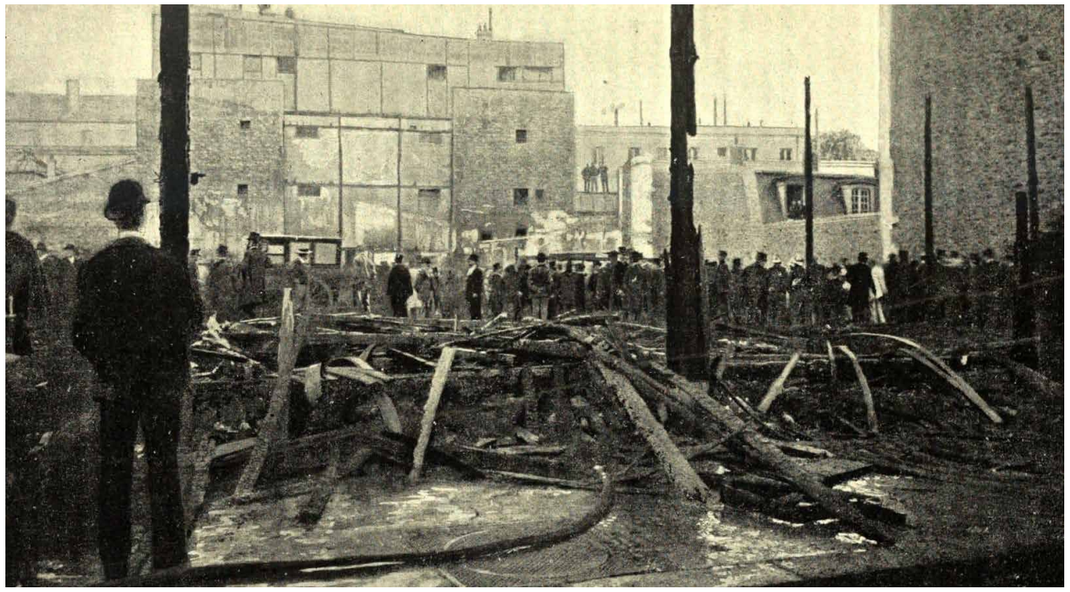
Wer nach Paris reist, lässt sich einen Spaziergang auf der Pariser Prachtstraße Champs Elysées nicht entgehen. Man besucht vielleicht auch den Grand Palais, das barocke Gebäude der Weltausstellung von 1900, und taucht in den Glanz der Belle Époque ein. Unwahrscheinlicher ist, dass man sich vor dem Palast umdreht, in die Rue Jean Goujon einbiegt und eine zwischen Wohn- und Bürogebäuden eingebaute neobarocke Kirche findet. Zwei Freitreppen führen zum Portal, auf der blauen Kuppel thront eine goldene Madonnenfigur: Notre-Dame-de-Consolation. Innen ziert weißer und schwarzer Marmor die Wände, ein Kreuzweg führt durch eine Galerie goldumrahmter Marmorporträts und Kenotaphe – alle tragen das Datum „4. Mai 1897“. An dem Tag brannte dort, wo heute die Kirche steht, ein Gebäude aus Holz, Segeltuch und Pappe vollständig nieder und wurde für mindestens 126 Menschen zur Todesfalle.

Die als „Baracke“ bezeichnete Halle war notbehelfsmäßig für den „Bazar de la Charité“ erbaut worden. Seit 1885 veranstalteten katholische Wohltätigkeitsorganisationen und die philanthropische High Society den erfolgreichen Basar. Hinter den Tresen standen Nonnen und Vertreterinnen des französischen Adels und verkauften Schmuck, Bücher, Kleidungsstücke und Gemälde, um den Erlös den Armen, Blinden und Waisenkindern zugutekommen zu lassen. Die berühm-teste Patronin des Basars war Prinzessin Sophie Charlotte von Bayern, verheiratete Herzogin von Alençon. Die jüngere Schwester Kaiserin Elisabeths („Sissi“) und ehemalige Verlobte König Ludwigs II. hatte sich nach einem unfreiwilligen Aufenthalt in einer Nervenklinik der Wohlfahrt zugewandt.

Bisher hatte der Basar im monumentalen Industriepalast stattgefunden, der für die kommende Weltausstellung dem noch monumentaleren Grand Palais weichen musste. Auch der improvisierte Holzbau sollte das bisherige Flair des Wohltätigkeitsbasares vermitteln: Dekorationen aus alten Theaterkulissen imitierten eine Pariser Einkaufsstraße des 15. Jahrhunderts. Efeuberankte Schilder und Fahnen wiesen mit klingenden Namen wie „Zum gestiefelten Kater“ auf Verkaufsstände hin. Die Herzogin von Alençon, Sophie von Bayern, leitete den Verkaufsstand Nummer 4. Viele Kinder waren anwesend: Einerseits Adelssprösslinge, andererseits Waisen wie Alfred David, die Pflegefamilien suchten. Das attraktive Rahmenprogramm, das die Besucher in Kauflaune bringen sollten, glich einer kleinen Weltausstellung: Unter der Segeltuchdecke schwebte den Besuchern eine wasserstoffgefüllte Montgolfière entgegen. Am Ende der Einkaufsstraße war als aufsehenerregende Neuheit zu sehen: ein Kinematograph der Brüder Lumière, der mittels einer etherbetriebenen Lampe bewegte Bilder auf eine Leinwand projizierte. Die Kurzfilmschau war zugleich Höhepunkt und Untergang des Basars.

„Der Ruf ‚Feuer!‘ verursachte eine furchtbare Panik“

Am Nachmittag des Unglücks befanden sich bis zu 1.500 Personen in dem nur 80 Meter langen Holzgebäude. Viele drängten sich im engen Kinosaal. Unklar, ob der Filmtechniker, der hinter einem Vorhang mit Ether- und Sauerstoffflaschen hantierte, ein Streichholz anzündete oder Ether auf der heißen Projektionslampe verschüttete – sicher ist, dass um 16.15 Uhr eine Stichflamme in die tuchbespannte Decke schoss und in kürzester Zeit Vorhänge, bemalte Leinwand, Holzbuden und die Kleider der Verkaufsdamen in Brand setzte. Wer nahe der Ausgänge stand, konnte fliehen; wer im Inferno gefangen war, suchte über die Fenster eines angrenzenden Hotels und einer Zeitungsdruckerei zu entkommen. Zeitungsillustrationen zeigen Menschen, die mit Stangen



Bilder des Schreckens. Links: Der Brand, dargestellt in einer zeitgenössischen Zeitschrift. Rechts: Der Tag nach dem Feuer. Bilder: Wikimedia, CC0 1.0 (links), Wikimedia, CCO 1.0 (rechts)

die Holzwände einreißen, um Fluchtwege zu schaffen. Die Ausgangstüren öffneten nur nach innen und waren im Rauch nicht von Theaterkulissen zu unterscheiden. Es existieren Filmaufnahmen von Feuerwehrkutschen, die sich einen Weg durch die Menschenmenge bahnen, aber zu spät kommen: Nach zehn Minuten stand das gesamte Gebäude in Flammen, nach zwanzig Minuten brach das Dach ein.

126 bis 140 Menschen starben, 250 erlitten Verletzungen. Die Zahlen schwanken, weil manche Vermissten nie gefunden wurden – wie Claire Dalloyau, die mit Prinzessin Sophie gearbeitet hatte und per Gerichtsurteil für tot erklärt werden musste. Einige Frauen wurden anhand ihres Schmucks von Bediensteten identifiziert. Die *Wiener Zeitung* schrieb, dass selbst Sophies Kammerdienerin angesichts ihres Körpers keine sichere Aussage treffen konnte. Ihr Arzt erkannte sie nur anhand ihrer goldenen Zahnfüllungen. Augenzeugen berichteten, dass sich die Prinzessin trotz einer Fußverletzung um die Evakuierung ihrer Mitarbeiterinnen gekümmert und „den Mut eines Schiffskapitäns bewiesen“ habe, als sie darauf bestand, als Letzte zu gehen.

Schwere Vorwürfe wegen fehlender Fluchtwege

Die französische und internationale Presse erhob schwere Vorwürfe gegen die Veranstalter und die Polizei wegen des fehlenden Sicherheitskonzepts. Zeitschriften wie *Le Petit Journal* oder *Le Petit Parisien* illustrierten mit drastischen Zeichnungen die dramatischen Minuten im Feuer. Täglich aktualisierte Namenslisten der identifizierten Opfer offenbarten: Überwiegend Frauen starben im Feuer. Die entsetzte Öffentlichkeit diskutierte die Frage, die die Journalistin Séverine (Caroline Rémy) im *L'Echo de Paris* am 14. Mai 1897 stellte: „Qu'ont fait les hommes?“ Was taten die Männer? Hatten sie den Frauen nicht geholfen, sie sogar niedergetrampelt und mit Stöcken geschlagen, wie manche Illustrationen nahelegen? Die *New York Times* griff den Vorwurf auf und titelte zwei Tage später: „Die Feigheit der Männer in brutaler Form beim Brand von Wohltätigkeitsbasar offengelegt“. Tatsächlich waren an diesem Dienstag nur 50 bis 100 Männer unter den Besuchern, da Wohltätigkeit ein Geschäft adliger Frauen war. Sechs Männer starben, darunter der Waisenjunge Alfred David. Das Unglück rief internationale Bestürzung und Spendenbereitschaft hervor. Den Begräbnissen der Adligen wohnten teilweise tausende Menschen bei. Brandschutzvorkehrungen wurden infolge der Katastrophe konkretisiert. Ein Jahr später erschien das erste Buch für forensische Zahnmedizin des kubanischen Arztes Oskar Amoëdo, der die an der Identifizierung der Brandopfer beteiligten Ärzte befragt hatte.

Am 7. Mai 1898 schrieb das *Neuigkeits-Welt-Blatt*, dass der Grundstein für die spendenfinanzierte „Gedächtnis-Kapelle“ gelegt wurde. Die Kirche wurde am 4. Mai 1900 eingeweiht und von den „Schwestern zur Hilfeleistung der armen Seelen im Fegefeuer“ geleitet. Heute verwalten direkte Nachfahren der Opfer die Kirche. Ihr Verein „Mémorial du Bazar de la Charité“ stellt aus dem Feuer geborgene persönliche Gegenstände wie Scheren, Uhren und Puppen aus, um das Andenken zu bewahren.

Annika Geuß

Dadaismus, Surrealismus, Kommunismus etc.

Das Leben Louis Aragons, geboren am 3. Oktober 1897, spielt sich zwischen den französischen Avantgardebewegungen des frühen 20. Jahrhunderts, kommunistischer Linientreue, Einsätzen im Ersten und Zweiten Weltkrieg und der großen Liebe ab.

Neben André Breton und Paul Éluard gilt Louis Aragon als einer der wichtigsten Vertreter des poetischen Surrealismus bzw., wie Hans-Joachim Lope zurecht anmerkt, der „Surrealismen" im Plural. Zur Kerngruppe lassen sich auf dichterischer Seite außerdem unter anderem Crevel, Desnos, Péret, Soupault oder auch Vitrac zählen. Bis etwa 1930 beteiligt sich Aragon aktiv an der surrealistischen Bewegung, die sich jedoch eher durch Zerwürfnisse als durch Kooperation und ein gemeinsames ästhetisches Programm auszeichnet.

Gemäß den persönlichen, politischen und ästhetischen Entwicklungen und Umbrüchen untergliedert Thomas Stauder in seiner Untersuchung *Wege zum sozialen Engagement in der romanischen Lyrik des 20. Jahrhunderts* den Kern von Aragons Wirken im Wesentlichen in drei Etappen: Zunächst spricht er von Aragons avantgardistischer Phase (1917-1929/1930), in die sein dadaistisches und surrealistisches Schaffen fallen, sodann von einer kommunistischen Kernphase und einer Hinwendung zum sozialistischen Realismus (1930-1939), bevor Aragon dann während des Zweiten Weltkriegs seine Dichtung in den Dienst der Résistance stellt und sich zudem wieder der literarischen Tradition zuwendet.

Der als Louis-Marie Andrieux am 3. Oktober 1897 geborene uneheliche Sohn des Politikers Louis Andrieux und Marguerite de Toucas-Massillons verbringt seine ersten Lebensmonate bei einer Amme, bevor die Familie der Mutter ihn bei sich aufnimmt, wobei die Großeltern ihn als ihren Sohn ausgeben, um einen Skandal zu vermeiden. Bereits zu Schulzeiten lernt er andere spätere Größen der französischen Literatur und des Films kennen: den zwei Jahre älteren Henry de Montherlant und auch die Brüder Jacques und Pierre Prévert. Während des Medizinstudiums, das er im Anschluss beginnt, wird er 1917 schließlich eingezogen – die Kriegserfahrung wird ihn entscheidend prägen und desillusionieren:

Für viele der jungen Dadaisten und Surrealisten kommt der Krieg einer sozialen Bankrotterklärung gleich und beweist damit die Verderbtheit der europäischen Gesellschaft(en). Während dieser Zeit macht er außerdem die zentrale Bekanntschaft André Bretons, dem späteren Anführer der surrealistischen Bestrebungen, sowie (etwas später) Philippe Soupaults. Bis zum Sommer 1919 ist er im besetzten Rheinland stationiert – was ihn wohl zu einem seiner berühmtesten Gedichte, dem 1956 erschienen „Bierstube Magie allemande" inspiriert haben mag, aus dessen letzten Strophen der lyrikaffine Komponist und Chansonnier Léo Ferré 1961 das Lied „Est-ce ainsi que les hommes vivent?" machen sollte. Gar widmet er Aragon das gesamte Album *Les chansons d'Aragon* (die Vertonung einiger Gedichte Aragons durch unterschiedliche Komponisten und Musiker sollte im weiteren Verlauf des Jahrhunderts folgen). Ebenfalls 1919 erscheint die erste Ausgabe der von Aragon, Breton und Soupault herausgegebenen Zeitschrift *Littérature*, dem später zentralen Sprachrohr des französischen Dadaismus unter dem Einfluss von Tristan Tzara, der ein „grand travail destructif" als Schaffensmodus fordert. Wenngleich sich darin bereits erste Anklänge an den Surrealismus und seine *écriture automatique* finden, können die meisten von Aragons Gedichten aus dieser Zeit der dadaistischen (Anti-)Strömung zugeordnet werden – als prägnantes Beispiel dafür gilt das Gedicht „Suicide" aus dem Zyklus *Le mouvement perpétuel*:

A b c d e f
g h i j k l
m n o p q r
s t u v w
x y z

1924 wird der Surrealismus durch Bretons berühmtes Manifest schließlich als literarisches Konzept wirkmächtig in Worte gefasst; kurz zuvor hatte Aragon bereits sein eigenes Traktat *Une vague de rêves* veröffentlicht, das Bretons Schrift einige Punkte vorwegnimmt, den surrealistischen Zugang zur Welt jedoch im Gegensatz zu diesem nicht nur kleinen elitären Kreisen vorbehalten sieht. Der Mensch soll, indem er sich von der Reflexion und anderen Zwängen befreit, indem er wiederum ganz intuitiv seiner Fantasie freien Lauf lässt, den Weg finden zu einer höheren Realität, der sogenannten Surrealität – diese ist in der Wirklichkeit bereits enthalten; es geht eigentlich nur darum, sie zu entdecken, beide miteinander zu verbinden, nicht also, sich der Wirklichkeit zu entziehen oder einen Gegenentwurf zu ihr zu konstruieren. Die surrealistische *Image*, für Aragon ein Herzstück seines Surrealismus, soll dabei sehr weit von einer mimetischen Abbildung der konventionellen Realität entfernt sein, der Rückbezug zu dieser jedoch nicht vollständig versperrt, sondern nur schwierig zugänglich sein – so werden in ihr häufig disparate Wirklichkeitsbereiche zu neuen Kompositionen und Kontexten vereint; die *Image* operiert also auf der Grundlage der Kategorien der konventionellen Wirklichkeitsordnung.

Ab Mitte der 1920er Jahre politisieren sich die Mitglieder der surrealistischen Bewegung immer mehr; auch Aragon wird nach mehreren Anläufen 1927 Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs, wenngleich seine Hinwendung zum Kommunismus schon deutlich früher eingesetzt hatte. Bereits zuvor vorhandene ideologische und auch persönliche Gräben innerhalb der Gruppe werden immer deutlicher sichtbar, auch der schwelende Konflikt zwischen russisch-kommunistischen Autoren auf der einen und der französischen Avantgarde auf der anderen Seite kommt mehr und mehr zum Tragen – entzündet am Politikum der Ausweisung Trotzkis aus der UdSSR kommt es zum Eklat: Aragon kritisiert Breton unter anderem für sein diktatorisches Anführen der Gruppe sowie ästhetische Gesichtspunkte – etwa seinen allzu starren Fokus auf das Unbewusste.

1928 lernt Aragon seine spätere Ehefrau, die russisch-französische Schriftstellerin Elsa Triolet kennen – die erste Frau, die den Prix Goncourt (1945), die bis heute höchste literarische Auszeichnung Frankreichs, erhält. Triolet sollte Aragons Kunstauffassung und deren Wandel nachhaltig prägen bzw. auch sein Engagement für den Kommunismus deutlich verstärken und festigen – bis zu seinem Tod bleibt er (mit Aufs und Abs) linientreu und ist Funktionär der Partei. Seine Reise zum Sowjetischen Schriftstellerkongress 1930 nach Charkow untermauert diese Tendenz und markiert, so Stauder, „den Beginn einer neuen Schaffensphase." Mit dem Gedicht *Front rouge* als Ode auf die UdSSR und den Marxismus-Leninismus und gleichzeitigen gezielten Angriff (nicht nur, aber auch) auf die Surrealisten bricht Aragon 1932 endgültig mit ihnen – das Gedicht handelt ihm außerdem mit Versen wie „Descendez les flics" einen Gerichtsprozess wegen Aufrufes zur Gewalt ein. 1934 beginnt er sodann seinen sozialistisch-realistischen Romanzyklus *Le monde réel*, mit den späteren sechs Bänden von *Les communistes* (1949/51) knüpft er daran an bzw. lässt diese zum letzten Teil werden.

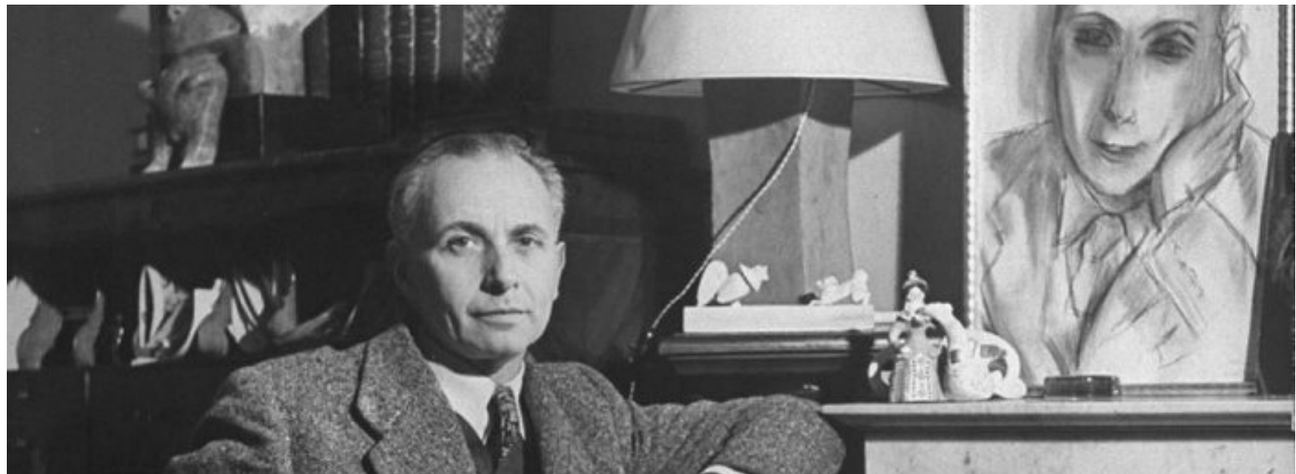
In den Zweiten Weltkrieg wird Aragon am 2. September 1939 als Mediziner eingezogen. In seiner Lyrik blendet er die Kriegsthematik diesmal nicht, wie er es während des Ersten Weltkriegs weitgehend getan hatte, aus, sondern thematisiert ihn klar – vor allem, um möglichst viele Menschen in pazifistischer Manier zum Protest gegen den Krieg zu bewegen. Sein poetischer Stil ändert sich dabei eklatant – der frühere Dadaist und Surrealist kehrt zur französischen Tradition und Hochkultur zurück, nutzt beispielweise den Alexandriner oder das Vorbild Victor Hugos; sein Plan ist, auch durch das Vermeiden klassenbezogener Umgangssprache, nun das gesamte französische Volk anzusprechen und gegen den Krieg zu mobilisieren. Als wohl prominentestes Gegenbild bzw. -modell zum Krieg nutzt Aragon dabei die Liebe – er verbindet so auch sein persönliches Schaffen und seine Liebe zu Elsa Triolet mit einer engagierten Poesie und dem kollektiven Anliegen des Friedens. Während seine Résistancelyrik mit dem Band *Les yeux d'Elsa* (1942) ihren Höhepunkt findet, erlangt doch ein surrealistisch geprägtes Gedicht, das 1940 im Zyklus *Le crève-cœur* erscheint, die größte Berühmtheit: „Les lilas et les roses", das über die Blumenmetaphorik die Zusammenarbeit der Kommunisten in der *Résistance* und der Gaullisten feiert. De Gaulle soll es beim Einzug der Befreier in Paris 1944 selbst rezitiert haben.

Auch nach dem Krieg bleibt Aragon zeitlebens politisch aktiv – er schreibt an *Les communistes*, engagiert sich für die Weltfriedensbewegung, wird 1950 in das Zentralkomitee der KPF gewählt, verteidigt im öffentlichen Diskurs das stalinistische System. Spätestens ab Mitte der 1950er lassen sich aber auch vereinzelt kritische Töne gegen die Sowjetunion und ihre Bündnispartner vernehmen – so verurteilt Aragon nicht zuletzt 1966 die Niederschlagung des Prager Frühlings durch den Warschauer Pakt entschieden.

Literarisch gestaltet sich sein Werk weiterhin mannigfaltig – doch auch hier lässt sich das spätestens mit *Les yeux d'Elsa* etablierte Thema der Liebe wiederfinden: Triolets Name ziert auch die Bände *Elsa* von 1959, *Le fou d'Elsa* von 1963 oder auch *Il ne m'est Paris d'Elsa* aus dem Jahr 1964. Nicht umsonst setzt Unda Hörner dem Paar mit ihrem 1998 erschienen Werk ein Denkmal und nennt sie in dessen Titel *Die Liebenden des Jahrhunderts*. Am 24. Dezember 1982 stirbt Aragon; begraben ist er, wie auch seine Frau Elsa, auf dem Anwesen der Mühle in Saint-Arnoult-en-Yvelines, die sie bewohnt hatten. Er hinterlässt ein facettenreiches und ästhetisch so vielperspektivisches Werk wie kaum ein anderer Autor – Dadaismus, Surrealismus, Kommunismus, Sozialismus und Pazifismus, allesamt sind sie auf ihre Weise nachhaltig und untrennbar mit Aragons Leben und Wirken verbunden – und haben ihn so für die Nachwelt unsterblich gemacht.

Florian Lützelberger

Bild: Antonio Marín Segovia, Flickr, CC BY-NC-ND 2.0



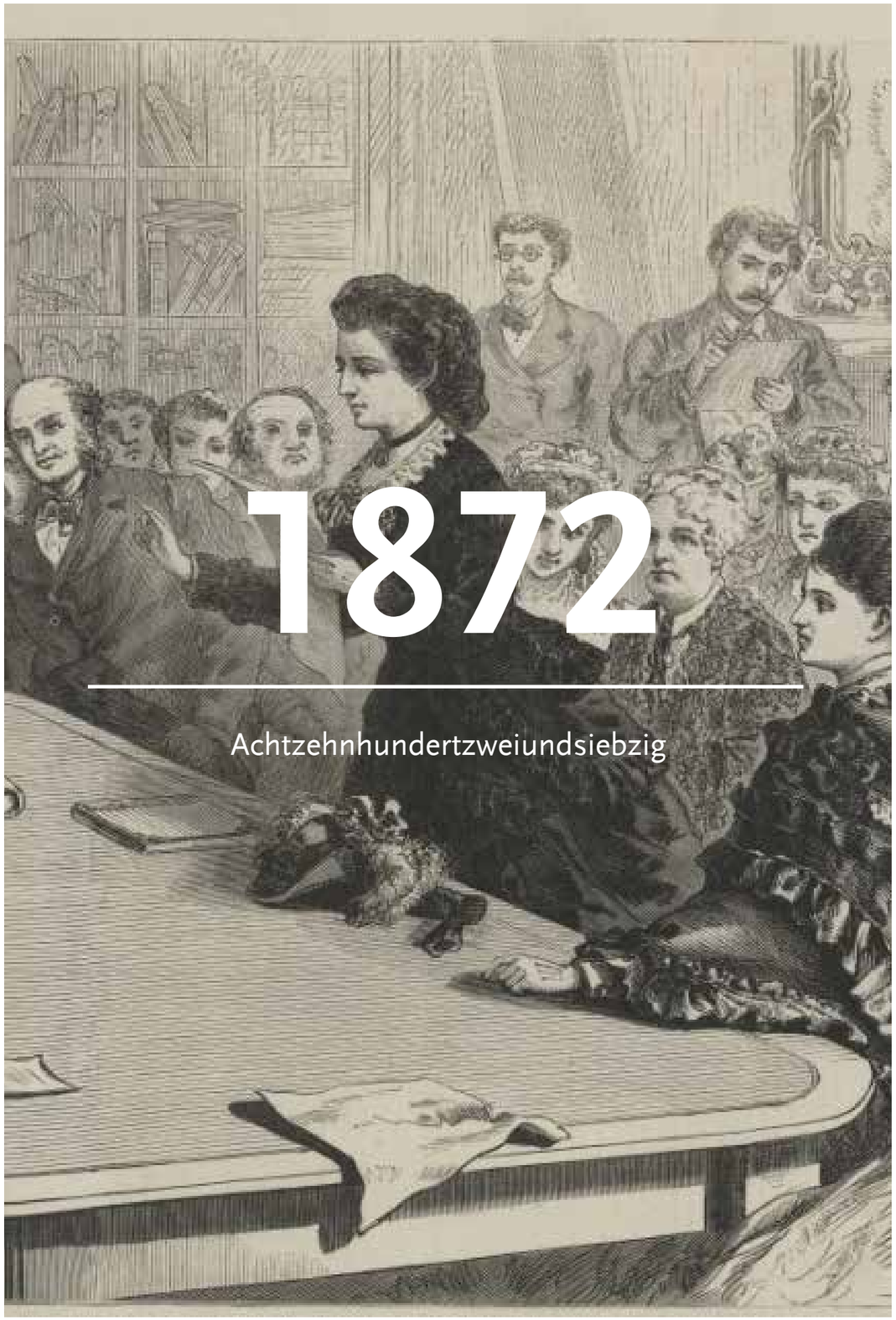


Bild: Victoria Woodhull im Capitol, Frank Leslie's Illustrated Newspaper (1871), Collection of the U.S. House of Representatives

Ein seltsam historisches Wahljahr

Bürgerkrieg und Ende der Sklaverei sind kaum vorbei, da brodelt es in den USA des Jahres1872 gewaltig: Mit Victoria Woodhull bemüht sich erstmals eine Frau um das Weiße Haus und in Louisiana wird P.B.S. Pinchback der erste afroamerikanische Gouverneur.

Frühjahr 1872, inmitten der Reconstruction. In der New Yorker Apollo Hall herrscht Trubel. Hunderte Menschen mit verschiedenen Hautfarben, Frauen und Männer, Arbeiter, Reformer und Abolitionisten, dicht gedrängt. Und unter ihnen eine Person, die Geschichte schreibt: Victoria Woodhull gründet an diesem 10. Mai ihre Equal Rights Party und lässt sich als erste Frau für das höchste Amt im Staat nominieren. „Mrs. Woodhull, ehrgeizig wie ein weiblicher Napoleon, drängt ohne Erfahrung direkt ins Präsidentenamt", kommentiert die *New York Times* zynisch.

Allerorten sorgt dieses Ereignis für mächtig Schlagzeilen: 1872 dürfen in den USA Frauen weder wählen noch erfüllt Woodhull mit ihren 33 Jahren das Mindestalter für das Amt. Obwohl sie keine Zulassung erhält, läuft ihre Kampagne „Vote for Victoria!" medienwirksam an. Die Kandidatin selbst gibt provokativ Autogramme als „Future Presidentess". Zu ihrem Running Mate soll der afroamerikanische Autor Frederick Douglass werden, der jedoch ablehnt. Am Wahltag schließlich, dem 5. November, steht Woodhull nicht auf dem Stimmzettel. Stattdessen sitzt sie wegen einer delikaten Publikation im Gefängnis. Viele Stimmen erhält die polarisierende Aktivistin trotzdem – selbst, wenn diese nie ausgezählt werden.

Woodhull, geboren 1838 in Ohio, gelangt 1868 nach New York, wo sie alsbald die erste Brokerin der Wall Street wie auch die erste Zeitungsverlegerin der USA wird. Genauso wie Symbolfigur der radikalen amerikanischen Frauenbewegung. 1871 spricht die Feministin vor dem Rechtsausschuss des US-Kongresses und hält öffentlich Reden zu freier Liebe und Gleichberechtigung: „Frauen haben alle Rechte. Sie müssen sie nur wahrnehmen!"

Spätestens mit der Kandidatur für das Weiße Haus ist sie nicht nur Thema aller Zeitungen, sondern auch gefundenes Fressen für die Klatschpresse.

Ihr Auftreten zieht die Missgunst vieler Reporter auf sich und sie wird als „Mrs. Satan" karikiert. Zur Wehr setzt Woodhull sich in ihrer Zeitung *Woodhull & Claflin's Weekly*. Mit teils gegenteiligem Erfolg, da viele Veröffentlichungen zur Inhaftierung führen – wie am Wahltag 1872.

Auch auf bundesstaatlicher Ebene herrscht im selben Jahr großer Aufruhr: In Louisiana – zuvor Teil der Konföderation – gelangt am 9. Dezember mit Pinckney Benton Stewart (P.B.S.) Pinchback erstmals ein Afroamerikaner in das Gouverneursamt. Als bisheriger Vize übernimmt der 1837 in Georgia geborene Republikaner wegen eines Verfahrens gegen den Amtsinhaber dessen Posten. „Pinch", wie er von vielen gerufen wird, überarbeitet sogleich repressive Gesetze und verpflichtet die Generalversammlung Louisianas darauf, alle Einwohner und deren Interessen gleich zu behandeln. Öffentlich sagt er: „Ich taste mich durch diesen Wald der Vorurteile, entschlossen, eine Form der Zivilisation zu finden, in der alle Menschen für das akzeptiert werden, was sie wert sind." Allerdings bleibt Pinchbacks Amtszeit auf 35 Tage begrenzt, da die Wahl bereits zuvor verlorenging.Das schnelle Ende Anfang 1873 scheint zunächst verkraftbar: Nach Entlassung wählt ihn das Parlament Louisianas in den US-Senat. Die Demokraten – beeinflusst vom Terror des Ku-Klux-Klans – setzen jedoch alles daran, Pinchbacks Einzug zu verhindern. Auch gegen ein späteres Mandat für das Repräsentantenhaus agitieren sie in öffentlichen Hetzkampagnen. Jahrelang kämpft Pinchback um diese Ämter, etwa in seiner Zeitung *The Louisianian*, die schwarze wie weiße Leser erreicht – allerdings erfolglos.

Pinchback und Woodhull stehen die gesamten 1870er Jahre über im Fokus der Öffentlichkeit, aber bei ihrem Tod sind beide Namen aus den Zeitungen verschwunden. P.B.S. Pinchback arbeitet nach einem Studium 1885 für das Justizministerium und stirbt 1921 in Washington D.C. Vergessen, trotz seines Anteils, den „Slave State" Louisiana in einen Ort zu verwandeln, an dem auch Schwarze Rechte besitzen. Bis 1990 soll Pinchback der einzige afroamerikanische Gouverneur bleiben. Und Victoria Woodhull übersiedelt 1877 nach England, wo sie sich nur mehr moderat engagiert, ehe sie 1927 stirbt. Ihre „Kandidatur" als erste Präsidentin bleibt 48 Jahre vor Einführung des Frauenwahlrechts lange einzigartig. Dennoch weiß Woodhull schon 1872: „Was heute seltsam erscheint, wird morgen einen seriösen Charakter erhalten!"

Matthias Kast

Bild: Element5 Digital, Unsplash

Ratgeber für Berlin, Taktgeber für das Reich

„Es muß das Bewußtsein uns beseelen: Für die zivilisierte Welt schreibt, wer für Berlin schreibt!“ Was Rudolf Mosse als eine Art Motto für das von ihm gegründete *Berliner Tageblatt* ausgab, prägte die Zeitung bis zum Ende der Weimarer Republik.

Mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs, am 18. Januar 1871, stieg die Hauptstadt des Königreichs Preußens, Berlin (913.984 Einwohner), zur deutschen Hauptstadt auf und damit zu einer Konkurrentin von London und Paris, der damaligen „Hauptstadt Europas“ (Johannes Willms). Ein knappes Jahr später, am 1. Januar 1872, rief der zum Buchhändler ausgebildete 29-jährige Rudolf Mosse (1843-1920), Sohn eines liberalen jüdischen Landarztes und fünf Jahre zuvor Gründer einer bald überaus erfolgreichen „Allgemeinen Annoncen-Expedition“ (gepachtete Werbeseiten einzelner Priodika, Stadtfilialen, auswärtige Filialen, Agenturen) das *Berliner Tageblatt* ins Leben. In der Probenummer (Dezember 1871) erschien folgende, von Mosse selbst formulierte programmatische Erklärung: „In einer Zeit, da die Augen der Welt auf Berlin gerichtet sind, treten wir mit dem Berliner Tageblatt an die Öffentlichkeit. […]. Auf dem Weg Berlins zur Weltstadt soll ihm unser Blatt ein vertrauter Begleiter, ein Ratgeber und Mitstrebender sein.“

1876-1914: Aufstieg zum Weltblatt

Doch aller Anfang ist schwer, und so erhielt das *Berliner Tageblatt* (künftig *BT*) erst nach einer Rebellion der Belegschaft, die 1875 eine bald in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratene Konkurrenzzeitung gründen sollte, und der Einstellung (1876) des 1881 zum Chefredakteur aufgestiegenen international erfahrenen Journalisten Arthur Levysohn (1841-1906) sein wahres Gesicht. Aus dem täglich außer montags durch die Botenfrau oder per Post der Geschäftswelt zugestellten Lokal- und Anzeigenblatt wurde jetzt ein für das gehobene Bürgertum konzipiertes, dem Links-Liberalismus (Deutsche Fortschrittspartei) nahestehendes, aber nicht doktrinäres Meinungsblatt. Die neue Hauptstadtzeitung, die bald den eingesessenen Berliner Tageszeitungen, zum Beispiel der *Vossischen Zeitung*, sowie den traditionsreichen, im In- und Ausland verbreiteten „Provinzzeitungen“ *Frankfurter Zeitung* und *Kölnische Zeitung* mit Erfolg Konkurrenz machte, legte großen Wert auf Objektivität, d.h. auf die Trennung von Nachricht und Meinung, sowie auf tatsachenbetonte Darstellungsformen.

Aufschlussreich war ihre Stellung zu Reichskanzler Otto von Bismarck (1871-1890): Ja zur Außenpolitik, weil sie den Weltfrieden durch Defensivbündnisse zu sichern suchte. Nein zu Bismarcks antiliberaler Schutzzollpolitik seit 1878. Nach Bismarcks Sturz (1890) standen einerseits die spannungsreiche Außenpolitik Kaiser Wilhelms II. und andererseits die bekannten Positionen des Liberalismus wie Pressefreiheit (1874: Reichspressegesetz) oder die Erweiterung des parlamentarischen Systems im Zentrum des journalistischen Interesses.

Seit dem 1. Oktober 1878 erschien das *BT* mit dem Berliner Bären als Wahrzeichen im Titel mit Ausnahme des Montags täglich mit einer Morgen- und Abendausgabe. Am 1. September 1897 liest man dann im Zeitungskopf: „Erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags“. Dazu erschienen im Lauf der Jahre mehrere Parallelausgaben, z.B. eine mehrmals aktualisierte „Ausgabe für Berlin und Umgebung“, eine „Reichsausgabe“ oder eine „Wochenausgabe für Ausland und Übersee“.

Mit einer fünfzigköpfigen Zentralredaktion und zahlreichen Auslandskorrespondenten wurde das *BT* (gedruckt im Format 46x31,4 Zentimeter) um 1900 in Berlin (nunmehr 1,89 Millionen Einwohner) das Flaggschiff des „Zeitungsviertels“ rund um die Koch-Straße (2008 teilweise umbenannt in Rudi-Dutschke-Straße), das von drei Großkonzernen – Mosse, Ullstein und Scherl (später Hugenberg) – bei einem stets wachsenden Marktanteil (1911: 77 Prozent) dominiert wurde. Offiziellen Quellen, d.h. nicht schon von den Zeitgenossen in Frage gestellten Eigenangaben zufolge erreichte die Auflage 1906 95.000 und unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg 245.000 Exemplare.

Die Titelseite blieb in der Regel dem Leitartikel vorbehalten. Es folgten innenpolitische und deutschlandweite Nachrichten, darunter auch Sensationsberichte, die Auslandsberichterstattung, der Wirtschaftsteil mit den Börsenkursen, gewerbliche Annoncen sowie Kleinanzeigen. Unter letzteren befanden sich auch „frivole“ sowie Schwindelanzeigen, was in den 1920er Jahren zu mehreren Abmahnungen und Verboten führen sollte.

Ein hoher Stellenwert wurde von Anbeginn und ganz besonders während der Weimarer Republik dem Feuilleton mit seinen Fortsetzungsromanen, Kurzgeschichten, Reiseberichten sowie Kino-, Kabarett-, Konzert- und Theaterkritiken beigemessen. Viele bekannte Namen waren hier vertreten, wie etwa Robert Walser (70 Beiträge zwischen 1907 und 1933), Erich Kästner, der Musikwissenschaftler Alfred Einstein, der Theaterkritiker Alfred Kerr sowie Kurt Tucholsky, der dem *BT* von Ende 1918 bis Ende 1920 unter vier Pseudonymen 50 Texte lieferte. Sein (Ignaz Wrobel) unvergessener Aufsatz „Was darf die Satire?“ mit der Kurzantwort „Alles“ war am 27. Januar 1919 im *BT* (Nr. 36) erschienen.

Eine Rolle ganz besonderer Art spielten die immer zahlreicheren, meist wöchentlich erschienenen Gratis- oder Separat-Beilagen. Sie dürften zur überregionalen, ja internationalen Verbreitung dieser Berliner Tageszeitung maßgeblich beigetragen haben. Den Anfang machte das von den Berliner Polizeibehörden aufmerksam beobachtete, als „jüdisch-fortschrittlich“ eingestufte „Illustrierte Wochenblatt für Humor und Satire“ *Der Ulk* (seit 1874 *Ulk*), das die Bezieher des *BT* seit April 1872 wöchentlich „als Rabatt“ erhielten. Von den weiteren, vor dem Ersten Weltkrieg eingeführten, oft illustrierten Beilagen (bis zu sieben pro Woche) seien hier nur einige wenige genannt: *Berliner Sonntagsblatt*, fortgeführt als *Deutsche Lesehalle, Mittheilungen über Landwirthschaft Gartenbau und Hauswirthschaft, Der Zeitgeist, Technische Rundschau, Der Welt-Spiegel, Illustrierte Familien-Zeitung*.

1886 ersetzte das Blatt den Börsenbericht und Kurszettel durch eine *Handels-Zeitung* genannte tägliche Sonderbeilage für die Wirtschaftsberichterstattung, was wenig später zu einer ergänzenden Titeländerung führte: *Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung*.

1906 löste Theodor Wolff (1868-1943), ein Vetter (nicht Neffe) des Firmengründers und zuvor Frankreich-Korrespondent des *BT* in Paris, den erkrankten und kurz darauf verstorbenen Chefredakteur Arthur Levyson ab. Nach diesem „europäischen Kopf“ sowie „klar urteilenden und glänzend schreibenden Journalisten“ (Bernd Sösemann), ist seit 1962 Deutschlands angesehenster, vom Verband Deutscher Zeitungsverleger vergebener Journalistenpreis benannt.

Am 28. Juni 1916 thematisierte das *BT* als erste deutsche Zeitung öffentlich die Kriegszielfrage, worauf die betreffende Ausgabe beschlagnahmt und die Auslieferung der Zeitung vom 1. bis 7. August verboten wurde. In der Abendausgabe des *BT* vom 9. November 1918 lesen wir Wolffs Stellungnahme zur Abdankung von Kaiser Wilhelm II. Nur eine Woche später, am 16. November, erschien dann in der Morgenausgabe des *BT* unter der Überschrift „Die große demokratische Partei“ ein von Wolff verfasster, von Rudolf Mosse und 60 weiteren Personen mitunterschriebener Aufruf zur Gründung der Deutschen Demokratischen Partei (DDP), der Wolff alsbald (bis 1926) beitreten sollte. Als das *BT* folgerichtig eine linksradikale Räterepublik ablehnte, wurde der Verlag am 5. Januar 1919 eine Woche lang durch bewaffnete Spartakisten besetzt.

1919-1932: Glanz und Elend

Nach dem Tod des Firmengründers (1920) übernahm sein Schwiegersohn, der im Zeitungsgeschäft bislang unerfahrene Finanzfachmann Hans Lachmann-Mosse (1885-1944) 50 Prozent des *BT*, ab 1930 war er überdies Generalbevollmächtigter des gesamten Mosse-Verlags mit immer zahlreicheren Printmedien (genannt seien nur die *Berliner Morgen-Zeitung* und die *Allgmeine Zeitung des Judenthums*). Theodor Wolff, allein verantwortlich für den Gesamtinhalt sowie für die Gestaltung, Themenauswahl und weltanschauliche Ausrichtung des *BT*, waren testamentarisch 50 Prozent der Mitspracherechte bei der kaufmännischen Leitung übertragen worden.

Obwohl keine offizielle Parteizeitung führte die nachlassende Neutralität des *BT*, dessen Politik-Ressort (90 zur Elite des deutschen Journalismus zählende Redakteure, Leitartikler und Auslandskorrespondenten) sich als „Kerntruppe der Republik“ verstand, vermehrt zu Auseinandersetzungen zwischen der Chefredaktion und der Verlagsleitung. Nach der Reichstagswahl 1930 (die Sitze der NSDAP stiegen von zwölf auf 107) wünschte sich Lachmann-Mosse dann offen einen weniger ausgeprägt demokratischen Kurs, was nicht wenige Journalisten zu einer Kündigung veranlasste.

Eine weitere Folge der abnehmenden parteilichen Ausgewogenheit des *BT*, das ab 1928 als erste deutsche Tageszeitung vollständig die Frakturschrift durch die Antiqua ersetzt hatte, war die teilweise Abwanderung der Stammleserschaft. Der damit

Bild: Plakat für das Berliner Tageblatt, 1899, erstellt von Ephraim Moses Lilien

verbundene Rückgang der Auflage (1919: 160.000 Exemplare), unternehmerische Fehlentscheidungen Lachmann-Mosses, die Abwerbung wichtiger Anzeigenkunden, antisemitische Hetze von rechts und die Weltwirtschaftskrise ließen den Konzern mit über 3.000 Arbeitsplätzen mehr und mehr in eine finanzielle Schieflage geraten. Rabiate Einsparungen, Honorarkürzungen, die Schließung von Agenturen, der Wegfall

von Beilagen, die Dezimierung von Seitenzahlen konnten den ökonomischen Zusammenbruch nicht dauerhaft verhindern. Am 13. September 1932 erfolgte die Eröffnung des seit 1929 verschleppten Konkursverfahrens und, damit verbunden, eine Entlassungswelle, die natürlicherweise auch viele Mitarbeiter jüdischen Glaubens betraf.
Die Auflage des *BT* belief sich zu diesem Zeitpunkt gesicherten Angaben zufolge auf nur mehr 25.000 Exemplare.

Bild: Christian Wilhelm Allers (1893), Wikimedia Commons

1933 – 1939: *Berliner Tageblatt* als „Feigenblatt"

Die am 30. Januar 1933 erfolgte Ernennung Adolf Hitler zum Reichskanzler durch Reichspräsident Paul von Hindenburg kommentierte Theodor Wolff einen Tag später in seinem Leitartikel „Es ist erreicht". Am 3. März wurde Wolff, der das herrschende Regime nach dem Reichstagsbrand (28. Februar) heftig kritisiert und danach Berlin einige Tage verlassen hatte, nach 27 Jahren treuer Dienste von Lachmann-Mosse entlassen. Sein letzter Leitartikel erschien am 5. März. Wolff emigrierte nach Südfrankreich, wo er im Mai 1943 durch die faschistische italienische Miliz der Gestapo übergeben wurde; er starb im September 1943 nach einem KZ-Aufenthalt im Jüdischen Krankenhaus in Berlin.
Am 10. März 1933 wurde das *BT* nach Paragraph 1 der „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat" vom 28. Februar auf drei Tage verboten, ein Verbot, das Reichspropagandaminister Joseph Goebbels, der die Zeitung gerne als „Feigenblatt" benutzen wollte, alsbald aufhob. Auf sein Drängen kam es dann am 23. Dezember 1933 in dem anstehenden Konkursverfahren aus Steuermitteln durch die Reichsregierung mit den über 8.000 Gläubigern zu einem Vergleich.
Das *BT* gelangte 1934 in nationalsozialistischen Besitz. Nach mehreren wenig erfolgreichen Konsolidierungsversuchen übernahm am 1. April 1934 der zuvor in London und Washington als Korrespondent tätig gewesene Paul Scheffer die Hauptschriftleitung. Mit einer Gruppe junger, hochbegabter, den NS-Staat ablehnender Journalisten und Journalistinnen (z.B. Margret Boveri), von denen einige später in der Bundesrepublik Karriere machen sollten, wagte er es, insbesondere im Wirtschaftsteil oder im Feuilleton, in „Zwischentönen" oder „intellektuellen Verschlüsselungen" Hintergründiges zu Tage zu fördern (Walther G. Oschilewski).
Neue Beilagen und Sparten kamen hinzu, die Auflage stieg wieder deutlich an. Jedoch, infolge ständig neuer Auflagen und Gängelungen durch die Machthaber gab Scheffer seinen Posten beim *BT*, dessen rundum erneuerte Redaktion er als „eine Anomalie" bezeichnen sollte, am 3. Dezember 1936 auf und verließ Deutschland, wie bereits vor ihm viele prominente Mitarbeiter des *BT* sowie die von den Nazis enteignete Familie Lachmann-Mosse.
Auf ihn folgte der überzeugte Nationalsozialist Erich Schwarzer, auf den die Redaktionsmitglieder mit Dienst nach Vorschrift oder gar mit Kündigung reagierten und, im Mai 1938, der vormalige Chef der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung* Eugen Mündler. Als erfahrener Zeitungsmann mit guten Beziehungen zur Industrie versuchte er vergeblich, das *BT* (zuletzt 55.000 Exemplare) in einer Zeit der allgemeinen Reduzierung der Presseerzeugnisse am Leben zu erhalten.
Mit einer Berliner und einer Reichsausgabe erschien das *BT* am 31. Januar 1939 zum letzten Mal. Heute erinnert eine Gedenktafel der Initiative Zeitungsviertel Berlin vor dem ehemaligen Mosse-Palais nicht nur an diesen einst so bedeutenden Konzern, sondern auch an das *Berliner Tageblatt*. *Ursula E. Koch*

Dr. Ursula E. Koch ist emeritierte Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität München und eine der profiliertesten Kennerinnen der Berliner Presse insbesondere im 19. und 20. Jahrhundert.

Die Erfinderin der sozialen Arbeit

Alice Salomon war Sozialreformerin, Frauenrechtlerin, Wissenschaftlerin und Rebellin. Vor 150 Jahren wurde die Kämpferin für bessere Frauenbildung und soziale Gerechtigkeit in Berlin geboren. Das NS-Regime zwang sie ins Exil.

„Ich rebellierte gegen die Ungerechtigkeit und die Ungleichheit der Chancen" – dies war ein Leitmotiv von Alice Salomon. Das Engagement der am 19. April 1872 in Berlin Geborenen in der sozialen Frauenarbeit und -bewegung beginnt 1893 mit ihrem Eintritt in die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit (MFGH). Die Mitgliedschaft markiert den Wendepunkt oder, wie sie es später selbst formuliert, den Beginn ihres Lebens – mit 21 Jahren. Zuvor war sie als junge Frau aus dem gehobenen Bürgertum gezwungen, als „Haustochter" zu arbeiten, um nach ihrem Schulabschluss die Haushaltsführung zu erlernen.
Die MFGH unterstützte junge Mädchen und Frauen des Bürgertums auf der Suche nach einer „sinnvollen Tätigkeit", z. B. in der Armen- und Wohlfahrtspflege. Neben ihrer Arbeit in der MFGH, deren Vorsitzende sie 1899 wird, arbeitet Alice Salomon in einem Mädchenhort und Arbeiterinnenheim. Außerdem übernimmt sie 1900 im Bund Deutscher Frauenvereine Vorstandsfunktionen und auch auf internationaler Ebene ist Salomon präsent. Ab 1920 ist sie Vizepräsidentin des International Council of Women.
Parallel zu ihren Tätigkeiten in diversen Vereinen und Räten bildete sie sich durch Privatunterricht weiter und publiziert eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, die es ihr 1902 ohne Abitur ermöglichen, als Gasthörerin an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin Nationalökonomie, Geschichte und Philosophie zu studieren. 1906 reißt sie die nächste gläserne Decke ein: Sie schließt ihre Promotion mit einer Arbeit zur ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit ab.
Neben dem Engagement in Vereinen und ihrer wissenschaftlichen Arbeit ist ein weiterer Schwerpunkt Alice Salomons die Frauenbildung und Ausbildung zur Sozialarbeit. Mit der Eröffnung des „Jahreskurs[es] der Mädchen- und Frauengruppen für Soziale Hilfsarbeit" im Jahr 1899 legt sie den Grundstein für die systematische Ausbildung der sozialen Arbeit in Deutschland. 1908 gründet sie die Soziale Frauenschule in Berlin, 1925 die Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit. Auch hier bemüht sich Alice Salomon um Vernetzung: 1916/17 organisiert sie die erste Konferenz der Frauenschulen Deutschlands, die sie bis 1933 leitet. Zudem ist sie an der Gründung des Internationalen

Bild: Trans-Ocean News Service, CC BY 3.0, Wikimedia Commons

Komitees sozialer Schulen beteiligt. All diese Projekte bestehen bis heute. Ausnahme ist die Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit, die im Mai 1933 aufgelöst wurde, um der Liquidierung und Durchsuchung der Gestapo zu entgehen.
Mit Zunahme antisemitischer Haltungen in Deutschland – auch in der Frauenbewegung – und des Verlusts ihrer Ämter sieht sich die Jüdin Alice Salomon 1933 gezwungen, in die USA zu emigrieren. 1948 stirbt sie in New York. Heute gilt sie als eine der Vorreiterinnen der Frauenbewegung und der Sozialarbeit; als eine der ersten, die sozialpolitische Fragen stellte. *Jana Keil*

Zwischen Literatur, Politik und Publizistik

Ein produktives Leben, randvoll gefüllt mit Aktivitäten: Robert Eduard Prutz war Literaturwissenschaftler und Lyriker, Dramaturg und Dramatiker, Professor und Publizist. Vor 150 Jahren starb er in Stettin.

Er wuchs auf im bürgerlichen Milieu: Geboren am 30. Mai 1816 in Stettin als Sohn eines Kaufmanns, besuchte Robert Eduard Prutz das örtliche Marienstiftsgymnasium. Im Anschluss an das Abitur studierte der vielseitig Interessierte Philosophie, Literatur und Geschichte an den Universitäten Berlin, Breslau und Halle. Nach dem Studienabschluss mit einer Dissertation über die *Annalen* des Tacitus wurde er Mitarbeiter der *Hallischen Jahrbücher*.

In diesem zentralen Organ der Linkshegelianer, das zeitweilig sechsmal wöchentlich erschien, veröffentlichte er von 1838 bis 1841 insgesamt 35 Beiträge zu literarischen, kulturellen und politischen Themen. Sein Habilitationsversuch an der Universität Jena scheiterte mit der Begründung, dass er „unstreitig der Hegelschen Schule angehöre, und zwar ihrem jüngsten Zweige, dessen ganzes Streben [...] sowohl in religiöser und moralischer als politischer Beziehung, verderblich und zerstörend ist“.

Nachdem auch ein zweiter Habilitationsversuch gescheitert war, konzentrierte sich Prutz zunächst ganz auf die Literatur und die Publizistik. In seinen Zeitgedichten verbindet er liberale und nationale Motive: Das freie Vaterland ist das Ziel. Als politischer Lyriker kämpft er gegen die Zensur und für eine freie Presse. Sein Gedicht „Zensur“ von 1842 beginnt so:

Nur immer frisch verboten,
Nur immer konfisziert!
Und ging es auch nach Noten,
Ihr weckt doch nicht die Toten,
Das Leben triumphiert!

Und es endet:

So nährt ihr selbst die Flamme,
Die selber euch verzehrt:
Schon knistert es am Stamme –
O daß euch Gott verdamme!
Ihr seid kein Mitleid wert.

Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten: Weil er von der Zensur angeordnete Streichungen in einem anderen Gedicht ignoriert hatte, wurde Prutz von den sächsischen Behörden des Landes verwiesen.

Politische Ziele verfolgte er auch in anderen literarischen Gattungen. Eine beliebte Methode, um Eingriffe der Zensur zu unterlaufen, war die historische Projektion. So thematisierte er die aktuelle deutsche Thematik von Einheit und Freiheit in seiner Tragödie *Moritz von Sachsen*, deren Handlung in der Reformationszeit spielt. Nach einigen Aufführungen in süd- und westdeutschen Städten wurde das Stück 1844 in Berlin verboten. Und die Komödie *Die politische Wochenstube*, die die reaktionären Zustände in Deutschland aufs Korn nahm und dabei auch prominente Persönlichkeiten nicht schonte, brachte dem Autor im Jahr darauf eine Anklage „wegen Majestätsbeleidigung und Aufreizung zur Unzufriedenheit“ ein.

Vorträge zu Theater und Literatur sichern Existenz

Solche Interventionen der Obrigkeit drückten zum einen das kulturelle und intellektuelle Klima innerhalb des kleinteiligen Tableaus der deutschen Fürstenstaaten. Zum anderen hatten sie unmittelbaren Einfluss auf die sowieso prekäre ökonomische Situation der Autoren, die ja von den Tantiemen ihrer Stücke und den Abdruckhonoraren ihrer Texte leben mussten. Zu den Einkünften gehörten auch die Vortragshonorare, bei Prutz etwa eine öffentliche Vorlesungsreihe über die Geschichte des deutschen Theaters sowie über die deutsche Literatur der Gegenwart, die später in Buchform erschienen sind. Der Autor bewegte sich hier außerhalb des Mainstreams, indem er etwa über die Rolle des Lesers und der Leserin reflektierte und sich auch mit der Unterhaltungsliteratur befasste.

Auch als Herausgeber hat sich Prutz einen Namen gemacht. Von 1843 bis 1848 edierte er das *Literarhistorische Taschenbuch*, für das er namhafte Autoren gewinnen konnte. Ähnliches gilt später für das *Deutsche Museum*. Dieses Periodikum (Untertitel „Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben“), das er 1851 gründete und bis zu seiner Einstellung 1867 herausgab, erschien zunächst vierzehntägig und seit 1853 wöchentlich. Das Blatt wandte sich an ein bürgerliches Publikum, das nach der gescheiterten Revolution von 1848 für die Verbindung von liberalen und nationalen Zielen aufgeschlossen war. Neben umfangreichen Aufsätzen enthielt jedes Heft literarische Texte und Rezensionen über Neuerscheinungen, und Prutz selbst war jeweils der fleißigste Beiträger.

Wie andere zeitgenössische Publizisten benutzte er die Zeitschrift als Bühne für seine eigenen Werke und als Sprachrohr für seine Botschaften. Heinrich Heine hat es auf den Punkt gebracht: „Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsere Festungen.“ Hier gibt es viele Parallelen zu den Autoren des Jungen Deutschland.

Die prekäre Existenz als freier Schriftsteller wurde nur kurzzeitig unterbrochen durch eine Tätigkeit als Dramaturg am Hamburger Stadttheater. Auch die Ernennung zum außerordentlichen Professor für Literaturgeschichte an der

Etwa zu der Zeit, als Robert Prutz 1851 die Zeitschrift *Deutsches Museum* gründete, ließ er sich porträtieren und versah das wohl als Frontispitz einer Publikation, eventuell gar als eine Art Autogrammkarte verwendete Bild mit seiner Unterschrift. Frisur, Bart und Kleidung weisen ihn als jungen Mann aus, der mit der Mode ging. Bild: Stich von August Weger, Joh. Paul Singer, Wikimedia

Universität Halle brachte keine dauerhafte Sicherheit. Die Tätigkeit war schlecht besoldet, und die etablierten Kollegen von der konservativ-reaktionären Fraktion machten dem liberalen Quereinsteiger das Leben schwer. So nahm er 1858 freiwillig Abschied von der Universität und zog sich in seine Heimatstadt Stettin zurück, wo er nach langer Krankheit am 21. Juni 1872 an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben ist.

Der Zeitschriftsteller und die Weber

Nicht zuletzt aus finanziellen Gründen veröffentlichte er mehrere Romane. Am bedeutendsten ist wohl der dreibändige Sozialroman *Das Engelchen*, der – schon 1845 begonnen – 1851 erschienen ist. Hier wird die Weber-Problematik – die Verdrängung des Handwerks durch die Maschine – sozialkritisch aufgegriffen, wobei der Autor auch vor Kolportageelementen nicht zurückschreckt. Der Literarhistoriker Peter Sprengel nennt den Ausgang eine „regressive Idylle“.

Robert Eduard Prutz verstand sich, wie manche seiner Generationsgenossen, als Zeitschriftsteller. Für die liberalen Autoren seiner Zeit, die auch politische Ambitionen verfolgten, ist sein Werk in mancher Hinsicht symptomatisch. Heute ist es weitgehend vergessen. Das trifft allerdings nicht zu auf seine *Geschichte des deutschen Journalismus*. Von dem auf drei Bände konzipierten Werk ist nur der erste Band erschienen (1845). Seine Bedeutung liegt zum einen darin, dass diese Geschichte „zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet“ ist. Aber wichtiger als die Ausführungen zur Vor- und Frühgeschichte der Zeitungen und Zeitschriften, die bis heute in vielen Details ergänzt und auch korrigiert worden sind – wichtiger sind die allgemeinen Einsichten, die im Einleitungsteil des Buches erläutert werden. Für Otto Groth sind sie „historisch und theoretisch ein Markstein in der Geschichte der Zeitungswissenschaft“.

Vor allem auf eine Stelle wird immer wieder als gültige Charakterisierung der sozialen Zeitkommunikation verwiesen: „Der Journalismus überhaupt, in seinen vielfachen Verzweigungen und der ergänzenden Mannigfaltigkeit seiner Organe, stellt sich als das Selbstgespräch dar, welches die Zeit über sich selber führt. Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalt unterwirft; das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt.“ Dieses ikonische Zitat findet sich nicht nur in älteren zeitungs- und kommunikationswissenschaftlichen Veröffentlichungen, sondern auch in aktuellen Stellungnahmen zu den sogenannten Social Media und zur digitalen Kommunikation. *Walter Hömberg*

1847

Achtzehnhundertsiebenundvierzig

Pulitzers Preis

Vor 175 Jahren wurde Joseph Pulitzer geboren. Im Laufe seines Lebens baute er nicht nur ein Zeitungsimperium auf, sondern erfand auch den Journalismus neu. Bis heute ist er als Stifter und Namensgeber des Pulitzer Preises bekannt.

Vor 175 Jahren wurde in Makó an der Peripherie des Habsburgerreiches Joseph Pulitzer geboren. Sein Vater, Fülöp Pulitzer, ein jüdischer Händler, erlag 1858 der Tuberkulose. Der Wohlstand, zu dem es die Familie gebracht hatte, verfloss und Joseph erlebte eine Jugend in Armut. Hinzu kamen schwierige politische und wirtschaftliche Umstände in den europäischen Staaten, Nachwehen der Revolutionsjahre 1848/49, insbesondere für die jüdische Bevölkerung.

Wie viele andere fasste auch Pulitzer den Entschluss auszuwandern. Im Gegensatz zur Mehrheit der Auswanderer war Pulitzer aber gut ausgebildet und hochgebildet. Im Juli 1864 bestieg er ein Schiff in die Vereinigten Staaten, die sich im dritten Jahr des Bürgerkrieges befanden. Reiche Amerikaner in den Ostküstenstädten versuchten der Wehrpflicht zu entgehen und warben Immigranten an, um statt ihrer zu dienen. So wurde Pulitzer Kavallerist für die Union. Er erhielt 200 Dollar und erlebte das letzte dreiviertel Jahr des Krieges ohne größere Kampfhandlungen. Dann war er arbeitslos und versuchte sein Glück mit dem wenigen Ersparten in St. Louis, wo man damals deutsch sprach. Er jobbte als Hafenarbeiter und wurde Mitglied der Deutschen Gesellschaft. Dort hörte er auch von einer offenen Redakteursstelle bei der *Westlichen Post*, die von Carl Schurz herausgegeben wurde. Es war der Beginn seines journalistischen Lebensweges.

Pulitzer arbeitete unerlässlich und war bald der führende Reporter des Blattes. In dieser Rolle erwarb er sich Popularität in der Leserschaft und die Anerkennung seiner Vorgesetzten, die ihn schließlich zu ihrem Partner machten. Bald war ihm die Redaktion der *Westlichen Post* zu klein. Von Schurz ließ er sich mit stattlichen 30.000 Dollar auszahlen und kaufte die bankrotte *Staatszeitung*. Pulitzer hatte es auf ein bestimmtes Asset abgesehen: Die *Staatszeitung* war Mitglied der Nachrichtenagentur AP. Die Zeitung war für Pulitzer kein journalistisches, sondern ein unternehmerisches Engagement. Er spekulierte einzig auf einen höheren Wiederverkaufswert. Zwei Tage später wechselte das Blatt mit einer Gewinnmarge im fünfstelligen Bereich bereits wieder den Besitzer. Während Pulitzer zeitgleich seine politische Karriere in der republikanischen Partei forcierte, mit Reden im ganzen Land die Aufmerksamkeit auf sich zog und schließlich Mitglied im Repräsentantenhaus wurde, erwarb er weitere Zeitungen. Mit dem *St. Louis Globe* und dem *Dispatch* hatte er allerdings tatsächlich einen journalistischen Plan. Er fusionierte beide Blätter, sparte damit Kosten und warb zugleich gut ausgebildetes Personal an. Darunter einen neuen Chefredakteur: John Cockerill. Mit dem kongenialen Cockerill nahm Pulitzer nur wenige Jahre später die Zeitungsmetropole New York in den Blick. Für 300.000 Dollar kaufte er die verlustbringende *New York World*. Spätestens mit diesem Zug wurde Pulitzers visionäre Umtriebigkeit in den persönlichen Grenzbereich gebracht. Im folgenden Jahrzehnt schuf er ein Medienimperium mit sich an der Spitze.

Die *World* stach zunächst alle Konkurrenten am Zeitungsmarkt aus. Marktführer wie der *New York Herald* oder die *New York Sun*, beide in der Vergangenheit Impulsgeber des amerikanischen Journalismus, wirkten gegen Pulitzers publizistische Vision grau und altbacken. Der „New Journalism“ war bunt, meinungsstark, nah an den Menschen, unterhaltsam – und kommerziell enorm erfolgreich. Von der intellektuellen Elite war er verachtet. Henry James etwa betrachtete den „New Journalism“ als eine vulgäre Form der Berichterstattung und kritisierte vor allem die Invasion der Privatsphäre. Pulitzers Reporter praktizierten tatsächlich oft einen Schlüssellochjournalismus. Das schätzte der Verleger. Pulitzer machte die Rolle des Reporters groß. Für ihn galt: „every reporter is a hope and every editor is a dissappointment”. Der Erfolg hatte seinen Preis. Pulitzers schon immer fragile körperliche und zunehmend auch seine geistige Gesundheit litten unter der Arbeitslast und dem unternehmerischen Druck. Er wurde licht- und lärmempfindlicher und begann schließlich zu erblinden. Hotelzimmer, die Pulitzer bezog, mussten komplett geräuschsdicht sein und vollständig abgedunkelt werden. Seine Villa wurde sogar mit einem schallisolierten Raum im Keller ausgebaut.

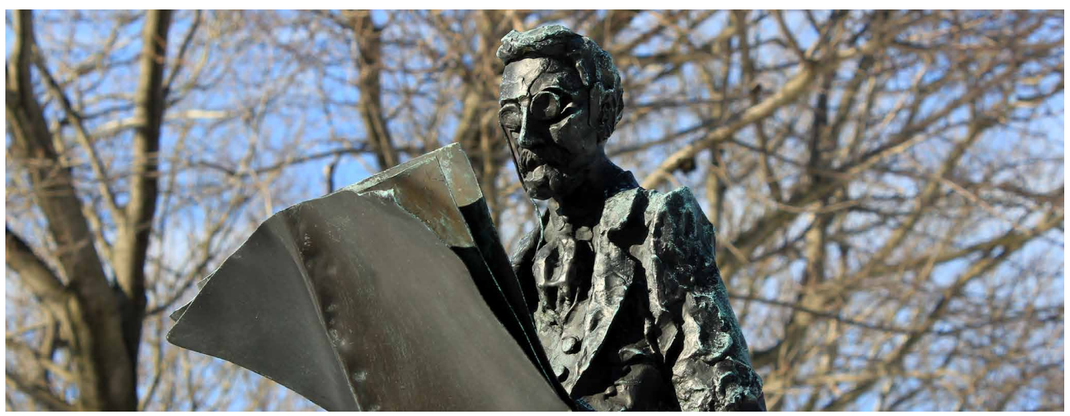
Ende der 1890er Jahre kam Pulitzer kaum noch in das imposante Verlagsgebäude in der Park Row, verbrachte viel Zeit zu Hause oder auf Reisen, die immer beschwerlicher wurden. Ständig begleitet wurde er von engen Familienangehörigen und vertrauten Mitarbeitern. Dank Telegramm und Telefon blieb er trotzdem eine permanente Präsenz im Redaktionsalltag. Aber die Zügel entglitten ihm. Der Mitarbeiterstab litt unter dem Machtvakuum. Die Zeitung verlor gegenüber der Konkurrenz von William Randolph Hearsts *New York Journal* Marktanteile. Der Zeitungskrieg wurde immer unerbittlicher geführt. Der Ausbruch des US-amerikanisch-spanischen Konflikts um Kuba ist Stoff für Legenden um die Macht der Medien damals. Der Kommerzialisierungsdruck schuf Auswüchse des Sensationalismus und verrückte auch das journalistische Verhältnis von Information und Desinformation. Es war die Geburtsstunde des hässlichen Boulevardjournalismus.

Pulitzers Gesundheit und das Verspielen der gesellschaftlichen Verantwortung von Journalismus waren also der Preis, der fällig wurde für das visionäre Projekt. Pulitzer steht heute trotzdem nicht nur für das Missverhältnis von gutem und schlechtem Boulevardjournalismus. Wie kein anderer der großen Zeitungsbarone ist Pulitzer heute ein Synonym für Qualitätsjournalismus.

Vorausschauend wie seine Unternehmungen war auch seine Erinnerungspflege. Als er 1911 starb, wurden Teile seines Vermögens der Columbia University gestiftet, um an dieser eine der besten Journalismusschulen der USA zu gründen. Pulitzers Testament hielt die Universität zudem an, die bis heute renommiertesten Journalistenpreise zu verleihen, und sie sollten seinen Namen tragen. Der aktuell in 23 verschiedenen Kategorien vergebene Pulitzer Prize wurde 1917 erstmals überreicht.

2022 wurde unter anderem die *Washington Post* ausgezeichnet für die Berichterstattung zum Sturm auf das Kapitol im Vorjahr. Ein Sonderpreis ging an eine ganze nationale Berufsgruppe: die ukrainischen Journalistinnen und Journalisten „für ihren Mut, ihre Ausdauer und ihr Engagement für eine wahrheitsgetreue Berichterstattung während Wladimir Putins rücksichtslosem Einmarsch in ihr Land und seinem Propagandakrieg in Russland“.

Hendrik Michael



Bilder: Columbex, Wikimedia, CCO 1.0 (links), Burrows, CC BY-SA 3.0, Wikimedia (rechts)

Von der Hinterhofwerkstatt zum Weltkonzern

Vor 175 Jahren wurde der heutige Siemens-Konzern gegründet. Mit Tüfteleien an Telegraphen fing an, was schließlich wesentlich zur Elektrifizierung des deutschen Kaiserreichs beitrug.

Mit 26 Jahren entdeckte ein junger, technikbegeisterter Leutnant, dass man Messer, Gabel und Löffel mit Hilfe von Gleichstrom mit Gold überziehen konnte, und verkaufte dieses Verfahren an eine englische Besteckfabrik. Sein Name: Werner Siemens. Mit 30 Jahren entwickelte er einen defekten Zeigertelegraphen so weiter, dass damit Nachrichten übertragen werden konnten. Schnell fertigte Werner (1888 vom Kaiser geadelt zum „von") Siemens ein Modell einer verbesserten Version an und lies dieses durch den geschickten Feinmechaniker Johann Georg Halske nachbauen. So entstand am 12. Oktober 1847 die „Telegraphen-Bauanstalt von Siemens & Halske", eine kleine Werkstatt mit zehn Beschäftigten in einem Berliner Hinterhof als Firmensitz. Zu diesem Zeitpunkt ahnten die beiden Pioniere nicht, dass sich hieraus ein Weltkonzern entwickeln würde. Mit dem Bau der ersten Ferntelegraphenlinie Europas von Berlin nach Frankfurt am Main galt Siemens schon 1848 als „Start-up"-Unternehmen. Innerhalb weniger Jahrzehnte entwickelte sich die „Telegraphen-Bauanstalt von Siemens & Halske", die neben Telegraphen vor allem Eisenbahn-Läutewerke, Drahtisolierungen und Wasserzähler herstellte, zu einem der weltweit größten Elektrounternehmen. In den 1870er und 80er Jahren baute Siemens & Halske die erste transatlantische Tiefseetelegraphenleitung, die weltweit erste elektrische Straßenbeleuchtung (in Berlin), den ersten elektrischen Aufzug, die erste Elektrolokomotive und die erste elektrische Straßenbahn. In der Zugtechnik (Siemens Mobility) finden sich diese damals gelegten Grundpfeiler im Übrigen noch heute.

Vor 125 Jahren, 50 Jahre nach der Unternehmensgründung, wurde Siemens & Halske in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Hier die Gründungsaktie. Bild: Wikimedia Commons, CC0 1.0

25 Jahren nach seiner Gründung beschäftigte der Konzern schon 1.600 Arbeitende und Angestellte. Nicht unerheblich dafür war die Entdeckung der Dynamomaschine 1866, dem Wegbereiter moderner Großgeneratoren. Werner von Siemens erkannte rasch die wirtschaftliche Bedeutung seiner Erfindung und sicherte sich deren Verwertung durch Patente. Aus der „Telegraphen-Bauanstalt" wurde 1897 die „Siemens & Halske Aktiengesellschaft", die schließlich, drei politische Systemwechsel – vom Kaiserreich über die Diktatur zur Demokratie – in Deutschland überdauernd, 1966 in die „Siemens AG" überführt wurde.

„Mein Princip hat sich glänzend bewährt und ich hoffe jetzt sicher, dass es mit der Zeit alle anderen schlagen wird." (Werner von Siemens, 1847)

Über die Jahrzehnte wuchs der Umsatz und die Zahl der Mitarbeitenden rasant. 115 Jahre nach der Gründung, 1962, arbeiteten bereits 240.000 Personen weltweit im Konzern, dessen Zentrale seit 1949 in München ist, und erwirtschafteten einen Jahresumsatz von imposanten 5,4 Milliarden Mark.
175 Jahre nach der Gründung erzielt der Siemens-Konzern einen Umsatz von sagenhaften 62,3 Milliarden Euro (Geschäftsjahr 2021). Die Siemens AG hat nun weltweit rund 303.000 Beschäftigte.
Über die Jahrzehnte hat der Konzern viele Höhen und Tiefen erfahren. Noch heute werden die Gerätschaften und Systemlösungen des Technologieriesen in aller Welt erfolgreich verkauft und er nimmt eine Spitzenposition im Bereich der Innovationen und Patente ein. Gleichzeitig war es aber auch Siemens, das mit einem Korruptionsskandal – ein Netz von Schmiergeldzahlungen, um an Aufträge zu kommen war 2006 aufgedeckt worden – weltweit für negative Schlagzeilen sorgte, was einen langen Schatten auf die erfolgreiche Geschichte werfen sollte. Insgesamt hat sich das „Princip" von Werner von Siemens letztendlich bewährt und hat mit der Zeit sicher nicht alle, aber viele andere geschlagen. *Sandra Ther*

Sandra Ther ist Referentin der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften an der Universität Bamberg und stammt aus einer „alten Siemensler-Familie".

Wissenschaft wider „Presseverwilderung"

Karl Bücher, ein hoch angesehener Nationalökonom, schuf noch in seinem Ruhestand und mitten im Ersten Weltkrieg gleichsam eine neues Universitätsfach: die Zeitungskunde. 1916 entstand das erste Institut an der Universität Leipzig.

Bücher wurde am 16. Februar 1847 in Kirberg (heute ein Ortsteil von Hünfelden bei Limburg an der Lahn) geboren. Aus einfachen Verhältnissen stammend, seine Mutter war Tochter eines Bäckermeisters, sein Vater Bürstenmacher und Landwirt, schaffte er den Sprung an die Universität und studierte Alte Geschichte und Philologie in Bonn und Göttingen. Nach der Promotion arbeitete er mehrere Jahre als Lehrer. Seine letzte Tätigkeit im Lehrerberuf führte ihn als Gymnasiallehrer nach Frankfurt am Main, wo er ab 1874 im Nebenberuf auch journalistische Beiträge für die *Frankfurter Zeitung* schrieb. 1878 wurde er auf Bitten des Herausgebers, Leopold Sonnemann, Redakteur des sozial- und wirtschaftspolitischen Ressorts des Blattes. Wegen des dabei immer stärker werdenden Interesses, diesen Problemen abseits der Tagespolitik grundlegender nachzugehen, fasste er eine akademische Karriere ins Auge und erhielt 1881 an der Universität München die Venia legendi für Nationalökonomie und Statistik. Es folgten Ordinariate in Basel, Dorpat und Karlsruhe, bevor er 1892 einem Ruf an die Universität Leipzig bekam, wo er bis 1917 lehrte. Sein nationalökonomisches Werk ist charakteristisch für die Erkenntnisperspektive der „jüngeren Historischen Schule", die sich zum Ziel gesetzt hatte, den zeitgenössischen sozial- und wirtschaftspolitischen Gegebenheiten und Problemen durch das Offenlegen und die Rekonstruktion ihrer historischen Gewordenheit und Wurzeln auf die Spur zu kommen. Exemplarisch stehen hierfür das sogenannte Gesetz der Massenproduktion oder seine „Wirtschaftsstufentheorie", die er beide in dem Werk vorstellte, mit dem er als Nationalökonom auch international viel Ansehen erlangte – seiner zweibändigen Aufsatzsammlung *Die Entstehung der Volkswirtschaft* (zuerst 1893 und 1918).
Nach der Emeritierung widmete Bücher seine ganze Kraft noch einem neuen akademischen Feld, das ihn schon vorher – praktisch in seinen Jahren als Journalist der *Frankfurter Zeitung*, theoretisch in seiner nationalökonomischen Lehre – beschäftigt und begleitet hatte: der Zeitungskunde. Für diese errichtete er an der Universität Leipzig das erste Institut für Zeitungskunde in Deutschland. Vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs und dessen Beitrag zur „Verwilderung" von Journalismus und Presse, wie er in seiner 1915 erschienenen Schrift *Unsere Sache und die Tagespresse* diagnostizierte, war für ihn das vorrangige Ziel eines Fachs Zeitungskunde, angehenden Journalisten eine akademisch fundierte und ebenso berufsvorbereitende wie zeitungsfachliche Ausbildung zu ermöglichen, um das Niveau der Presse wieder zu heben. So begann zum Sommersemester 1915 der zeitungskundliche Lehrbetrieb in Leipzig. Zum Wintersemester 1916 wurde dann offiziell an der Philosophischen Fakultät das Institut für Zeitungskunde eröffnet, das in den folgenden Jahren deutschlandweit zum organisatorischen Vorbild für die Gründung weiterer Institute dieser Art wurde. Wohl wissend, dass der wissenschaftliche Status einer Disziplin mit jedem weiteren Institutionalisierungserfolg wächst, verwendete er im Sinne einer Langfriststrategie in den kommenden Jahren noch viel Energie dafür, um das Fach in Leipzig exemplarisch mit wichtigen fachpolitischen Errungenschaften auszustatten, die dessen universitäre Zukunft sichern sollten. So liegt sein größtes Verdienst um die Zeitungskunde im Modell einer nachhaltigen wissenschaftsorganisatorischen Etablierung und Institutionalisierung an den Universitäten. Ein Lehrbuch, die *Gesammelten Aufsätze zur Zeitungskunde* (1926), eine Schriftenreihe für hervorragende Forschungen seiner Doktoranden, die Einrichtung einer Assistenz und die erste Habilitation im Fach gehörten ebenso dazu wie das Promotionsrecht. Zuletzt gipfelte dieses Engagement in den Planungen zur Einrichtung der ersten ordentlichen Professur für Zeitungskunde, die dann 1926 sein Nachfolger Erich Everth (1878-1934) übernahm. Bücher starb am 12. November 1930 in Leipzig. *Erik Koenen*

Dr. Erik Koenen ist Universitätslektor (in Vertretung) am Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI) der Universität Bremen und Herausgeber des Bandes *Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft* (2016).

Esprit statt Mondänität

Als „Salondame“ späteren Verständnisses wäre Henriette Herz völlig missverständlich beschrieben. Als Gastgeberin führte sie fast die gesamte intellektuelle Prominenz Berlins der Spätaufklärung in ihrem Hause zusammen.

Henriette Herz kam am 5. September 1764 in Berlin zur Welt. Ihr Vater war der Arzt Benjamin de Lemos, portugiesisch-jüdischer Abstammung, ihre Mutter eine geborene Charleville, die zweite Ehefrau ihres Vaters. Henriette war die älteste von insgesamt sieben Kindern. Wie es in vielen wohlhabenderen Familien (nicht nur den jüdischen) für Mädchen üblich war, wurde Henriette privat unterrichtet, im Vordergrund standen Sprachen und Klavierunterricht, aber auch Rechnen und Geographie.

Mit gerade einmal zwölf Jahren wurde Henriette mit Marcus Herz, einem schon bekannten Philosophen und Arzt, verlobt. Zwei Jahre später heiratete sie ihn, die Ehe blieb kinderlos. Sie war geprägt davon, dass Marcus Herz seine junge Ehefrau zunächst unterrichtet hat. Als Schüler Kants kannte er viele Persönlichkeiten seiner Zeit, vor allem Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn.

Henriette erwies sich als eine sehr dankbare, neugierige und wache Schülerin. Dass Marcus Herz sie wie ein Kind behandelte, was wohl auch an ihrem Alter lag, war die Kehrseite dieser Beziehung. Henriette begann jedoch bald eigene Interessen auszubilden, sich mehr für Literatur und Kunst als für Philosophie und Medizin zu interessieren und letztlich entstand aus diesen Interessen die Idee, einen Raum für gesellige intellektuelle Gespräche zu schaffen.

So wurde Henriette Herz 1784 Gründerin des ersten Berliner Salons, der wirkliche Berühmtheit erlangte. Bedeutende Persönlichkeiten trafen hier zusammen, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Schleiermacher, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Dorothea Veit, Rahel Levin, Jean Paul, David Friedländer, Karl Philipp Moritz und viele andere mehr. Der Salon pflegte eine zwanglose Form der Geselligkeit, die es erlaubte, dass Juden und Nichtjuden, Adlige und Bürger, Männer und Frauen und viele verschiedene Berufsgruppen und Stände miteinander ins Gespräch kamen. Nach Henriette Herz gab es noch weitere Salons nach ihrem Vorbild, den der unverheirateten Rahel Varnhagen, der dadurch eine besondere Prägung aufwies und unter anderem auch dem Prinz Louis Ferdinand von Preußen und seiner Geliebten Pauline Wiesel Obdach bot, und wenig später der von Dorothea Schlegel, der ältesten Tochter von Moses Mendelssohn, die sich für ihre große Liebe Friedrich Schlegel scheiden ließ und zum Katholizismus übertrat.

Zwei Umzüge, ein Todesfall

Auch als das Ehepaar Herz in die Neue Friedrichstraße zog, wurde der Salon fortgeführt, sogar 1803, als Marcus Herz starb und Henriette Herz in ein kleineres Haus in der Markgrafenstraße 59 zog, gab sie den Salon nicht auf.

Erst der Sieg Napoleons und die veränderte politische Lage setzten dem Salon 1806 ein Ende. Einige mittellose Studenten lud sie jetzt zu einem Freitisch ein und erfreute sich an den Gesprächen mit den jungen Menschen. Henriette Herz war fortan viel auf Reisen. 1810 lernte sie in Dresden Goethe kennen, nachdem sie Schiller 1804 in ihrem Salon begrüßen hatte können.

Als ihre Mutter 1817 starb, ließ Henriette Herz sich taufen und unternahm bald darauf eine Reise nach Rom, wo sie einige der Persönlichkeiten, die in ihrem Salon verkehrten, traf. Aus den wenigen Berliner Jahren waren lebenslange Freundschaften entstanden, zum Beispiel die zu Alexander von Humboldt und Caroline von Humboldt. Ende der 1820er Jahre diktierte sie Julius Fürst ihre Erinnerungen an ihren Berliner Salon, posthum erschien 1850 in Berlin: *Henriette Herz: Ihr Leben und ihre Erinnerungen*.

Am Ende ihres Lebens war Henriette Herz kaum in der Lage, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen; der König gewährte ihr schließlich eine Rente von 500 Talern jährlich. Zwei Jahre später starb Henriette Herz am 22. Oktober 1847. Begraben wurde sie auf dem Friedhof II der Jerusalems- und Neue Kirch-Gemeinde, Blücherplatz/Zossener Strasse. *Iris Hermann*

Bild: Anton Graff (1792), Wikimedia Commons

„Für Kinder ist nur das Beste gut genug!“

Mit Stoffelefanten und Teddybären begründete Margarete Steiff im schwäbischen Giengen an der Brenz einen Weltkonzern, der bis heute besteht – keine Selbstverständlichkeit für eine behinderte und ledige Frau um die Wende zum 20. Jahrhundert.

Das kleine Mädchen im lila Samtkleidchen läuft auf den Weihnachtsbaum zu. Die bunten Kugeln und die leuchtenden Kerzen am Baum nimmt es gar nicht wahr. Nur den Teddybären, der unter dem Baum sitzt. Ihn nimmt es in die Arme und vergräbt sein Gesicht in das flauschige Fell.

Das kleine Mädchen war ich. Und auch heute noch, über drei Jahrzehnte später, wartet mein Teddy auf mich, wenn ich mein Elternhaus besuche. Sein Fell glänzt nicht mehr und seine Augen sind schon ein wenig matt, aber der Knopf im Ohr sitzt noch immer. Mittlerweile kuschelt mein Sohn mit dem treuen Begleiter meiner Kindertage. Und mit weiteren, neueren Tieren: Da wären Hoppel, der Hase, Sissi, das Schwein und Karl-Heinz, der Kiwi. Wie uns dürfte es unzähligen Kindern in Deutschland gehen, die mit Teddybären und Plüschtieren aus dem Hause Steiff aufgewachsen sind.

Begründet hat das Unternehmen Margarete Steiff, die am 24. Juli 1847 in Giengen an der Brenz zur Welt kommt. Im Alter von 18 Monaten erkrankt sie an Kinderlähmung. Ihre Beine sind fortan gelähmt, ihren rechten Arm kann sie nur unter Schmerzen belasten. Ein Schock für alle Eltern, doch Mitte des 19. Jahrhunderts hat die Diagnose noch weitreichendere Konsequenzen. Margarete, so fürchten ihre Eltern, wird ihr Leben lang auf ihre Fürsorge und wirtschaftliche Unterstützung angewiesen sein und den ihr zugedachten Platz als Ehefrau und Mutter nicht einnehmen können. Doch Margarete ist hartnäckig, besteht darauf, die Schule zu besuchen, und wird von ihren Geschwistern mit einem alten Leiterwagen zum Schulhaus gefahren – so schildert es zumindest die Filmbiographie aus dem Jahr 2005, in der Heike Makatsch die erwachsene Margarete Steiff verkörpert.

Gegen den Widerstand ihrer Eltern, vor allem ihrer Mutter, die ihr wenig zutrauen, besucht sie schließlich eine Nähschule. Trotz der Schmerzen in ihrer Hand bewährt sich Margarete, so dass ihr Vater ihr 1874 im Elternhaus ein Arbeitszimmer einrichtet, eine eigene kleine Schneiderei. Von ihrem ersten selbstverdienten Geld kauft sich Margarete eine Nähmaschine – eine technische Neuerung, die zu diesem Zeitpunkt erst seit wenigen Jahren industriell hergestellt wird und in einem kleinen Städtchen auf der Schwäbischen Alb noch nicht sehr verbreitet gewesen sein dürfte. Dass sie das Schwungrad auf der rechten Seite nur mit Mühe bedienen kann, löst sie ganz pragmatisch: Die Nähmaschine dreht sie kurzerhand um.

Es soll nicht lange dauern, bis Margarete sich selbstständig macht und ein eigenes Filzkonfektionsgeschäft gründet. Ihre selbst angefertigten Kleidungsstücke und Haushaltsartikel kommen bei ihren Kundinnen so gut an, dass Margarete mehrere Näherinnen beschäftigen kann. Es mag in einer kleinen Pause zwischen den Nähaufträgen gewesen sein, dass sie ein Schnittmuster für einen kleinen Stoffelefanten in einem Modejournal erblickt. Margarete versucht sich an dem „Elefäntle“ – doch es verkauft sich nicht wie gedacht als Nadelkissen, sondern als Kinderspielzeug.

Bei einem Rüsseltier bleibt es nicht; sechs Jahre später setzt Margarete 5.000 Elefanten ab. Ihnen folgen Affen, Esel, Pferde, Kamele, Schweine, Mäuse, Hunde, Katzen, Hasen und Giraffen, die einen illustrierten Katalog notwendig machen, der erstmalig 1892 erscheint. Darin auch Margaretes Motto: „Für Kinder ist nur das Beste gut genug!“ Im Folgejahr findet sich die „Margarete Steiff Filzspielwarenfabrik Giengen/Brenz“ ins Handelsregister eingetragen.

Margarete bleibt unverheiratet und kinderlos, doch sie hat einen Lieblingsneffen, der in Stuttgart Kunst studiert und im dortigen Tiergarten besonders gerne die Braunbären zeichnet. Auf Grundlage seiner Skizze entwirft Richard Steiff einen Plüschbären mit beweglichen Armen und Beinen. Seine Tante ist skeptisch, doch Richard darf „Bär 55 PB“ – 55 cm groß, Plüsch, beweglich – auf der Leipziger Spielwarenmesse präsentieren. Die Besucher sind wenig begeistert, doch schließlich findet sich ein amerikanischer Händler, der sich nicht an dem an einen Roboter erinnernden Namen stört und 3.000 Exemplare bestellt. Den Verkaufserfolg des Teddybären – 1907 werden fast eine Million gefertigt –, benannt nach dem amerikanischen Präsidenten Theodore „Teddy“ Roosevelt, bekommt Margarete noch mit, bevor sie im Jahr 1909 verstirbt. Und so kommt es, dass heute sogar Prinz William und seine Frau Kate ihren Kindern Steiff-Tiere mitbringen, wenn sie von royalem Besuch in Deutschland heimkehren. *Isabel Stanoschek*

Bild: Isabel Stanoschek

Bild: Vera Katzenberger

Universalkünstler und unsteter Geist

Am 25. Juni 1822 starb E.T.A. Hoffmann im Alter von 46 Jahren. Zum 200. Todestag wird sein Œuvre gewürdigt, wie beispielsweise mit der Ausstellung *Unheimlich Fantastisch*, die in Berlin, Frankfurt und Bamberg zu sehen sein wird.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann wurde am 24. Januar 1776 in Königsberg geboren. Als „Schwarz-Romantiker“ und Geschichtenerzähler ist er mit Texten wie *Der goldene Topf* (1814), *Der Sandmann* (1816), *Ritter Gluck* (1809), *Nußknacker und Mausekönig* (1816) oder *Lebensansichten des Katers Murr* (1819/21) in den Schul- und Bildungskanon eingegangen. Dabei wäre es zu kurz gegriffen, den vielseitig begabten Hoffmann auf die Formel des „Gespenster-Hoffmanns“, wie er mitunter genannt wird, zu reduzieren. Sein facettenreiches Werk reicht von satirischen Stücken über allerhand Phantastisches zur Thematisierung psychologischer Phänomene.

Obwohl er uns heute besonders als Literat bekannt ist, galt seine große Leidenschaft vor allem der Musik. Bereits ab 1790 nahm Hoffmann Musik- sowie Zeichenunterricht. Der familiären Tradition folgend – Vater sowie Großvater waren Juristen – studierte er 1792 im Alter von 16 Jahren Jura. Sein Interesse galt von Beginn an weniger der Juristerei als der Musik, der Kunst und der Literatur. So äußert er 1795 gegenüber seinem Freund Theodor Gottlieb von Hippel: „Wenn ich von mir selbst abhinge, würd’ ich Componist.“

In dieser Zeit entstehen bereits erste Kompositionen und Romane, letztere sind heute nicht mehr erhalten. Hoffmanns Lebensweg ist von Wohnortswechseln, Strafversetzungen und kleineren Skandalen geprägt. Nach dem zweiten Examen nahm er bei Johann Friedrich Reichardt in Berlin Kompositionsunterricht und komponierte 1799 das dreiaktige Singspiel *Die Maske*.

In Posen erhielt Hoffmann 1800 zunächst eine Stelle als Assessor, nach der Promotion erfolgte die Ernennung zum Regierungsrat. Zum Ausgleich zu seiner gerichtlichen Arbeit wandte er sich der Musik zu, vertonte und komponierte kleinere Stücke und fertigte Karikaturen der preußischen hohen Gesellschaft an, die ihn mitunter seine Stelle kosteten. Mit seiner lebenslangen Gefährtin Marianne Thekla Michaelina Rorer-Trzcynska, genannt Mischa, die er 1802 geheiratet hatte, gelangte er im selben Jahr nach Warschau, wo er am Obergericht tätig wurde. Neben seiner Arbeit als Regierungsrat wirkte Hoffmann auch dort an diversen Opern, Musikstücken und Konzerten mit. Der große Stellenwert der Musik für Hoffmann drückt sich auch in der im Alter von 28 Jahren vorgenommen Namensänderung aus. Hoffmann nannte sich selbst aus Verehrung für Wolfgang Amadeus Mozart zu Ernst Theodor *Amadeus* – kurz E.T.A. – um. Hoffmanns künstlerische, vor allem musikalisch intensive Zeit, endete durch Napoleons Einmarsch 1806. Mit der Flucht nach Berlin begann die prekäre Lage, die mit der Anstellung als Musikdirektor in Bamberg nur vorübergehend aufgehoben werden konnte.

Der Beginn der schriftstellerischen Karriere

Am 1. September 1808 trat Hoffmann seine Stelle als Musikdirektor in Bamberg an. Zusammen mit seiner Frau bezog er das Haus am Zinkenwörth 56, das heute unter der Anschrift Nonnenbrücke 10 zu finden ist. Julius von Soden, der Bamberger Theaterdirektor, hatte auf Hoffmanns Gesuch reagiert und ihm die Stelle verschafft. Dass dieser zu Hoffmanns Antritt jedoch selbst nicht mehr als Direktor tätig war, verschlechterte Hoffmanns Lage. Von Beginn an hatte er mit Widrigkeiten zu kämpfen und verlor seine Stelle bereits kurze Zeit später wieder. Zu dieser Zeit erfolgte ebenfalls der Umzug ins Zinkenwörth 50, heute als E.T.A-Hoffmann-Haus am Schillerplatz 26 bekannt. Die Erzählung *Ritter Gluck* (1809), die als erste Erzählung gilt, entstand vermutlich im Mai 1808 und wurde in der *Allgemeinen Musikalischen Zeitung* (*AMZ*) im Februar 1809 gedruckt. Hoffmann siedelt die Geschichte in Berlin des frühen 19. Jahrhunderts an.

Bereits diese Erzählung greift Grundmotive und Verfahren auf, die sich durch Hoffmanns Werk ziehen werden. So ist auch *Ritter Gluck* von einer Mischung aus Phantastischem und Realem gekennzeichnet: Der verstorbene Komponist Christoph Willibald Gluck begegnet dem Ich-Erzähler auf wundersame Weise. Ob es sich hierbei um einen Doppelgänger handelt oder um das Ergebnis einer wahnsinnigen und traumhaften Imagination, bleibt offen.

Ein Hund, der nicht beißt, nicht bellt – aber spricht

Phantastisches findet sich auch in der satirischen Erzählung *Nachrichten von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza* (1814), die von der Bamberger Umgebung inspiriert wurde und in der der Hund Berganza einem Ich-Erzähler von seinem Leben berichtet und dabei zeitgenössische Fragen und gesellschaftliche Ereignisse reflektiert. Im hiesigen Hainpark am Rande der Schillerwiese findet sich ein Denkmal, das an Hoffmann und Berganza erinnert.

Dank der Verbindung zu Franz von Holbein, der zwischen 1810 und 1812 Theaterdirektor in Bamberg war, konnte Hoffmann als Kapellmeister, Komponist und Bühnenbildner weiterhin unregelmäßig am Theater tätig sein. Um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können, gab Hoffmann zusätzlich der wohlhabenden Bamberger Gesellschaft Klavier- und Gesangsunterricht. Der Skandal um die Schwärmerei für die minderjährige Julia Mark führte jedoch dazu, dass er in der fränkischen Stadt kaum mehr Fuß fassen konnte, insbesondere nachdem die öffentliche Auseinandersetzung zwischen Hoffmann und Julia Marks zukünftigen Ehemann für großes Aufsehen gesorgt hatte.

Hoffmanns unstetes Leben – die häufigen Umzüge, Geldsorgen und der hohe Alkoholkonsum – zeichnen das Bild eines Mannes, der wenig Erfolg in lebenspraktischen Fragen hatte, umso erfolgreicher war jedoch seine künstlerische Laufbahn. Sein Schaffen beschränkte sich in dieser Zeit nicht nur auf literarische Stücke, er schrieb neben zahlreichen Kompositionen auch Kritiken, Rezensionen und Aufsätze. So auch die bekannte und erfolgreiche Rezension zu Beethovens 5. Sinfonie. Unter der Schirmherrschaft des Verlegers und Freundes Carl Friedrich Kunz wurden seine Texte erstmals gebündelt publiziert.

1814 erschienen die ersten beiden Bände der Sammlung *Fantasiestücke in Callot’s Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten* in Bamberg. Hoffmanns musische Leidenschaft findet sich nicht nur in der Programmatik der *Fantasiestücke* wieder, sondern auch in seinen Texten selbst. Am deutlichsten zeigt sich dies in der literarischen Figur des Johannes Kreislers, der in der Forschung lange Zeit als Hoffmanns Alter Ego verstanden wurde.

Im Jahr 1813 verließ Hoffmann erleichtert die fränkische Kleinstadt und gelangte nach Leipzig und Dresden, wo er als Musikdirektor eine Anstellung fand: „Meine Lehr- und Marterjahre sind nun in Bamberg abgebüßt, jetzt kommen die Wander- und Meisterjahre.“ Als Strafrichter und populärer Autor brachte ihn seine letzte Station erneut nach Berlin.

Fantasie- und Nachtstücke

In Hoffmanns erster großer Buchpublikation der *Fantasiestücke* (1814/15) ist neben *Don Juan* (1813), *Kreisleriana Nro. 1-6* (1810-14) und weiteren Texten auch *Der goldene Topf* zu finden. In diesem „Märchen aus der neuen Zeit“ lässt Hoffmann den Studenten Anselmus auf dem Weg zum Schriftsteller Wunderliches erleben. Mit der Begegnung mit dem „Apfelweib“, deren Figur von einem Bamberger Türknauf inspiriert ist, beginnt die Reise des linkischen Anselmus.

Einmal mehr wird von zwei Welten, einer wunderbaren (Atlantis) und einer realen (Dresden) erzählt. Analog zu Hoffmanns anderen Erzählungen, entsteht durch das Spiel mit Phantastik und Realität eine vielschichtige und ambivalente Perspektive auf die Wirklichkeit, deren Entschlüsselung am Ende in die Hand der Leser*innen selbst gelegt wird. Ähnlich vielschichtig verhält sich die Erzählung, die im Zyklus *Nachtstücke. Herausgegeben von dem Verfasser des Fantasiestücke in Callots Manier* 1816 erschienen ist und zu Hoffmanns populärsten Texten gehört: *Der Sandmann*. Von drei unterschiedlichen Erzählstimmen

(Nathanael, Clara und der Erzählinstanz) wird die Geschichte des jungen Nathanaels erzählt. Im Advokaten Coppelius, der mit seinem Vater spätabends geheimen Geschäften nachgeht, sieht der kleine Junge den bösen Sandmann, der den Kindern nachts die Augen stiehlt.

Ein Vordenker künstlicher Intelligenz?

Jahre später wird das Trauma der Schreckensfigur des Sandmanns erneut hervorgerufen, als Nathanael diesen im Wetterglashändlers Coppola zu erkennen glaubt. In Abwesenheit seiner Verlobten Clara verliebt er sich in die Holzpuppe Olimpia und verliert schließlich gänzlich den Bezug zur Realität. Die Erzählung endet mit Nathanaels Suizid.

Es sind die Themen des Wahnsinns, die Ambivalenz der Imagination, die Mensch-Maschine-Problematik, das Spiel mit der Perspektivierung, die Hoffmanns Text noch heute anschlussfähig machen. Nicht zuletzt zeugt die theatralische Rezeption der Hoffmann'schen Stoffe auf Deutschlands Bühnen von dessen Popularität (so jüngst am ETA Hoffmann Theater in Bamberg). In Hoffmanns Texten begegnet man Phantastischem als Übernatürlichem, psychologischen Figurenkonzeptionen und unheimlichen Begebenheiten, deren Wirklichkeitsstatus sich nicht eindeutig zuordnen lässt.

So bleibt auch im *Sandmann* bis zuletzt offen, was sich tatsächlich und was sich lediglich in Nathanaels Phantasie abspielt. Mit seinen unterhaltsamen und vielschichtigen Texten, die sich an der Schnittstelle zum modernen Erzählen bewegen, gilt Hoffmann bis heute als herausragender Literat. Im Alter von gerade einmal 46 Jahren stirbt er nach schwerer Krankheit. Seiner Frau hinterlässt er Schulden und den Nachlass, der neben den literarischen Texten auch seine umfangreiche Stückekomposition, darunter seine bekannte *Undine*-Oper, beinhaltet.

Tabea Lamberti

Tabea Lamberti ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Jena im DFG-Graduiertenkolleg „Modell Romantik".

Die Macht des Troja-Narrativs

Der Selfmade-Millionär aus Mecklenburg, der sich selbst Altgriechisch beibringt, mit Homers *Ilias* in der Hand Troja entdeckt und dort den „Schatz des Priamos" ausgräbt – so wollte Heinrich Schliemann wahrgenommen werden. Wie sehen wir ihn heute?

Als fünftes von neun Pastorenkindern verbrachte Johann Ludwig Heinrich Julius Schliemann, geboren am 6. Januar 1822, eine freudlose und karge Jugend unter einem strengen und wohl auch cholerischen Vater. Der konnte seinem aufgeweckten und sprachbegabten Sohn das Gymnasium nur wenige Monate finanzieren und gab ihn mit 14 Jahren in eine Kaufmannslehre. Schliemanns Kaufmannskarriere verlief außerordentlich erfolgreich – als Bankgründer im Goldrausch in Sacramento und vor allem als Kaufmann in St. Petersburg wurde er zunächst mit Kolonialwaren und später während des Krimkriegs (1853-1856) mit Munitionsrohstoffen zum Multimillionär.

Mit Anfang vierzig konnte er endlich darangehen – so stilisierte er es später in seinen autobiographischen Schriften –, seinen Kindheitstraum wahr zu machen: das antike Troja zu finden. Er verkaufte sein Unternehmen, lernte zusätzlich zu den 16 modernen Sprachen, die er mittlerweile beherrschte, Latein und Griechisch sowie Sanskrit und studierte Altertumskunde an der Sorbonne in Paris. 1868 trat er seine erste Forschungsreise durch Griechenland an, auf der Suche nach den Palästen wichtiger Helden aus den Epen Homers. Damit war die Grundlage für seine großen archäologischen Unternehmungen der folgenden Jahre gelegt: Zwar fand er auf dieser ersten Reise weder auf Korfu noch auf Ithaka irgendwelche Spuren von Odysseus, doch unternahm er in der kleinasiatischen Küsten- und Flussebene der Troas bereits erste Forschungen zur Lage Trojas, der Stadt des Priamos. In den folgenden Jahren nahm er zunächst an der Burg des Agamemnon in Mykene ergiebige Ausgrabungen vor (1874-1876), bei denen er unter anderem die heute umstrittene goldene ‚Maske des Agamemnon' zutage förderte.

Die größte und andauernde internationale Bekanntheit auch außerhalb der Fachwelt erlangte er durch seine Ausgrabungen in Troja (1870-1873 und ab 1878 mit wissenschaftlicher Begleitung durch den Archäologen Wilhelm Dörpfeld und andere). Dort soll der Sage nach der zehn Jahre währende Trojanische Krieg stattgefunden haben, in dessen letztem Kriegsjahr die Handlung der homerischen *Ilias* spielt.

Das Epos stammt aus dem späten 8. Jh. v. Chr. und ist der früheste erhaltene Text der griechischen Literatur; die darin beschriebenen Ereignisse spielten schon für den Dichter und seine Zeitgenossen in grauer Vorzeit, nämlich in der Zeit der großen mykenischen Palastkulturen im 12. Jh. v. Chr. Schon in der Antike wurde der Ort Troja von der lokalen Bevölkerung als eine Art Freilichtmuseum mit Relikten aus dem Trojanischen Krieg inszeniert, so dass beispielsweise Alexander der Große auf seinem Kleinasien-Feldzug 334 v. Chr. dort das (vermeintliche) Grab seines Idols Achill besuchen konnte.

Die Lokalisierung des antiken Troja in der Troas nahm Schliemann nicht etwa, wie er selbst gerne kolportierte, mit dem Homer-Text in der Hand ganz alleine vor, sondern ihm kam der Zufall zu Hilfe: Er traf auf den britischen Archäologen und Diplomaten Frank Calvert, der ebenfalls auf der Suche nach dem antiken Troja war und seit Jahren Hinweise rund um den

Die sogenannte Maske des Agamemnon aus Mykene, eine Totenmaske aus dünnem Gold, die tausend Jahre älter datiert wird als die homerischen Heroen – wenn sie nicht, wie in der neueren Forschung bisweilen argumentiert wurde, eine von Schliemann beauftragte Fälschung ist. Bild: Die Buche, CC BY-SA 3.0, Wikipedia

Hügel von Hisarlık verfolgte – dem aber inzwischen nach ersten Grabungen das Geld ausgegangen war. Schliemann konnte an diese Lokalisierung und Vorarbeiten unmittelbar anknüpfen und verstand es, die Entdeckung von Troja in der Öffentlichkeit als seine eigene Leistung darzustellen, auch wenn er in privaten Briefen den Anteil Calverts nicht verschwieg.

Der Hügel von Hisarlık weist zehn Siedlungsschichten von der frühen Bronzezeit bis in die Spätantike auf; Schliemann interessierte sich fast ausschließlich für die Schicht VIa, die er als das Troja des Priamos verstand. Mit dem sogenannten „Schliemann-Graben" zog er eine brachiale Schneise durch den Ausgrabungsbereich, wodurch wichtige Bodenfunde aus den anderen Schichten unwiederbringlich verloren gingen. Doch sollte man ihm zugutehalten, dass die Ausgrabungstechniken noch nicht heutigen Standards der Vor- und Frühgeschichtsforschung entsprachen und dass er in seinen späteren Grabungen und Grabungsberichten wissenschaftlichen Ansprüchen sehr viel sorgfältiger gerecht wurde.

Die heutige Forschung streitet darüber, ob in Hisarlık wirklich das antike Troja gefunden wurde. Es ist gewiss ein hochinteressanter Siedlungsort mit einer langen, wenn auch nicht lückenlosen Siedlungsgeschichte. Durch die Rezeptionsgeschichte seit Schliemann wird man diesen Ort aber auch schwer von Troja und seinem Mythos lösen können. Das zeigt sich deutlich bei Grabungskampagnen, die der Tübinger Vor- und Frühgeschichtler Manfred Korfmann seit 1995 unternahm, zunächst nur, um eine wichtige bronzezeitliche Siedlung zu untersuchen – aber allein um Grabungsgenehmigungen und zeitweilig eine halbe Million pro Jahr von Daimler Chrysler als Forschungsmittel für die Grabungen zu erhalten, konnte er den Zusammenhang mit Troja schwerlich ablehnen.

Was bleibt von Schliemann, bei aller Kritik? Er hat die wissenschaftliche Disziplin der Archäologie insofern revolutioniert, als er den Blick von der kunstästhetisch ausgerichteten Archäologie eines Johann Joachim Winckelmann, dem die Kunst der klassischen Zeit (5./4. Jh. v. Chr.) als unerreichbares Stilideal galt, auf die schriftlose Vor- und Frühgeschichte des 12. bis 8. Jh. v. Chr. gelenkt hat. Zugleich verstand er es meisterhaft, sein Bild in der Öffentlichkeit selbst zu gestalten – wobei er einige ikonische Klischees sowohl nutze als auch weiter prägte: den Selfmade-Millionär, den Privatgelehrten, Weltenbummler und Abenteurer, den archäologischen Schatzsucher. *Sabine Vogt*

Dr. Sabine Vogt ist Professorin für Klassische Philologie mit dem Schwerpunkt Gräzistik an der Universität Bamberg.

Volk als „Inhaber und Stifter“ der Staatsmühle

Wenn es um die Breitenwirkung der deutschen Aufklärung geht, dann gibt es keine bedeutendere Persönlichkeit als Rudolph Zacharias Becker, der am 28. März 1822 in Gotha starb.

Der Publizist und Verleger wirkte mit seinem *Noth- und Hülfsbüchlein* als Pionier der größten Bürgerinitiative des 18. Jahrhunderts, mit seinen Zeitschriften war er mitverantwortlich für eine von aufklärerischem Geist geprägte Öffentlichkeit. Geboren am 9. April 1752 in Erfurt, war er seit 1784 in Gotha ansässig. Er wuchs in dürftigen Verhältnissen auf, studierte ab 1769 vorwiegend Theologie, brach das Studium aber ab und wurde Hofmeister, Lehrer also in einer wohlhabenden Familie.

Beckers Name wurde in der aufgeklärten Öffentlichkeit durch seine Antwort auf die Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften für 1780 bekannt. Einem Diktat Friedrichs II. folgend, stellte sie zur Debatte, ob es nützlich sein könne, das Volk zu täuschen. Gegen die Argumentation, das Volk gingen die öffentlichen Angelegenheiten nichts an, es verhalte sich damit wie mit dem Bau einer Mühle, die das Korn darum nicht besser mahlte, wenn der Müller ihren Mechanismus kenne, formulierte Becker erstaunlich moderne Auffassungen über das Verhältnis von Regierungen und Regierten. Wer solche Positionen beziehe, der habe nicht bedacht, „daß das Volk, das auf der politischen Mühle gemahlen wird, Empfindungen von Schmerz und Vergnügen habe, daß es ihm daher nicht einerlei sein kann, wie es gemahlen werde, und daß es zugleich Inhaber und Stifter der Mühle sei, deren Verwaltung der Regierung anvertraut ist, und die dem Volke davon Rechenschaft geben sollte.“

Becker erhielt den Preis der Akademie, wurde 1782 Lehrer am Philanthropin in Dessau, wandte sich ab 1784 aber der Herausgabe der *Deutschen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde* zu und schrieb die erste Ankündigung des *Noth- und Hülfs-Büchleins,* durch das er zum wichtigsten Vertreter einer Philosophie der praktischen Aufklärung und zugleich zur zentralen Figur jener Aufklärer wurde, die ihr Gedankengut in popularisierter Gestalt auch dem „gemeinen Volk“ zugänglich machen wollten. Die massiv betriebene Werbung für dieses *Volksbuch* mündete in die größte Buchsubskription des 18. Jahrhunderts: Bis 1788 gingen 28.000 Vorbestellungen ein. Im selben Jahr erschienen bei Göschen und in Beckers Verlag vier textidentische Erstausgaben des *Noth- und Hülfs-Büchleins für Bauersleute, oder lehrreiche Freuden- und Trauer- Geschichte des Dorfs Mildheim,* die sich lediglich durch Druck und Ausstattung unterschieden. Die Erstauflage hatte eine Höhe von 30.000 Exemplaren. Ratschläge zur Land- und Hauswirtschaft sowie zu einer vernunftgemäßen Lebensführung insgesamt sind in eine unterhaltsame Rahmenerzählung eingebettet. Neben praktischer Lebenshilfe sollte die Schrift den einfachen Leser dazu anhalten, selbst zu denken und zu prüfen. Als beispielgebend erwiesen sich die von Becker gewählten neuartigen Vertriebswege. Er setzte erfolgreich auf die aufklärerisch engagierten Gebildeten, insbesondere auf Geistliche, durch die die Schrift erst an das eigentliche Zielpublikum weitervermittelt wurde. Daneben wurde es durch die Obrigkeit über Verschenkaktionen oder durch die Einführung als Schulbuch verbreitet. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren etwa 400.000 Exemplare dieser verbreitetsten weltlichen Schrift des 18. Jahrhunderts an die Leser gebracht; zahllose Bearbeitungen, Raubdrucke, Neuauflagen und Titeladaptionen dokumentieren eine breite Wirkung und einen herausragenden Buchhandelserfolg, der sich durch mindestens zehn Übersetzungen auch im Ausland fortsetzte.

Unter Beckers Schriften für ein gebildetes Lesepublikum nahmen die *Nationalzeitung der Teutschen* und der *Reichs-Anzeiger* einen herausragenden Platz ein. Ein Aufsatz Beckers führte 1811 zu seiner Verhaftung durch die französische Besatzungsmacht. An ihm sollte seiner großen Bekanntheit wegen ein Exempel statuiert werden. Eine 17 Monate dauernde Festungshaft wurde erst durch die persönliche Intervention seiner Frau Caroline bei Napoleon beendet. Während der letzten Lebensjahre führte Becker seine publizistische und verlegerische Tätigkeit fort, unermüdlich wirkte er auch im 19. Jahrhundert weiter für die Bewahrung und Popularisierung aufklärerischen Gedankengutes.

Holger Böning

Bild: Rudolph Zacharias Becker, nach einem Gemälde von J.F.A. Tischbein, Philadelphia Museum of Arts Wikimedia Commons

Kunstblumenproduzent, Publizist und Verleger

Friedrich Justin Bertuch war gleichsam eine Institution in Weimar. Mit seinem *Journal des Luxus und der Moden*, dessen Titel zu einer Art sprichwörtlicher Redewendung geworden ist, wurde er berühmt in ganz Europa.

Am 30. September 1747 in Weimar geboren, wächst Bertuch mutterlos als Sohn eines Garnisonsarztes auf. Sein Studium der Theologie und der Rechtswissenschaften in Jena bricht er ab, was im 18. Jahrhundert selbst großen Karrieren nicht unbedingt geschadet hat. Wie so viele andere beginnt er als Hofmeister; als erste literarische Großtat übersetzt er 1774 den *Don Quichotte* und bringt ihn im Eigenverlag heraus. Die 1776 in Weimar initiierte, später von Goethe geleitete Zeichenschule sollte Schülern aller sozialen Schichten ermöglichen, ihre Kunst auszubilden, als Mitarbeiter an Wielands *Teutschem Merkur* sammelt er journalistische Erfahrungen. Seine unternehmerischen Talente zeigt er 1782 mit einer Manufaktur für künstliche Blumen, in der mit Christiane Vulpius die spätere Frau Goethes tätig ist. Erfolgreich empfiehlt Wieland Bertuch dem Herzog, bei dem er Verwalter des herzoglichen Vermögens wird.

1791 ist für Bertuch mit dem Privileg für ein Landes-Industrie-Comptoir ein entscheidendes Jahr. Das Unternehmen soll zur Belebung und Hebung der einheimischen Handwerke und Gewerbe beitragen, bald wird es mit mehreren hundert Personen der wichtigste Arbeitgeber Weimars. Schnell entwickelt sich der Verlag von etwa 2.000 Büchern und Periodika zur Hauptsache. Es waren dann die großen Zeitschriftenerfolge, die Bertuch zum Eigentümer und Direktor seiner Verlagsanstalt sowie zum Herausgeber und Anreger von Publikationen werden ließen. Die neuen Aktivitäten ermöglichen ihm ein mehrfach höheres Einkommen als das herzogliche Jahresgehalt von 300 Talern im Hofdienst, den er fünf Jahre nach der Verlagsgründung quittieren kann.

Das Verdienst Bertuchs und seines Verlages liegt darin, die in Weimar vorhandene Kluft zwischen geistiger Hochkultur und Rückständigkeit der Buchproduktion aufgehoben und aus der Stadt einen der führenden deutschen Verlagsorte entwickelt zu haben. Er verlegt die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, die wegen ihrer guten Honorare die besten Mitarbeiter verpflichten kann; bei ihm erscheinen zahlreiche Werke, die beweisen, dass aufklärerisches Engagement und ökonomisches Kalkül sich nicht ausschlossen. Bertuch baute ein die Zentren der deutschen Aufklärung und internationale Korrespondenzpartner einschließendes Korrespondenznetz auf und ermöglichte eine auch kommerziell erfolgreiche Wissens- und Informationsvermittlung. Sein wunderbares, monatlich als periodische Schrift erscheinendes *Bilderbuch der Kinder* hat eine Auflage von 3.000 Exemplaren und kann als eines der ersten enzyklopädisch ausgerichteten Sachbücher gelten. Sein 1786 gegründetes und gemeinsam mit dem Maler und Kupferstecher Georg Melchior Kraus in 42 Bänden herausgegebenes *Journal des Luxus und der Moden* könnte man als erste Illustrierte bezeichnen. Gelesen wurde es in ganz Europa.

„Größter Virtuos im Aneignen fremder Federn“

Bemerkenswert ist Bertuchs Orientierung auf ein bildungsbeflissenes und in Grenzen zahlungskräftiges und zahlungswilliges bürgerliches Publikum, das sich die neuesten Erzeugnisse der Künste und Entdeckungen der Wissenschaft in fasslicher Darstellungsweise und gefällig ausgestattet aneignen wollte. Er war spezialisiert auf gleichermaßen anspruchsvolle wie populäre Literatur. Gut verstand er es, unterschiedliche Publikumssegmente wie Frauen, Kinder, Jugendliche oder Ungelehrte zu bedienen. In Maßen fühlte er sich bei der Popularisierung der Wissenschaften wohl auch einem Bildungsauftrag verpflichtet, wenn er *Über die Mittel Naturgeschichte gemeinnütziger zu machen* schreibt: „Wissenschaft hat erst dann ihre hohe edle Bestimmung erreicht, wenn sie ihre Wohltaten über das gemeine Leben verbreitet, das wissenschaftliche Gewand auszieht, und ihre kostbaren Schätze dem Layen in die Hände legt; wenn dieser ihre Resultate für sein Leben benutzen, und sich dadurch glücklicher machen kann.“ Buchhandelsgeschichtlich sind seine programmatischen Entwürfe zur Reform des deutschen Verlagsbuchhandels wichtig.

Über Bertuchs Verhältnis zu Goethe ist viel gerätselt worden, zählt der Verleger doch zu den wenigen, denen der Dichter das brüderliche Du antrug, aber auch wieder entzog. Sein Urteil, Bertuch sei „der größte Virtuos im Aneignen fremder Federn“, entsprach den Tatsachen, war aber sicher nicht nur positiv gemeint.

Holger Böning

Bild: Friedrich Justin Bertuch, *Bilderbuch für Kinder*, Fabelwesen, Wikimedia Commons

Holger Böning ist Medienhistoriker und spezialisiert auf die Geschichte von Zeitungen und Zeitschriften der Vormoderne.

Gewichtiges Symbol aller Entzifferungen

Dass wir heute ägyptische Hieroglyphen verstehen können, ist dem akribischen Spürsinn eines jungen Franzosen zu danken: Jean-François Champollion. Vor 200 Jahren entschlüsselte er die Inschrift auf dem Stein von Rosette.

Entzifferungen unbekannter Schriften sind so etwas wie der Heilige Gral der Sprachwissenschaft: eine begrenzte Zahl von Objekten, von denen sich einige hartnäckig der Entschlüsselung widersetzen. Auf Fachleute wie Laien üben sie als intellektuelle Herausforderung eine ungebrochene Faszination aus.

Gelungene Entzifferungen bleiben in der Regel mit dem Namen einzelner Forscher verknüpft, die den Grundstein zu ihrer Entzifferung gelegt haben. Manchmal sind es Außenseiter, nie aber völlige Laien. Bekannt sind z.B. die Entzifferung des (indoeuropäischen) Hethitischen durch Bedřich Hrozný im Jahre 1915 und die Entzifferung der Linear B-Schrift als mykenisches Griechisch durch Michael Ventris im Jahre 1952 (also vor genau 70 Jahren), bald unterstützt von John Chadwick. Hrozný war studierter Orientalist und Keilschrift-Experte; Ventris hatte eigentlich Architektur studiert und war insofern in strukturellem Denken ausgebildet; gleichzeitig war er sprachbegabt und -begeistert. Außenseitertum ist sogar manchmal von Vorteil, wenn es Unvoreingenommenheit bedeutet, weil der Erwartungshorizont von Fachleuten auch den Blick verstellen kann. Wer hätte z.B. vor der Entzifferung der Linear B-Schrift sein wissenschaftliches Standing darauf verwettet, dass die vorklassische Bevölkerung Griechenlands auch einfach schon ein altertümliches Griechisch gesprochen hat?

Der bekannteste Fall einer Schrift, die noch ihrer Entzifferung harrt, ist wohl der Diskus von Phaistos, ein einzigartiges Objekt aus dem südkretischen minoischen Palast: eine tellergroße runde Scheibe, die auf beiden Seiten mit Zeichen bestempelt ist, wobei eindeutig „Worttrennungen“ Gruppen markieren. An der Entzifferung des Diskos von Phaistos haben sich schon so viele Laien versucht, dass Fachleute inzwischen umgekehrt eher „die Finger davon lassen“, um nicht in peinliche Gesellschaft zu geraten.

Grundsätzlich müssen Entzifferungen neben der Identifikation der Sprache immer klären, ob es sich um eine Buchstabenschrift, eine Silbenschrift oder um Logogramme handelt – die Wahrscheinlichkeit der einzelnen Varianten, die sich zudem auseinanderentwickelt haben und deshalb Mischformen zwischen den einzelnen Typen kennen, hängt dabei stark vom historischen Kontext ab, regional wie zeitlich. Möglich ist auch der Fall, dass gar keine Schrift vorliegt, es sich vielmehr um Besitzmarken o.ä. handelt – letzteres ist aus sehr vielen Kulturen, von Zeichen auf antiken Töpferwaren bis zu mittelalterlichen Hauszeichen auf Rügen, die sich bis in die Neuzeit erhalten haben, belegt. Solche schlichten Besitzmarken haben sich auf der Welt mehrfach unabhängig voneinander entwickelt; sie benutzen ein schlichtes Basisinventar an Strichen und Bögen, das sich zum Einritzen, Einmeißeln etc. in das jeweils verwendete Material eignet. Sie sind keine Sprachzeichen.

Erfolgreiche Entzifferungen setzen u.a. voraus, dass die zur Verfügung stehenden Texte überhaupt lang genug sind. Genau diese Beschränkung ist beim Diskos von Phaistos ein ganz wesentliches Hindernis: Der Text ist zu kurz. Kryptographie braucht, wenn sie erfolgreich sein soll, längere Texte, die Strukturen und Muster in der Zeichenverteilung erkennen lassen. Nun war die Welt des Alten Orients, in der die Grundlage für die Schriften der westlichen Welt bis hin zu den indischen Schriften gelegt wurde, immer mehrsprachig: Indoeuropäische Sprachen und Völker (z.B. Griechisch, Hethitisch, Luwisch) trafen auf semitische und verwandte (z.B. Aramäisch, Phönizisch, Hebräisch, Arabisch, Ägyptisch). Die Völker führten Krieg miteinander, schlossen Friedensverträge, die Herrscher erließen Dekrete, markierten die Grenzen ihrer Reiches etc.: Alles dies Anlässe für sog. Bilinguen, d.h. Texte (in der Regel Inschriften) gleichen Inhalts, die in zwei verschiedenen Sprachen und/oder Schriften geschrieben wurden und sich somit an zwei oder mehr Bevölkerungsgruppen richteten, die Kontakt zueinander hatten oder im gleichen Reich zusammen lebten.

Ein geradezu „luxuriöser“ Fall einer Trilingue, also eines Paralleltextes in drei Schriften, wurde in dem Stein von Rosette, einem großen Fragment einer Stele, erkannt. Er enthält nämlich ein und denselben Text in ägpytischen Hieroglyphen (die man damals noch nicht lesen konnte), in Demotisch (einer jüngeren unterägyptischen Sprachform mit eigener Schrift, ebenfalls noch nicht lesbar) und in Griechisch – das als Alphabetschrift natürlich seit der Antike ohne Unterbrechung gelesen werden konnte. Zwar ist keiner der drei Texte vollständig, aber die inhaltliche Überschneidung der erhaltenen Teile doch so groß, dass sie die Basis für die Entzifferung abgeben konnte.

Gefunden wurde der Stein von Rosette am 15. Juli 1799 am westlichen Mündungsarm des Nils im damaligen Fort St. Julien, heute Fort Rosette (nach der in der Nähe liegenden Hafenstadt gleichen Namens), und das heißt: Während Napoleons Ägyptenfeldzug (1798-1801), auf dem ein großer Tross von Wissenschaftlern das Militär begleitete. Bei Abukir in der Nähe von Rosette fanden seinerzeit mehrere bedeutende Schlachten zwischen Franzosen und Engländern statt. Der Stein war Teil einer Stele und ist mit 762 kg und Maßen von ca. 112 x 76 x 28 cm im Wortsinne „ein dicker Brocken“. Wo die Stele allerdings ursprünglich aufgestellt war, bevor sie als Baumaterial für das Fort benutzt wurde, ist nicht bekannt, auch wurden die fehlenden Bruchstücke erneuter Suche zum Trotz nicht gefunden. Der Stein gilt als der bedeutendste Einzelfund der französischen Expedition – und befindet sich nach der Beschlagnahme durch die siegreichen Engländer heute als eine der Hauptattraktionen im Britischen Museum in London. Die französischen Forscher hatten gleich nach der Entdeckung mit Druckerfarbe Abzüge des Steines auf Papier gemacht – und sie durften nach heftigen Protesten alle wissenschaftlichen Dokumente und Unterlagen behalten, mussten sie also nicht den siegreichen Engländern aushändigen. Man war sich dabei von Anfang an sicher, dass der Stein eine Trilingue war. Der griechische Text wurde schon 1803 (mit Übersetzung) publiziert. Das Verständnis des Textes erlaubte auch die Datierung auf 196 v. Chr.

Das Geheimnis der Hieroglyphen

Der Zufall wollte es, dass ein Junge namens Jean-François Champollion 1802, im Alter von nur elf Jahren, erstmals mit den damals noch nicht lesbaren Hieroglyphen bekannt wurde; deren Entzifferung wurde für ihn wissenschaftliche Lebensaufgabe. Nach dem Schulbesuch in Grenoble studierte er bis 1809 in Paris und lernte dabei die für die damals entstehende Ägyptologie einschlägigen Sprachen, u. a. das Koptische. Schon mit 20 Jahren wurde er Professor für alte Geschichte. Seit seinem Studium konnte er sich mit dem Stein von Rosette (genauer: mit den Abdrücken) beschäftigen und arbeitete sich schrittweise voran: Zunächst widmete er sich dem Alphabet des Demotischen, bevor er sich an die Hieroglyphen wagte. Nach einem Dutzend Jahren mit Vorarbeiten, in denen er auch andere Hieroglyphen-Inschriften, vor allem die enthaltenen Namenskartuschen, zum Vergleich heranzog, begann er 1820 ernsthaft mit der Entzifferung, führte statistische Analysen durch und konnte 1822 den vollständigen Durchbruch verzeichnen. Als er jedoch seine Entzifferungen, die nur wenige Erkenntnisse von Vorgängern nutzen konnte, der Akademie in Paris vorstellte, stieß er auf Vorurteile und taube Ohren, und seine Feindschaft mit seinem zufällig in Paris anwesenden englischen Konkurrenten namens Thomas Young, einem Mathematiker, vertiefte sich. Eine Publikation in Briefform folgte im gleichen Jahr und gilt noch heute als Meilenstein der Forschung. Zehn Jahre später und nach etlichen erfolgreichen Übersetzungen weiterer ägyptischer Texte starb Champollion im Alter von nur 42 Jahren; seine Entzifferung der Hieroglyphen aber wurde bald allgemein als richtig anerkannt, da auf dieser Basis die Entzifferung vieler weiterer Texte (und zusätzlicher Zeichen) gelang. Vorher hatte es im orientalischen oder westlichen Kulturkreis überhaupt nur eine große Entzifferung gegeben: diejenige der Keilschrift durch Grotefend 1802, d.h. zur Schulzeit von Champollion, und sie hätte auch gar nicht als methodisches Vorbild dienen können.

Den echten Stein von Rosette, der zum Symbol für die Entzifferung von fremden Schriften geworden ist, hat Champollion übrigens nie gesehen. Er wurde im Laufe der Jahrzehnte von den französischen Druckfarben und von später aufgebrachten konservierenden Beschichtungen sorgfältig gereinigt, und es wurde eine exakte Kopie hergestellt, die man heute im Britischen Museum neben dem Original ebenfalls bewundern kann.

Ein Kuriosum zum Schluss: Zwei makedonische Wissenschaftler vertreten in einer Arbeit von 2005 allen Ernstes die Auffassung, dass „der mittlere Text“ (also der demotische) nicht ägyptisch sei, sondern „altmakedonisch“, d.h. das Makedonische der Antike (womit es dann ja ein dem Griechischen ganz nahes indoeuropäisches Idiom wäre). Ihre „makedonische Entzifferung“ im doppelten Wortsinne ist Unfug und leider nicht ganz untypisch für bestimmte Strömungen im Lande; er hat es sogar mit einem eigenen Eintrag in die (nord-)makedonische Wikipedia geschafft – aber auch nur dorthin. *Sebastian Kempgen*

Das Rechen-Ding

Lange vor der Elektrifizierung hatte ein britischer Gelehrter einen Plan: Berechnungen müssten automatisch erstellt werden können. Bald tüftelte Charles Babbage an den ersten Geräten.

Im Jahr 1822 beschrieb der britische Mathematiker und Astronom Charles Babbage (1791-1871) eine Maschine für die Automatisierung der Erstellung von Tabellen von mathematischen Funktionen mithilfe der sogenannten Differenz-Methode. Zu diesem Zeitpunkt war Babbage bereits ein anerkannter Mathematiker und Astronom. Er war Mitglied der prestigeträchtigen Royal Society (1816), Fellow der Royal Society of Edinburgh (1820) und Gründungsmitglied der Royal Astronomical Society (1820).

Mit seiner Rechenmaschine verfolgte Babbage ein deutliches Ziel. Er wollte das langweilige, ermüdende und redundante Berechnen von arithmetischen Tabellen automatisieren. Konkret hatte Babbage dabei die berühmte *Nautical Almanac* vor Augen, ein weit verbreitetes astronomisches Jahrbuch mit detaillierten tabellarischen Angaben unter anderem über Monddistanzen zum Zweck der Positionsbestimmung in der Seeschifffahrt. Gerichtet an den damaligen Präsidenten der Royal Society, Sir Humphry Davy (1778-1829), wurde die Beschreibung als *Letter [...] [o]n the Application of Machinery to the Purpose of Calculating and Printing Mathematical Tables* (London 1822) im Druck verbreitet.

Babbages offener Brief löste in der Wissenschaft wie in der Öffentlichkeit eine starke Reaktion aus. Daraufhin erhielt Babbage ab 1823 großzügige finanzielle Unterstützung für

die Realisierung der „Difference Engine No. 1“. 1828 wurde Babbage auf den Lucasischen Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Cambridge berufen. Für mehr als zehn Jahre beschäftigte Babbage sich in dieser Funktion mit der Konstruktion der „Differenzmaschine“. Nachdem jedoch offensichtlich wurde, dass die derzeitigen technischen Möglichkeiten für die Realisierung der Rechenmaschine nicht ausreichten und noch Schwierigkeiten bei der Weiterfinanzierung hinzukamen, wurde das Projekt schließlich unvollendet eingestellt. Immerhin ist ein funktionierender Prototyp aus dem Jahr 1832 im Wissenschaftsmuseum London erhalten geblieben.

Damit war Babbage jedoch nicht am Ende seiner Bestrebungen. Denn in den 1830er Jahren dachte er bereits über eine „Analytical Engine“ nach, eine weitere Rechenmaschine, die noch viel leistungsfähiger sein sollte als die „Difference Engine No. 1“.

Diese „Analytical Engine“ sollte im Wesentlichen alle Komponenten eines heutigen Rechners erhalten: Rechenwerk, Speicherplatz, Eingabe- und Ausgabemöglichkeiten. Die Rechenabläufe sollten mit Lochkarten gesteuert werden, wie dies bereits in den mechanischen Webstühlen von Joseph-Marie Jacquard (1752-1834) der Fall war. Die ersten Entwürfe der „Analytical Engine“ stammen aus dem Jahr 1834. Sie skizzieren eine Rechenmaschine, die durch zwei Typen von Lochkarten gesteuert werden sollte: einmal für die Befehle oder Instruktionen (Operation cards) und einmal für die Daten (Variable cards). So nahm Babbage die Erfindung des mechanischen Rechners um mehr als 100 Jahre vorweg. Darüber hinaus schrieb Babbage zwischen 1836 und 1841 bis zu 26 „Computerprogramme“ für seine „Analytical Engine“, welche die Pionierleistungen des Erfinders nochmal deutlich unterstreichen. Obwohl die „Analytical Engine“ nie gebaut wurde, ist sie die wohl bekannteste der Babbage'schen Rechenmaschinen. Mitverantwortlich zeichnet dafür die berühmte Mathematikerin Ada Lovelace (1815-1852), die seit 1836 an der Realisierung der „Analytical Engine“ mitwirkte und eigene visionäre Ideen über die Anwendungsmöglichkeiten der Maschine formulierte. *Werner Scheltjens*

Dr. Werner Scheltjens ist Professor für Digitale Geschichtswissenschaft an der Universität Bamberg.

„Unabhängigkeit oder Tod!“

Vor 200 Jahren kam es zum „Schrei von Ipiranga“. Er gilt als Ursprung der nationalen Unabhängigkeit Brasiliens. Das Jubiläum wird vom aktuellen Präsidenten Brasiliens, Jair Bolsonaro, instrumentalisiert, um die junge brasilianische Demokratie zu destabilisieren.

Am 7. September wird der Tag gefeiert, an dem Brasilien seine Unabhängigkeit von Portugal erklärte. Es handelt sich um einen staatlichen Feiertag, an dem in vielen brasilianischen Städten Militärparaden stattfinden. Die bedeutendste dieser Paraden ist die in Brasília, die traditionell vom Präsidenten der Republik abgenommen wird. Als Höhepunkt der Parade gelten die beeindruckenden Flugübungen der brasilianischen Luftwaffe, im Volksmund „Rauchstaffel“ (Esquadrilha da Fumaça) genannt, die von einem Großteil der brasilianischen Bevölkerung mit Bewunderung und Stolz verfolgt wird.

Dem Unabhängigkeitstag liegt ein zentrales Narrativ der Nationalgeschichte zugrunde. Diesem zufolge erklärte der Prinzregent Dom Pedro am 7. September 1822 am Ufer des Flusses Ipiranga in São Paulo die Unabhängigkeit Brasiliens. Der Prinzregent ging später unter dem Namen Dom Pedro I. als erster Kaiser Brasiliens in die Geschichte ein. Dieses historische Ereignis wird in allen Schulen des Landes als Gründungsakt Brasiliens gelehrt.

Die bekannteste bildliche Darstellung des „Schreis von Ipiranga“ stammt von einem akademischen Maler des 18. Jahrhunderts, Pedro Américo (1843-1905), der das kanonische Bild der Szene prägte. Das monumentale Gemälde zeigt den Moment des Unabhängigkeitsschreis, der „Independência ou Morte!“ („Unabhängigkeit oder Tod!“) lautete und dem Gemälde den Titel gibt. Es zeigt den Prinzregenten Dom Pedro zu Pferd auf einem Erdhügel am Ufer des Ipiranga-Flusses. Prächtig gekleidet, erhebt er sein Schwert zum Himmel. Vor ihm bilden jubelnde Soldaten einen Halbkreis; ihnen gegenüber befindet sich im linken Bildvordergrund ein Bauer mit seinen Ochsen, der die Szene eher neugierig als begeistert beobachtet. Das Gemälde wird heute im Museum der Universität von São Paulo aufbewahrt, das auch als Ipiranga-Museum bekannt ist.

Wie in den meisten lateinamerikanischen Ländern sind die Institutionen und das staatsbürgerliche Selbstverständnis in Brasilien von einem starken Nationalismus geprägt. Trotz dieses Grundtenors gibt es viele kritische Bürger*innen aus der intellektuellen Elite und aus zivilgesellschaftlichen Bewegungen, denen die enorme soziale Ungleichheit der jungen Demokratie im globalen Süden ein steter Dorn im Auge ist und die daher die politischen Entwicklungen aufmerksam verfolgen und kritisch kommentieren. Entsprechend geben auch die Unabhängigkeitsfeierlichkeiten am 7. September jedes Jahr Anlass zu Debatten und Kritik. Zum besseren Verständnis dieser kritischen Stimmen ist es hilfreich, einen kurzen Blick auf die belegten historischen Fakten und deren kanonische Interpretationen zu werfen.

Jede historische Tatsache ist Teil eines komplexen, von vielen kontingenten Ereignissen geprägten historischen Prozesses.

Das Gemälde „Independência ou Morte“ ist auch bekannt als „Schrei von Ipiranga“. Es stellt die Proklamation der brasilianischen Unabhängigkeit dar. Bild: „Independência ou Morte“, Pedro Américo, 1888, Museu Paulista, Wikimedia, CCO 1.0

So lässt sich selbstverständlich auch die Unabhängigkeit Brasiliens nicht darauf zurückführen, was an einem bestimmten Tag an den Ufern des Ipiranga geschah. Die Vorgeschichte begann vielmehr mit der Übersiedlung des Königshauses der Bragança von Lissabon nach Rio de Janeiro. Am 29. November 1807 stach eine große Flotte von mehr als 30 Schiffen vom Tejo aus in See und kam am 8. März 1808 in Rio de Janeiro an. Die Bragança flohen vor den Eroberungszügen Napoleon Bonapartes und seiner Truppen auf der Iberischen Halbinsel, wobei sie das Land schutzlos dem französischen Eindringling überließen, um den Fortbestand der Dynastie zu retten. Die Tatsache, dass das Königshaus nun auf kolonialisiertem Gebiet residierte, bedeutete eine grundlegende Veränderung in den Beziehungen zwischen der Metropole Lissabon und ihren Kolonien. Zudem gab es bereits Ende des 18. Jahrhunderts Unabhängigkeitsbewegungen, etwa die Inconfidência Mineira, neuerdings besser bekannt als Conjuração Mineira („Minas-Verschwörung“, Minas Gerais, 1789), die Conjuração Carioca oder Fluminense (Rio de Janeiro, 1794) und die Conjuração Baiana oder Revolta dos Alfaiates (Bahia, 1798-1799). Dabei erhielt in Minas Gerais der intellektuelle Diskurs für die Forderung nach Freiheit entscheidende Impulse, in Rio de Janeiro lag der Akzent auf dem Konzept des republikanischen Gemeinwohls und in Bahia wurde in einem Volksaufstand der unteren Klassen und Versklavten das gefordert, was man heute Inklusion nennen würde. Zwar war keine dieser Verschwörungen erfolgreich, aber sie haben das spätere politische Denken und Handeln geprägt.

Neben diesen Fakten gab es mehrere internationale Ereignisse, die für das Entstehen der Unabhängigkeitsbewegung in Brasilien bedeutsam sind. Sowohl die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten als auch die Französische Revolution waren zwei historisch wichtige Episoden, die das Denken der brasilianischen Intelligenzia nachhaltig beeinflusst haben. Hinzu kommen die Unabhängigkeitsbewegungen Hispanoamerikas. Unter den Gegenbewegungen hatte auch die europäische Restauration ihr Echo in Brasilien: Das aus dem Wiener Kongress 1815 hervorgegangene konservative politische Projekt trug erheblich zur Aufrechterhaltung der Herrschaft des Hauses Bragança im nunmehr unabhängigen Brasilien bei: Die vierte Tochter von Kaiser Franz I. von Österreich, Maria Leopoldine, wurde 1817 mit dem Prinzregenten Dom Pedro verheiratet. Es war ein Versuch, der Entstehung unabhängiger Republiken in Amerika gegenzusteuern. Im internationalen Kontext ist schließlich noch eine letzte Episode bedeutsam, die oft unterschätzt oder sogar vergessen wird: die Revolution der versklavten Bevölkerung in Haiti, die ihren Ursprung in den Widerstandsbewegungen von 1791 hatte. Die haitianische

Revolution verdeutlichte, dass die Versklavten nicht auf ewig dazu verdammt sind, ihren subalternen Status beizubehalten.

Als die Bragança bereits auf brasilianischem Boden weilten, kam es zur Pernambuco-Revolution von 1817, welche die Gründung einer Republik anstrebte. Lokale Rebellionen der herrschenden Eliten mussten auch nach der Unabhängigkeitserklärung in mehreren Provinzen (Maranhão, Pará, Piauí, Bahia usw.) mit Waffengewalt niedergeschlagen werden. Diese Eliten zogen es vor, ihre alten Beziehungen zu Lissabon aufrechtzuerhalten, anstatt sich einem neuen zentralisierten Staat zu unterwerfen, der von Rio de Janeiro aus regiert wurde. Militärische Gewalt war also ein konstitutives Element der brasilianischen Unabhängigkeit und prägte die Geburt des brasilianischen Kaiserreichs. In einem waren sich die neuen und alten politischen Eliten Brasilien bis auf wenige Gegenstimmen allerdings einig: Die Aufrechterhaltung der Sklaverei war für das Land notwendig, und die Furcht vor einer großangelegten gewaltsamen Revolte der Versklavten war unter der weißen Bevölkerung groß.

Zum Zentralereignis der Unabhängigkeit hätte neben dem 7. September auch der Dia do Fico („Tag des Bleibens", 9. Januar 1822) werden können, an dem der Prinzregent Dom Pedro versicherte, er werde in Brasilien bleiben, obwohl der Hof in Lissabon seine Rückkehr in die Metropole forderte. Infrage kämen auch der 12. Oktober 1822, der Tag, an dem Dom Pedro zum Kaiser ernannt, oder der 1. Dezember desselben Jahres, an dem er in Rio de Janeiro zum Kaiser gekrönt wurde.

Aus den wenigen Fakten, die hier dargelegt wurden, wird ersichtlich, wie wenig die Unabhängigkeit ein einmaliges Ereignis war, sondern ein historischer und politischer Prozess, der sich über einen langen Zeitraum erstreckte.

Einige interessante Einblicke in die nachträgliche Stilisierung der Fakten gibt auch das eingangs beschriebene Gemälde von Pedro Américo. Der Maler vollendete das Bild 1888 in Florenz, ein Jahr vor dem Ende des Kaiserreichs. Als es nach Brasilien kam, wurde es daher zunächst nicht ausgestellt. Die stilisierte Ikonographie des Gemäldes verbreitete sich erst Jahre später. Die Modifikation der realen Gegebenheiten betrifft fast alle dargestellten Bildelemente. So ist die Landschaft an den Ufern des Ipiranga-Flusses nicht hügelig, sondern flach, es gibt also keine Felsvorsprünge, von denen aus sich die Unabhängigkeit feierlich hätte proklamieren lassen. Darüber hinaus kam Dom Pedro, wie man heute weiß, von einem Treffen mit seiner damaligen Geliebten und war für den historischen Moment durchaus nicht angemessen gekleidet.

Noch wichtiger ist vielleicht die Tatsache, dass die Reisen durch das Landesinnere Brasiliens immer auf Eseln unternommen wurden, weshalb Dom Pedro mit Sicherheit kein edles Pferd ritt. Ebenso wenig wurde er von einer großen Gruppe von Soldaten begleitet.

Pedro Américo war sich seiner historischen Falschdarstellung sehr bewusst, in einem Punkt hatte er allerdings recht: Das aufstrebende brasilianische Imperium räumte dem einfachen Volk, Frauen oder versklavten Menschen keine Rolle ein. Das Volk wird lediglich durch einen zurückhaltend-neugierigen Beobachter repräsentiert, Frauen und versklavte Menschen existieren für den Maler nicht, ebenso wenig wie für den damals aufkommenden nationalen Diskurs.

Die dominante Interpretation der historischen Ereignisse ist, wie bereits erwähnt, durchaus nicht unumstritten. Diskussionen über die Bedeutung der Unabhängigkeit und die aktuelle demokratische Verfasstheit Brasiliens werden leidenschaftlich geführt. So wurde etwa der Leichnam von Kaiser Dom Pedro I. während der Militärdiktatur 1972 in einem symbolträchtigen Akt nach Brasilien geholt, und das trotz seines ausdrücklichen Wunsches, in Lissabon seine letzte Ruhestätte zu finden. In ähnlicher Weise ist es dem aktuellen brasilianischen Präsidenten Bolsonaro 2022 gelungen, das Herz von Dom Pedro I., das getrennt von seinem Körper in der Stadt Porto aufbewahrt wird, für die Gedenkfeierlichkeiten zum 200. Jahrestag des 7. September 1822 nach Brasilien zu bringen. Zweifellos sehen wir hier das Bestreben nach einer politischen Aneignung und Instrumentalisierung des kaiserlichen Erbes, einschließlich der Stilisierung von Dom Pedro I. zu einem erfahrenen Militär und Kriegsmann, der er nie war.

In der aktuellen politischen Debatte besteht weitgehend Konsens darüber, dass der derzeitige Präsident den militärischen Charakter der Unabhängigkeit betonen und die vorgebliche Notwendigkeit eines starken Mannes zur Führung des Landes unterstreichen will, um das demokratische System zu untergraben. In diese Richtung wies auch die Rede, die Bolsonaro im Vorjahr, am 7. September 2021, hielt. Sie war in so deutlicher und schwerwiegender Weise gegen die Judikative gerichtet, dass er sie am nächsten Tag nuancieren musste.

Ich schreibe diese Zeilen Ende August 2022. Brasilien befindet sich in einem Wahljahr, das im Oktober über die Zukunft von Präsident Bolsonaro entscheiden wird. Es ist daher nicht anzunehmen, dass sich die Gedenkfeiern zum 200. Jahr der Unabhängigkeit Brasiliens neutral und integrativ gestalten werden. Es gibt zu viele Anzeichen, dass die demokratische Stabilität Brasiliens aktuell in Gefahr ist.

Vor 200 Jahren wurde ein Imperium begründet, das durch die Anwendung von Gewalt geeint wurde. Das Jubiläum dieser Ereignisse wird im September von einer relativ jungen Demokratie begangen. Dabei wirft schon jetzt eine unnötige militärische Rhetorik dunkle Schatten auf das politische Zusammenleben. Ich hoffe, dass ich mich mit meinen Befürchtungen irre und die Veranstaltung hauptsächlich dazu dienen wird, dass alle Brasilianer*innen die akrobatischen Flüge der Esquadrilha da Fumaça bewundern können.

Enrique Rodrigues Moura

Dr. Enrique Rodrigues-Moura ist Professor am Institut für Romanistik der Universität Bamberg.

Bild: Heinrich Heine, gemalt von Moritz Daniel Oppenheim, 1831 / The Bridgeman Art Library, Object 149505

Denk ich an Deutschland in der Nacht …

Er litt an seinem Vaterland, weinte „heiße Tränen" um die Mutter in der fernen Heimat. Und er schrieb: hinreißende Gedichte, kämpferische Prosa. Als Paris-Korrespondent – leidend im Exil – entwickelte er auch neue Formen des Journalismus.

Denk ich an Heine, dann denke ich an seine *Harzreise*, an das *Wintermärchen*, an das Lied von der Loreley: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / dass ich so traurig bin …". Und ich denke an einen der größten Journalisten deutscher Feder.

Als Harry Heine wurde er am 13. Dezember 1797 in Düsseldorf geboren. 1825 ließ er sich christlich taufen und änderte seine Vornamen auf Christian Johann Heinrich. Eine lange innere Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft und Identität war dem vorangegangen und längst noch nicht abgeschlossen. Voller Brüche war auch sein Berufsweg. In einem Bankhaus hatte er volontiert, selbst ein Tuchgeschäft betrieben, das Studium der Rechts- und Kameralwissenschaften aufgenommen – erst in Bonn, dann in Göttingen, in Berlin.

Seine wahre Leidenschaft galt aber von früh an der Poesie. 1822, 1824 und 1827 publizierte er erste Gedichtbände, 1826 seinen Reisebericht von der Harzwanderung. Bald führte er, so Georg Lukácz, einen „ständigen Guerillakampf mit der Zensur" unter dem Diktat der Karlsbader Beschlüsse. 1831 entzog er sich dem mindestens räumlich und ging nach Paris ins Exil. Sein Brotberuf – eher Notberuf – war nun: der Journalismus. Vor allem schrieb er für die beste und weitverbreitetste deutsche Zeitung des Vormärz: Cottas in Augsburg erscheinende *Allgemeine Zeitung*. Er wurde ihr Frankreichkorrespondent.

Als Flaneur lief Heine durch die Weltstadt an der Seine, nahm auf, was er sah, beschrieb es in ganz neuem Ton. Was entstand, war der Urguss der Reportage. Impressionen und Reflektionen flossen in seine (zumeist anonym publizierten) Zeitungstexte ein. Anschaulich und hintergründig, feuilletonistisch im besten Sinne, waren sie, seine Schilderungen der (auch als Buch veröffentlichten) *Französischen Zustände*.

Oft wurden seine Texte rechts des Rheins zensiert, aber auch viel gelesen. Doch der Autor litt: materielle Not, Heimweh nach Deutschland und der Mutter, mangelnden Einfluss auf die deutschen Zustände, wo seine Bücher verboten wurden.

Im Mai 1848 hatte er einen Zusammenbruch, war fortan kaum bewegungsfähig, gefesselt an seine Pariser „Matratzengruft", in der er am 17. Februar 1856 starb. In Deutschland blieb er lange umstritten, allgemein verehrt erst in den jüngsten Jahrzehnten. Treffend notierte Kurt Tucholsky 1929 in der *Weltbühne*: „Die Zahl der deutschen Kriegerdenkmäler zur Zahl der deutschen Heine-Denkmäler verhält sich hierzulande wie die Macht zum Geist."

Markus Behmer

Das vorlaute Freifräulein

Zu Lebzeiten kaum bekannt, stehen ihre Gedichte und die Novelle *Die Judenbuche* heute auf dem Lehrplan der meisten Schulen. Vor 225 Jahren wurde Annette von Droste-Hülshoff geboren. Gegen Konventionen musste sie zeitlebens kämpfen.

„Es war früh am Morgen. Der Himmel hing tief, und die Sonne war kraftlos und hing noch tiefer. Aus einem Buchenwald traten ein kleiner, grundhässlicher Mann namens Heinrich Straube und ein zartes, sehr blondes und etwas glotzäugiges Freifräulein." Mit diesen Worten beginnt Karen Duve ihren Roman *Fräulein Nettes kurzer Sommer* über die junge Annette von Droste-Hülshoff, die während eines kurzen, verregneten Sommers von einem Dichterfreund, der besser schreibt als er aussieht, umschmeichelt wird. Doch der Sommer endet ebenso abrupt wie die Romanze. Und auch sonst hat Annette von Droste-Hülshoff von Beginn ihres Lebens an mit Widerständen zu kämpfen. Als Siebenmonatskind wird sie am 10. Januar

Annette von Droste-Hülshoff vor der Burg im Münsterland, wie sie Jim ter Kuile auf seinem Gemälde „Die Bank" verewigt hat.

1797 auf der zehn Kilometer westlich von Münster gelegenen Burg Hülshoff geboren. Nur durch die Fürsorge ihrer Amme überlebt Annette und ringt zeitlebens mit ihrer schwächlichen Konstitution und Kurzsichtigkeit. Ihre Neugierde und ihren Wissensdurst mindert dies jedoch nicht.

Während ihre Tanten und Cousinen sittsam vor dem Kamin sitzen und sticken, zieht es die Protagonistin in Karen Duves Roman, mit einem Berghammer bewaffnet, raus in den Wald. Dort stöbert Annette nach Mineralien und gräbt nach Pflanzen. Wenn sie mit als unweiblich geltenden großen Schritten zurück in die elterliche Burg läuft, ist der Saum ihres Kleides entsprechend verschlammt.

Doch nicht nur mit ihrem Äußeren eckt sie bei ihren adeligen Verwandten an: Die junge Annette gilt als vorlaut und keck, wagt es in Gegenwart von Männern, eigene Ansichten zu äußern – ein solches Verhalten ziemt sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht für ein Freifräulein. Trifft ihr Onkel August seine Künstlerfreunde, um über Kunst und Politik zu sprechen, mischt sich Annette ungefragt ein. Wilhelm Grimm wird bereits nervös, wenn er sie nur sieht. Und Jacob Grimm nimmt Reißaus, wenn Annette mit ihren zahlreichen Verwandten zu Besuch in Kassel erscheint. Mit den Brüdern Grimm jedoch müsse sie kein Mitleid haben, „nicht, solange sie in ihren muffigen Manuskripten herumblättern und Staubwolken auslösen dürfen. Die sind selber wie die Zwerge in ihren Märchen", ist sich Annettes Galan, Heinrich Straube, zumindest in Karen Duves 2018 erschienenem Roman, sicher.

Wie die Schriftstellerin die junge Annette von Droste-Hülshoff und die sie umgebende Gesellschaft schildert, entspringt zwar im Detail der Fantasie der Autorin, doch kann man sich beim Lesen nur allzu gut vorstellen, dass sich das Leben des Freifräuleins ähnlich abgespielt haben dürfte. Zumal Duve akribisch recherchiert hat und Annette von Droste-Hülshoff eine fleißige Verfasserin von Briefen war, in denen sie ihr Gefühls- und Gedankenleben beschrieb. So auch ihr Empfinden gegenüber Heinrich Straube, einem mittellosen Dichter, der von ihrem Onkel August zwar für ein literarisches Genie gehalten wird, nicht jedoch für eine passende Partie für seine Nichte. Und so kommt es, dass ein Annäherungsversuch des Dichters im stickigen Treibhaus der zu Hülshoffs bei Annette durchaus nicht auf Ablehnung stößt, die beiden aufgrund einer Intrige jedoch nicht zusammenfinden.

Dichterin im „Schneckenhäuschen"

Beschämt zieht sich Annette von Droste-Hülshoff zurück und heiratet nie. Empfindungen und Eindrücke, die sie während ihrer täglichen, weit ausgedehnten Spaziergänge durch ihre münsterländische Heimat aufnimmt, verarbeitet sie literarisch. In ihrem „Schneckenhäuschen" genannten Arbeitszimmer entstehen zahlreiche Gedichte. Doch die Veröffentlichung ihres ersten Gedichtbandes im Jahr 1838 stößt auf Unverständnis: „Reiner Plunder, unverständlich, confus", lautet das Urteil eines Bekannten ihres Onkels. Und sogar ihre eigene Familie fragt: „Wie konnte sie sich nur so blamieren?" Doch Annette lässt sich nicht verunsichern und verfasst weitere Gedichte, Balladen – darunter heute so bekannte wie „Der Knabe im Moor" oder „Die Vergeltung" – und Erzählungen, in denen die Liebe zu ihrer Heimat und zur Natur zum Ausdruck kommt. „Ich will jetzt nicht berühmt werden, aber nach hundert Jahren möchte ich gelesen werden", lautet ihr Wunsch. Nachdem sie 1848 im Alter von 51 Jahren in Meersburg am Bodensee stirbt, wo sie ihre letzten Lebensjahre bei ihrer Schwester verbracht hat, dauert es keine hundert Jahre, bis sie zu einer der bis heute meistgelesenen deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts avanciert.

Isabel Stanoschek

Bild: Jim ter Kuile , Wikimedia, CCO 1.0

Polternder Pfarrer, poetischer Volksversteher

Kaum ein anderer Schriftsteller ist in Deutschland so sehr missverstanden worden wie der Schweizer Albert Bitzius alias Jeremias Gotthelf, kein anderer ist mit wenigen Worten so schwer zu charakterisieren.

Sein publizistisches und literarisches Werk, das von Zeitungsartikeln, Kalendern, Predigten, amtlichen Gutachten, Erzählungen und vielen Romanen fast alles umfasst, was man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schreiben konnte, wird in der *Historisch-kritischen Gesamtausgabe*, die seit einigen Jahren im Verlag Olms erscheint, bis 2038 67 gewichtige Bände füllen. Dabei hatte sich der als Albert Bitzius am 4. Oktober 1797 in Murten als Sohn eines reformierten Pfarrers geborene Junge von einem Lehrer sagen lassen müssen, er schreibe „wie eine Sau!" Für sein gewichtiges Werk war es ein kurzes Leben, das am 22. Oktober 1854 in Lützelflüh endete, wo er 1832 zum Pfarrer gewählt worden war.

Bild: Johann Friedrich Dietler, 1844, Wikimedia, CCO 1.0

Man darf sich Gotthelf in seinem Amt als einen tatkräftigen und kantigen Vertreter seines Standes vorstellen, seine Predigten zeigen, dass er gegenüber seiner Gemeinde nicht hinter dem Berg hielt. In seinem Dorf im Kanton Bern setzte er die Schulpflicht durch, wurde Schulkommissar und gründete eine Erziehungsanstalt, er ergriff Partei für die Schwachen und wetterte gegen den Alkoholismus. Energische Kritik galt dem Eigennutz der reichen Berner Familien. Als Journalist wirkte er anonym im *Berner Volksfreund* auf die Öffentlichkeit, da ihm als Pfarrer politische Ämter nicht erlaubt waren. In seinen berühmtesten Werken, die durch das Leben in der ländlichen Welt des Kantons Bern geprägt sind, kann man den Schriftsteller so poltern hören, wie er es auf der Kanzel gehalten hat. Gotthelf hat eine Reihe von Meisterwerken geschaffen, *Die schwarze Spinne* etwa, *Elsi, die seltsame Magd* und *Dursli der Branntweinsäufer oder der heilige Weihnachtsabend* beeindrucken als Erzählungen, der auf Bitte der Berner Sanitätskommission geschriebene Roman der medizinischen Volksaufklärung *Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht* zeigt Gotthelf ebenso in der Tradition der Volksaufklärung wie die *Uli*-Romane oder die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters*.

Man kann den Dichter und Menschen gut würdigen mit einigen Blicken auf den Roman, der ihm sein Pseudonym gab und 1837 als *Der Bauern-Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf* erschien, denn sein Erstling macht Appetit auf diesen wortmächtigen Dichter, dessen humaner Geist berührt.

Der Romanheld ist ein fiktiver armer Schulmeister, dessen Autobiographie den Lesern präsentiert wird. Er beginnt seine Existenz als ausgebeutetes und verachtetes Verdingkind, als rechtloser Kinderarbeiter bei verschiedenen Bauern. Den Kindern wird Liebe vorenthalten, so schildert Bitzius drastisch, gerade erhalten sie genug Nahrung, um arbeiten zu können. Bei den Landbewohnern trifft der Leser auf alle die Eigenschaften, die von der Volksaufklärung seit dem 18. Jahrhundert attackiert wurden. Diese Schattenseiten des dörflichen Lebens und den Egoismus wohlhabender Bauern schildert der Dichter aus

der Sicht des von Haus zu Haus wandernden Verdingkindes. Erst als Soldat im französischen Heer lernt Gotthelf durch einen Welschschweizer lesen und schreiben, er erwirbt Weltkenntnis. Sein Lehrer macht ihn auch zu seinem Erben, so dass er verhältnismäßig sorgenfrei leben kann. Auf das Land zurückgekehrt, wird Jeremias, nachdem seine Bewerbungen um verschiedene Ämter wie Polizeidiener, Straßeninspektor und Schulmeister scheitern und er festen Wohnsitz in einem Wirtshaus genommen hat, zum Lehrer der Gastwirtskinder und dann auch der ländlichen Bevölkerung. Bemerkenswert ist die scharfe Kritik an den Verhältnissen in den bernischen Landgebieten und an bäuerlichen Eigenheiten.

Jeremias Gotthelf wird Volksaufklärer. Wichtigstes Mittel der Aufklärung ist das Erzählen – seine anschaulichen und unterhaltsamen Erzählungen sichern dem Wirt ein volles Haus. Einfluss auf den weiblichen Teil des Dorfes sucht Gotthelf durch häusliche Besuche zu erlangen. Ausgerechnet das Wirtshaus wird zum Ort, an dem Weisheit gepredigt und die Menschen vernünftig gemacht werden, Tagesfragen diskutiert und Gesetze erklärt werden. Die Mündlichkeit der Aufklärung wird dann auch im Roman durch die Formen der Leseransprache simuliert.

Bereits sein Erstling verrät das politische Denken und das Selbstverständnis des Dichters, der sich wohl in der Tradition der Volksaufklärung weiß, ihr aber mit viel Skepsis verbunden ist. Als „sogenannter Liberaler“ ist er „der Aristokratie abhold“, doch macht er „weder die Aristokraten zu lauter Teufeln noch vergötterte er das Volk oder vielmehr die größten Schreier desselben“. Er ist nicht so einfältig zu glauben, „der liebe Gott habe so einen Wäschlumpen in der Hand, mit welchem er alle Eindrücke, welche ein Volk durch Jahrhunderte durch erhalten, in einer halben Stunde durchstreiche“, sondern er erkennt die Notwendigkeit eines langdauernden Erziehungswerkes.

Und worin liegen nun die Missverständnisse, von denen eingangs gesprochen wurde? Ein wichtiges liegt darin, dass es der Berliner Verleger Julius Springer war, der Gotthelfs Romanen in den norddeutschen Ländern zum Erfolg verhalf und ihn drängte, die Schweizer Mundart sparsam zu verwenden. Seine Werke wurden in den Berliner Salons gelesen, von einem bürgerlichen Lesepublikum, das Gefallen fand an der exotischen Welt der Schweizer Dörfer und Berge, nicht aber von den Bauern, die Literaturhistoriker als Adressaten phantasierten. Ein Missverständnis ist auch seine Charakterisierung als konservativer Dichter eines ewigen Bauerntums. Sie beruht auf Unkenntnis der Schweizer politischen Verhältnisse. Gotthelf wettert gegen die Berner Radikalen, aber er war selbst ein Liberaler, der Partei nahm für die revolutionären Veränderungen von 1830/31, für Volkssouveränität und repräsentative Demokratie. Dies geschah im *Bauernspiegel* in der für Gotthelf charakteristischen Bildlichkeit: „Ehedem war allerdings der Kanton Bern gerade wie ein Lebkuchen, um den apartige Leute saßen und daran gnagten und sich erlabten. [...] Es gab aber immer Leute, die dieses ärgerte, und die brachten es endlich dahin, daß erkannt wurde, der Kanton Bern solle kein Lebkuchen mehr sein.“ Erziehung soll das Volk für den neuen Staat bilden. Gotthelfs Erzählkraft lohnt die Neuentdeckung.

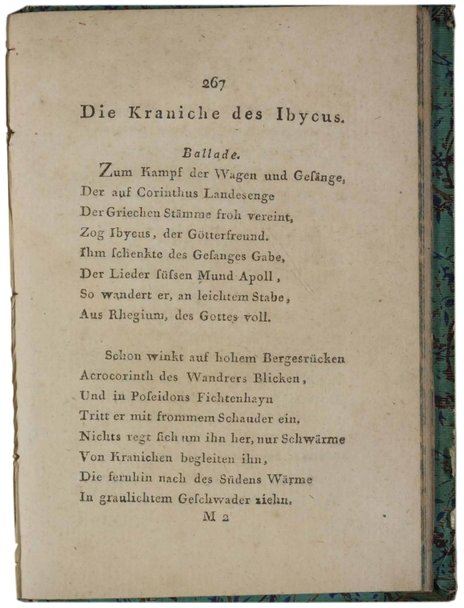
Holger Böning

Vom „Balladenunwesen“ in Weimar

„Auch ist dieses einmal das Balladenjahr“, schrieb Friedrich Schiller vor 225 Jahren, am 22. September 1797, über das laufende Jahr in einem Brief an Goethe. Ganz korrekt war das nicht: Im Grunde war es eher ein Balladensommer für die beiden.

Schiller hatte Anfang Mai 1797 den Anstoß gegeben: In einem Brief aus seinem gerade bezogenen Gartenhaus in Jena bat er Goethe um das *Don Juan*-Libretto von da Ponte: Er habe Lust, eine Ballade über diesen Stoff zu schreiben. Auch wenn diese Ballade nie zustande kam: Goethe nahm Schillers Anregung auf und legte seinerseits nach – fortan tauschten sich die beiden brieflich und mündlich über mögliche Balladenstoffe aus. Am 20. Juli schrieb Goethe an Körner: „Sie haben durch Schillern erfahren, daß wir uns jetzt im Balladenwesen und Unwesen herumtreiben.“ Eine ziemlich effiziente Herumtreiberei: Goethe und Schiller schickten sich die oft innerhalb weniger Tage entstandenen Entwürfe, schrieben sie um, wenn es etwas auszusetzen gab, und hatten bis zum Ende des Sommers eine erstaunliche Anzahl von Balladen druckfertig auf dem Tisch.

Die Zusammenarbeit der beiden lief auch deswegen so störungsfrei, weil sie längst erprobt, längst eingespielt war: 1794 hatten Goethe und Schiller ihr langjähriges wechselseitiges Misstrauen abgelegt, berieten sich seither in allen poetischen Dingen und hatten 1796 erstmals gemeinsam Spottverse über konkurrierende Akteure des literarischen Betriebs verfasst. Diese „Xenien“ erschienen im *Musenalmanach für das Jahr 1797* – und sorgten für einen Sensationserfolg der von Schiller herausgegebenen Anthologie. Mit den Balladen, die im nächsten Band erscheinen sollten, ließe sich, so Schillers Publikationskalkül, womöglich an den Erfolg des letzten *Musenalmachs* anknüpfen. Redaktionsschluss war Ende September 1797. Bis dahin lagen denn auch einige der bis heute bekanntesten Balladen der beiden vor: Von Schiller u.a. *Der Ring des Polykrates, Der Handschuh, Der Taucher, Die Kraniche des Ibykus,* von Seiten Goethes *Der Schatzgräber, Die Braut von Korinth, Der Gott und die Bajadere* und *Der Zauberlehrling*. Sie alle erschienen Ende 1797 in Schillers *Musenalmanach auf das Jahr 1798*: Im Rückblick also durchaus ein Balladenjahr. Dabei bildeten die Balladen durchaus nicht das dichterische Hauptgeschäft der beiden. Schiller laborierte an seinem *Wallenstein*, Goethe schrieb das Versepos *Hermann und Dorothea* und nahm im Sommer, offenbar angeregt durch die Balladensujets, die Arbeit am *Faust* wieder auf. In beiden Fällen strapaziöse, von Selbstzweifeln begleitete dichterische Langzeitprojekte. Da bot die vergleichsweise kleine Form der Ballade eine willkommene Abwechslung. Der briefliche und mündliche Austausch der beiden befeuerte die Kreativität und führte für einige Monate zu so etwas wie einem dichterischen Überbietungswettstreit. Dass Goethe und Schiller sich im Frühsommer 1797 so rasch auf eine Wiederbelebung der Ballade verständigen konnten, hatte gleich mehrere Gründe: Zum einen kamen die dramatischen Großprojekte der beiden nicht recht voran, zum anderen versprach die Ballade als ausgesprochen populäre Gedichtform eine starke Aufmerksamkeit, eine vergleichsweise hohe Auflage. Aber auch jenseits dieses Produktivitäts- und Publikationskalküls lag den beiden daran, die Ballade literarisch neu zu entdecken und zu beleben.


267

Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll,
So wandert er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhayn
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

M 2

Bild: Friedrich Schiller, *Musen-Almanach*, Die Kraniche des Ibykus, 1798

Wenige Jahre zuvor hatte Schiller in einer Rezension den Verfall der Lyrik beklagt: „die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst.“ Zugleich schien ihm die Poesie angesichts allgemeiner Entfremdung umso notwendiger: „Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt.“

Das nun, so Schillers Vorstellung im Sommer 1797, könnte die Ballade leisten – sofern sie nicht, wie es im Sturm und Drang der Fall war, durch die Beschwörung von Schicksalskräften und unheimlicher Naturmagie ausschließlich das Gefühl der Leserinnen und Leser anspricht. Vor allem an Schillers Balladen lässt sich ablesen, wie sehr er sich von den populären Vorläufern des Sturm und Drang abstößt: Auch er schildert Extremsituationen, an denen die Grenzen der menschlichen Freiheit sichtbar werden. Aber seine Figuren, der Ritter im *Handschuh*, der Knappe im *Taucher*, sind nicht hilflos überirdischen, übersinnlichen, naturmagischen oder archaischen Kräfte ausgeliefert. Auch unter Lebensgefahr handeln sie bestenfalls frei und selbstbestimmt im Zeichen reiner Menschlichkeit. Die sittliche Idee dieser Balladen mag bisweilen angestrengt oder anstrengend wirken: In der Gestaltung seiner Stoffe folgt Schiller seinem dramatischen Instinkt, er setzt auf Spannung, auf eingängige Formeln und starke Bilder, die auch losgelöst von ihrem Kontext zu geflügelten Worten wurden – oder, wie im Fall des (späteren) *Lieds von der Glocke*, eine Vielzahl von Parodien provozierten. Goethes Balladen des Jahres 1797 setzten sich nicht so eindeutig von den gefühligen, gespenstischen Stoffen der Sturm und Drang-Literatur ab, zumal ja seine eigenen frühen Gedichte wie *Der König in Thule* und der *Erlkönig* einiges zur Konjunktur nordischer, naturmagischer Balladensujets beigetragen hatten. Mit *Der Gott und die Bajadere*, erst recht mit der *Braut von Korinth* (einer Vampir-Ballade, wie er sie nannte) griff er nun auf andere, entlegenere Kulturkreise und religiös umstrittene Sujets zurück – was einige Zeitgenossen durchaus verstörte. Karl August Böttiger, eine Art literarischer Influencer der 1790er Jahre, schrieb im Oktober 1797, unmittelbar nach der Publikation des *Musenalmanachs*: „Über nichts sind die Meinungen geteilter als über Goethes *Braut von Korinth*. Während die eine Partei sie die ekelhafteste aller Bordellszenen nennt und die Entweihung des Christentums hoch aufnimmt, nennen andere sie das vollendetste aller kleinen Kunstwerke Goethes.“

Von der Empörung religiöser Kreise ist wenig geblieben. Goethes und Schillers Balladen haben stattdessen über lange Jahre eine sichere Schulbuchpräsenz behauptet – was allerdings zu einer anderen Form der Abschreckung geführt hat. Unter dem Staub der Denkmalexistenz als „Weimarer Klassiker“ sind die literarische Vielstimmigkeit der Balladen, ihre provokativen, gesellschafts- und herrschaftskritischen Aspekte auch nach 225 Jahren neu zu entdecken.

Friedhelm Marx

Prof. Dr. Friedhelm Marx ist Lehrstuhlinhaber für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg.

In den Worten seiner Unterdrücker

1789 schildert der ehemalige Sklave Olaudah Equiano seine Leidensgeschichte von seiner Verschleppung aus Afrika bis zu seinem selbstfinanzierten Freikauf in den USA. Einer Gesellschaft, die von strukturellem Rassismus geprägt ist, hält er den Spiegel vor.

1765, während in Europa Kant über Jahrzehnte seine Vorlesungen über *Physische Geographie* hält und eine Generation bevor Mozart in seiner *Zauberflöte* den Schwarzen Monostatos als groteske Figur auf die Bühne bringt, arbeitet in den Vereinigten Staaten ein Sklave dafür, sich mit seinem selbst erwirtschafteten Geld freikaufen zu können. Als Kind wird Olaudah Equiano,

wie er schreibt, in Afrika versklavt. An Bord des Sklavenschiffes wird er in eine neue Identität gezwungen, bekehrt sich zum Christentum – das freilich zu jener Zeit pervertiert ist durch die Legitimation des Sklavenhandels – und kommt schließlich in die Hand eines Besitzers, der ihm die Freiheit verspricht, wenn er ihm ebenso viel selbstverdientes Geld zahlt, wie dieser für ihn bezahlt hat. Und es gelingt: „Mein Herr sagte, er würde nicht schlechter sein als sein Versprechen und", so erzählt Equiano, „indem er das Geld nahm, hieß mich zum Sekretär des Standesamts gehen und meinen Freibrief ausstellen zu lassen". Von all dem wissen wir durch Equianos Autobiografie: *The interesting narrative of the life of Olaudah Equiano, or Gustavus Vassa, the African, written by himself* (1789). Seinen Lebensweg beschreibt er als göttliche Fügung – und nutzt ihn, um seiner Leserschaft die Abgründe des Sklavenhandels vor Augen zu führen. So, wie Equiano sich der merkantilen Logik zu bedienen weiß, um seine Freiheit zu erlangen, so nutzt er geschickt die medialen Möglichkeiten seiner Zeit, um sein politisches Anliegen, die Abschaffung der Sklaverei, voranzutreiben. Er gewinnt Subskribenten für sein Buch, wählt ein Cover, auf dem er die (weißen) Leser direkt und auf Augenhöhe anschaut, behält das Copyright für das Werk, das noch zu seinen Lebzeiten neun Auflagen erlebt. Doch noch in diesem Erfolg perpetuiert sich der Gegensatz zwischen Schwarzen und Weißen: Er wird als der gebildete Schwarze wahrgenommen, als eine Ausnahme zur allgemeinen Regel, wie ein zeitgenössischer Kritiker dazu bemerkt.

Nur bedingt lässt sich diese bemerkenswerte Erfolgsgeschichte als Happy End eines bewegten Lebens im ausgehenden 18. Jahrhundert lesen. Noch der – für damals revolutionäre – Akt des Freikaufs ist umgriffen von der menschenverachtenden Logik, einen anderen Menschen zu besitzen. Auch die Anerkennung, die Equiano als Autor erfährt, verdankt sich einer Rassenlogik, der zufolge ein Schwarzer mit hohem Bildungsstand und schriftstellerischer Begabung die ungewöhnliche Ausnahme ist. Für die gesellschaftliche Aufklärung, die Equiano anstrebt, muss er sich der herrschenden Logik fügen. Noch der Appell zur Überwindung eines strukturellen Rassismus verfestigt diesen, weil er sich dessen bedienen muss, um überhaupt gehört zu werden.

Am 31. März 1797 stirbt Equiano im Alter von 52 Jahren – mehr als 60 Jahre vor dem Amerikanischen Bürgerkrieg, mit dem die Sklaverei in den Vereinigten Staaten enden sollte. In Zeiten von Black lives matter und Critical Race Theory ist sein Werk aktueller denn je. Die gegenwärtige Debatte, mit welchem Recht man Kants frühe Vorlesung oder Mozarts Figur des tölpelhaft-rachsüchtigen Monostatos als rassistisch bezeichnen kann, mögen akademisch oder spitzfindig erscheinen. Doch Equianos Autobiografie erinnert daran, welche Auswirkungen im schlimmsten Fall ein Denken haben kann, das sich von der Vorstellung nährt, es gäbe höherstehende kulturelle Entwicklungsstufen. Uns heutige Leser macht sie darauf aufmerksam, wie sehr wir geneigt sind, in überkommenen Schubladen wahrzunehmen und zu denken – auch da, wo wir ein solches Denken zu überwinden trachten. Eine eindrucksvolle Interpretation des Werks auch im Blick auf die Rolle des Christentums für die Entstehung strukturellen Rassismuses liefert der schwarze amerikanische Theologe Willie J. Jennings, der im September 2019 als Gast der Bamberger Dietrich-Bonhoeffer-Forschungsstelle für Öffentliche Theologie einen Vortrag mit Worten aus Equianos Werk eröffnete.

Thomas Wabel

Dr. Thomas Wabel ist Professor für Evangelische Theologie an der Universität Bamberg.

Bild: Daniel Orme (nach William Denton), Olaudah Equiano alias Gustavus Vassa, 1789 (National Portrait Gallery, London), Wikimedia, gemeinfrei

Bild: John Opie, ca. 1797, Wikimedia Commons

Einst sozial geächtet – heute Rollenvorbild

Am 10. September jährt sich der Todestag der englischen Schriftstellerin und frühen Feministin Mary Wollstonecraft zum 225. Mal – eine faszinierende Persönlichkeit des 18. Jahrhunderts, die lange zu Unrecht in Vergessenheit geraten war.

Wohl am besten bekannt für ihre *Vindication for the Rights of Women* (1792), das inzwischen als frühes feministisches Manifest zählt, wurde Mary Wollstonecraft nach ihrem Tod aufgrund ihres schlechten Rufs zunächst vergessen. Erst der Aufschwung der feministischen Literaturtheorien in den 1960er und 70er Jahren brachte sie zurück in den Fokus der Literaturwissenschaft. Mit einem scharfen Blick für zeitgenössische Ereignisse, insbesondere auf die Französische Revolution aber auch andere politische Debatten, veröffentlichte Mary Wollstonecraft zu ihren Lebzeiten zahlreiche Schriften, geschichtliche Abhandlungen aber auch Romane und umgab sich mit wichtigen zeitgenössischen Philosophen und Persönlichkeiten. Und das alles trotz der widrigen Umstände ihres frühen Lebens.

Leben in London

Geboren wurde Mary Wollstonecraft am 27. April 1759 in London als das zweite von sieben Kindern. Da die Geschäfte ihres Vaters immer wieder scheiterten, musste die Familie oft umziehen und Wollstonecraft übernahm die Rolle der Beschützerin für ihre Mutter und Geschwister vor dem gewalttätigen Vater. Bei ihren Nachbarn, der Familie Clare, fand Wollstonecraft jedoch eine Zweitfamilie, die auch ihre Ausbildung sehr ernst nahm. Nachdem sie einige Zeit in Bath als „lady's companion", Gesellschafterin, verbrachte, kam sie zur Pflege ihrer Mutter bis zu deren Tod 1780 zurück nach London und eröffnete dann mit ihrer Freundin Fanny Blood und ihrer Schwester Eliza eine Schule; diese scheiterte jedoch an finanziellen Problemen, als Wollstonecraft erneut wegen Krankenpflege abwesend war.

Ihre Karriere als Schriftstellerin begann Mary Wollstonecraft nach einem Zwischenjahr als Gouvernante beim Verleger Joseph Johnson in London. Hier war sie zugleich Assistentin für Johnson und wurde hochgeschätzt und im Zuge dessen zu den Abendessen mit wichtigen Denkern wie Thomas Paine und ihrem späteren Ehemann William Godwin eingeladen. Angezogen vom revolutionären Gedankengut in Frankreich reiste Wollstonecraft schließlich 1790 nach Frankreich aus. Zu dieser Zeit hatte sie bereits ihre Sympathie mit der Revolution öffentlich geäußert: die Schrift *A Vindication for the Rights of Men* als Antwort auf die Schrift des Denkers Edmund Burke hatte sie über Nacht berühmt gemacht und stellt ihr aufklärerisches Gedankengut, ihre Kritik an der Aristokratie und ihre Befürwortung des Republikanismus dar.

Frankreich war zunächst voller Abenteuer für Wollstonecraft und sie beobachtete das Aufblühen, aber auch die Schrecken der Revolution und deren Folgen. Sie begann eine Affäre mit

dem US-amerikanischen Abenteurer Gilbert Imlay, der sie aber nie heiraten wollte und Wollstonecraft und er lebten somit in nicht gesellschaftlich akzeptierten Verhältnissen, vor allem, als ihre uneheliche Tochter Fanny geboren wurde. Nach der Geburt der gemeinsamen Tochter verließ Imlay Frankreich und Wollstonecraft folgte 1795, behauptend, seine Frau zu sein. In London unternahm Mary Wollstonecraft mehrere Versuche, Imlay wieder für sich zu gewinnen; aus Verzweiflung sogar zwei Selbstmordversuche.

Frankensteins „Großmutter“

Schließlich akzeptierte sie ihr Schicksal, kehrte zu ihrem alten literarischen Kreis zurück. Hier verliebte sie sich in William Godwin und die beiden heirateten trotz der geteilten Opposition gegen das Konzept der Ehe anlässlich Wollstonecrafts Schwangerschaft mit der gemeinsamen Tochter, die spätere Mary Shelley, Autorin von *Frankenstein*.

Durch die Eheschließung stellte sich auch heraus, dass Fanny Wollstonecrafts erstes Kind unehelich war, was zu einer gesellschaftlichen Ächtung führte. Wollstonecraft verstarb an den Folgen der Geburt ihrer Tochter Mary am 10. September 1797.

William Godwin veröffentlichte Wollstonecrafts Memoiren, die aber zu einem Skandal anlässlich ihrer unkonventionellen Lebensweise, der Affären und Selbstmordversuche führte. Ihr Werk geriet somit zunächst in Vergessenheit.

Vordenkerin des Feminismus

Heute jedoch kennt man Wollstonecraft als frühe Feministin, als klare Befürworterin für die Ausbildung von Mädchen und Frauen durch eine Reform des Schulsystems und als Vertreterin der These, dass Männer und Frauen sich nicht aufgrund ihrer Natur, sondern unterschiedlicher Bildung unterscheiden. In ihrem mit am bekanntesten Roman *Mary: A Fiction* spricht sie sich klar gegen die Ehe als wirtschaftliches Konzept aus und ihre Schriften über Bildung und Ausbildung von Kindern, besonders Mädchen, weisen klare Bezüge zu John Locke auf. Die Wiederentdeckung ihres Werks und die Perspektive auf ihr Leben aus dem 20./21. Jahrhundert erlauben Mary Wollstonecraft nun postum die einflussreiche Position einzunehmen, die sie im literarischen Kanon verdient.

Im Jahr 2022 schaffte sie es sogar in die Netflixserie *Bridgerton*, in der die zweitälteste und belesene Tochter der Familie, Eloise, sie zitiert.

Susen Halank

Cajus Gracchus auf der „Tribüne des Volkes“

François Noël Babeuf focht mit der Feder im Frankreich der Revolutionszeit.

Wider den Adel und die feudale Ausbeutung kämpfte er, wider Robbespierre und die Terrorherrschaft des „Wohlfahrtsausschusses“ im Nachrevolutionsjahr 1793, dann auch, stets wortgewaltig, gegen die, die diesen gestürzt hatten, das Direktorium, – und immer für die Rechte des einfachen, unterdrückten Volkes.

Cajus Gracchus nannte er sich in Anlehnung an sein römisches Vorbild, das im zweiten vorchristlichen Jahrhundert an der Spitze der „Popularen“ für Sozialreformen eingetreten war.

Le Tribun du Peuple war schließlich seine Tribüne, eine 1794 gegründete Zeitschrift. Untertitel: *Le défenseur des Droits de L'Homme*. Immer wieder wurde er, der „Verteidiger der Menschenrechte“, nun inhaftiert, weil er für Aufruhr agitiert habe. Er schrieb weiter, verbreitete seine frühsozialistischen Ideen, fand Anhänger.

Als tatsächlicher Vordenker eines Geheimbundes, der „Verschwörung der Gleichen“, und vorgeblicher Anführer eines Aufstandes wurde er schließlich zum Tode verurteilt. Am 27. Mai 1797 starb der 1760 Geborene unter der Guillotine. Seine Ideen wurden erst Jahrzehnte später weit rezipiert, als sich der Sozialismus formierte.

Markus Behmer

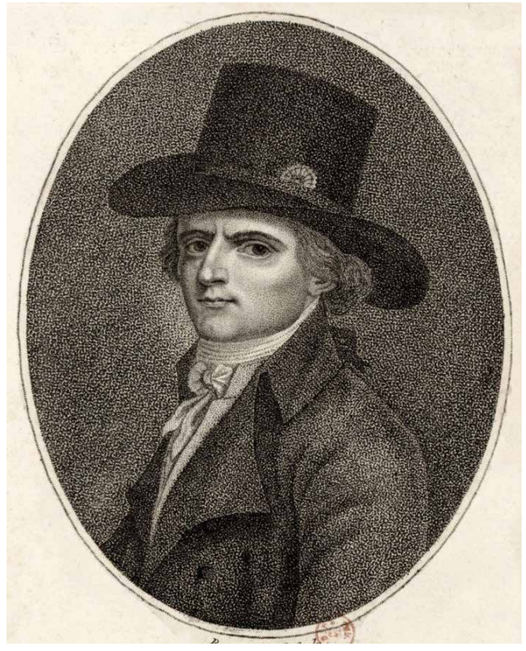


Bild: Stich von François Bonneville, 1794, Wikimedia, CCO 1.0

Bild: Kristian Zahrtmann, Szene am Kopenhagener Hof mit Struensee, Caroline Mathilde und Christian VII, 1881, Wikimedia

Ein nordischer Feuerkopf

Gerade 34 Jahre alt war Johann Friedrich Struensee, als er Opfer staatlicher Willkür wurde. In seinem kurzen Leben war er Armenarzt, Politiker, Sozialrefomer, Vorkämpfer liberaler Freiheiten, Liebhaber der Königin – und auch Journalist.

Was war das nur für ein Mann, was für ein Geist! „Arzt, Aufklärer und Staatsmann“ – so stellt ihn die Biografie vor, die der Mediziner Stefan Winkle über Johann Friedrich Struensee (geboren als Pfarrerssohn 1737 in Halle an der Saale, hingerichtet am 28. April 1772 in Kopenhagen) nach jahrelanger mühsamer Arbeit beigesteuert hat, 655 Seiten stark mit Hunderten von Anmerkungen und 103 Abbildungen.

Dabei behandelt Winkle neben Struensees Leben in Teil 1 „nur“ dessen Arbeit als Armenarzt und Stadtphysikus vor allem in Altona, das damals zu Dänemark gehört. Es geht um dessen Kampf gegen die Pocken und das Fleckfieber, gegen Haut-, Augen- und Geschlechtsleiden. Und auch um Struensees Kritik an Kurpfuscherei und Quacksalberei und seine Mühen, das Apothekenwesen zu reformieren. Wie würde solch ein Kämpfer heute auftreten?

Sehr bedauerlich ist es, dass zu diesem Werk von 1983 der geplante zweite Band nie erschien. Da wäre dann wohl ausgiebig die Rede gewesen von Struensee als Politiker, als Staatsmann, als Reformer und (auch deshalb) höchst umstrittene Figur, gewiss ebenso als Liebhaber einer jungen dänischen Königin Caroline Mathilde – schon das ein Skandal.

Nicht nur diese illegale Bindung regte zu allerlei Romanen an, zu Dramen, Hörspielen und Filmen, kein Mangel also an Rezeption. Doch verbinden Medienleute unserer Jahre noch etwas mit seinem Namen?

Anlass dafür gäbe es genug. Schon die Schrift *Struensee und die Publizistik* von 1982, 183 Seiten umfassend, lädt dazu ein. Auch sie stammt von Stefan Winkle – ebenso wie der 1.400-Seiten-Wälzer *Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen*, 1997 abgeschlossen.

In den Publizistik-Kapiteln breitet Winkle Themen aus, die mit der Zensur zu tun haben, mit Struensee als einem umtriebigen Mitarbeiter von Zeitschriften, als Übersetzer Voltaires, als Verkünder uneingeschränkter Pressefreiheit. Dazu kommen seine Gedanken zur „schweigenden Minderheit“ und zur „Achtung des Schriftstellers gegen das Publicum“. Texte wie

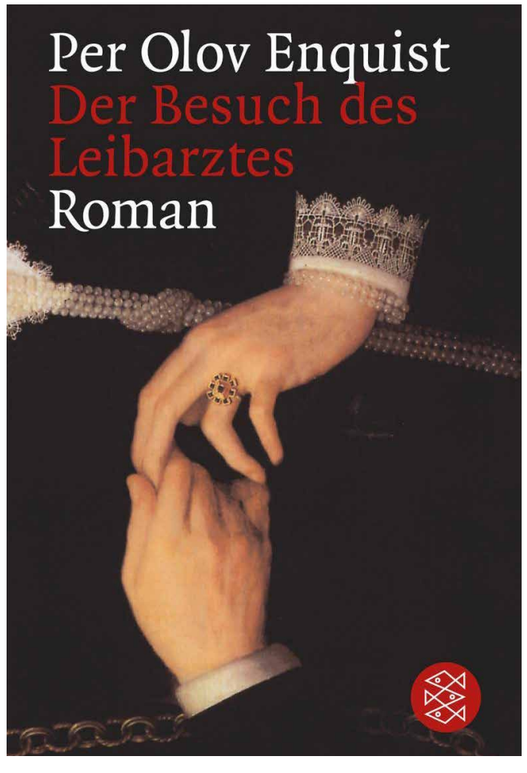
„Gedanken eines Arztes zur Entvölkerung eines Landes“ sind im Faksimile wiedergegeben.
Hier eine Probe zu Winkles Sicht auf diesen Mann: „Obgleich er sich als engagierter Aufklärer mehr für Zeitschriften als für Gazetten interessierte, waren für ihn auch die auf dem Gebiete der Tagespresse gewonnenen Einsichten und Erfahrungen in vielfacher Hinsicht von Wert (...), wobei auch die ‚moralischen Zeitschriften‘ mit Fußangeln und Fallgruben der Zensur rechnen mussten.“

Fort mit der Zensur, dafür mehr Pressefreiheit

Dieses Ziel bewegte Struensee neben vielen anderen sehr. Nachdem er am dänischen Hof starken Einfluss gewonnen hatte, Minister geworden war und Regent anstelle des schwachen und psychisch kranken Königs Christian VII., drängte er, keineswegs ein Verwaltungsfachmann, innerhalb nur gut eines Jahres auf massive Reformen nach demokratischen Grundsätzen, verankert in 633 Dekreten.
Eine Folge war, dass Norwegen, seit 1380 durch eine Personalunion an die dänische Monarchie gebunden, von ihr weniger abhängig wurde. Dies galt in beiden Ländern auch für das Pressewesen; man spricht hier von der ersten vollständigen Pressefreiheit der Erde, von einem „Goldenen Zeitalter der Presse“, das neue Leserschichten gewann (siehe dazu die Studie von Ulrik Langens und Frederik Stjernfelts *The World's First Full Press Freedom – The Radical Experiment of Denmark-Norway 1770-1773*, 2022 bei de Gruyter Oldenbourg erschienen).
Doch Struensees Revolten hielten zunächst nur wenige Jahre, sein Eifer provozierte viele Gegner, für sie war er ein libertärer Störenfried im längst nicht fortschrittlichen Dänemark. 1772 wurde er verhaftet und auf grausame Art hingerichtet – die Berichte dazu fanden (auch) ein großes Publikum.
Dieser Text entsteht an einem 3. Mai, dem Internationalen Tag der Pressefreiheit. Norwegen rangiert dabei wie 2021 auf Platz 1, es folgen Dänemark und Schweden. Deutschland ist von Rang 13 auf Rang 16 gerutscht – auch, weil es hier etwa durch Querdenker aller Art mehr Attacken auf Journalist:innen gibt. Dabei steht fest, dass die Meinungs- und Pressefreiheit zu den unverzichtbaren Lebensmitteln der Demokratie rechnet.

Eckart Roloff

Das Leben und Sterben Struensees – Stoff für einen Roman: 1999 (auf deutsch 2001) erschien *Der Besuch des Leibarztes* des schwedischen Schriftstellers Per Olov Enquist und wurde rasch zum großen Erfolg bei Kritik, ausgezeichnet unter anderem mit dem Deutschen Bücherpreis 2002, wie Leserschaft. Bild: Fischer Taschenbuch Verlag Gmbh



„Die Welt muss romantisiert werden.“

Vor 250 Jahren, am 2. Mai 1772, wurde Georg Philipp Friedrich von Hardenberg auf Schloss Oberwiederstedt geboren. Als einer der bekanntesten Romantiker ist er unter dem Namen Novalis in die Literaturgeschichte eingegangen.

Er ist das zweite von elf Kindern des Ehepaars Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg und seiner zweiten Frau Bernhardine Auguste von Hardenberg. 1785 siedelt die Familie aufgrund einer Anstellung des Vaters als Salinendirektor nach Weißenfels um.
Hardenbergs Kindheit und Jugend verläuft glücklich, zur Mutter und den Geschwistern Caroline, Erasmus und Karl pflegt er ein gutes Verhältnis. Bereits in jungen Jahren unternimmt er literarische Versuche. Sein wohl berühmtestes Motiv, die Blaue Blume aus dem Romanfragment *Heinrich von Ofterdingen*, wird zum Inbegriff der Romantik und zum Sehnsuchtsmotiv werden. Bereits der Künstlername Novalis, „der Neuland Rodende“, verweist programmatisch auf Hardenbergs Selbstverständnis und seine künstlerische Auffassung: Mit seinen Texten wird er neue Wege gehen, seine Gedanken und Ideen werden bis in die Gegenwart fortwirken. Im Umfeld eines neuen Zeitalters – zum Beginn der Moderne – verhandelt der junge Hardenberg scheinbar widersprüchliche Themen wie Naturwissenschaft und Religion, Poesie, Naturphilosophie und Ökologie und setzt diese in ein Verhältnis zueinander. 1790 beginnt er auf Wunsch seines Vaters ein Jurastudium in Jena, das er in Leipzig und Wittenberg fortsetzen wird. In Jena besucht er auch die Vorlesungen des 1789 angetretenen Professors für Geschichte Friedrich Schiller, den er zeitlebens verehren und bei dessen Erkrankung sogar pflegen wird.
Novalis bewegt sich im geistigen und räumlichen Umfeld von Goethe, Schiller, Schelling, Tieck und den Brüdern Schlegel. Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck werden seine Werke posthum veröffentlichen. Über seine Begegnung mit Novalis schreibt Friedrich Schlegel an seinen Bruder August: „Das Schicksal hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem alles werden kann.“ Im Brief wird Novalis' schnelle Auffassungsgabe und übermäßige Empfänglichkeit gelobt, er beeindrucke mit seinem großen Tatendrang.

„Mein Lieblingsstudium heißt wie meine Braut“

Im Jahr 1794 lernt Novalis die damals zwölfjährige Sophie von Kühn kennen, mit der er sich ein Jahr später mit zweiundzwanzig Jahren verloben wird. Mit der Erkrankung Sophies wird er das Schicksal fortan ständiger Sinndeutung unterwerfen, es philosophisch deuten. So verweist er selbst auf die enge Verbundenheit der Namen *Philo-Sophie* und betont dessen Bedeutung für sich: „Mein Lieblingsstudium heißt im Grunde wie meine Braut. Sofie heißt sie – Philosofie ist die Seele meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigensten Selbst.“ 1798 erscheint in der Zeitschrift *Athenäum* der Brüder Schlegel Novalis erstes literarisch größeres Werk: die *Blüthenstaub*-Fragmente. In diesen insgesamt 114 Äußerungen (darunter einige Friedrich Schlegels), die in Länge und Form variieren, setzt Novalis sein poetisches Verständnis literarisch um. „Die Welt muss romantisiert werden. So findet man

Bild: Friedrich Eduard Eichens, Public domain, Wikimedia Commons

den ursprünglichen Sinn wieder. Romantisieren ist nichts als eine qualitative Potenzierung.“ Es geht ihm folglich um die Verbindung aller Lebensbereiche, um die Verknüpfung von Bekanntem mit Unbekanntem, von Gewöhnlichem und Geheimnisvollen. Das „Romantisieren“ bezeichnet das Streben nach der Vereinigung der alltäglichen Dinge, der fortwährenden Suche nach den größeren Zusammenhängen in der Welt: Romantisieren als Sinnbildung. Der Literaturwissenschaftler Dirk von Petersdorff fasst in seinem Einführungsband *Romantik* (2020) treffend zusammen: „Das romantische Grundgefühl ist das eines existentiellen Mangels und der daraus hervorgehenden Sehnsucht, die einen erreichten Zustand öffnen und weiten will.“ Das 1797 aufgenommene Zweitstudium der

Bergbauwissenschaften verdeutlichen, dass Novalis keineswegs ein realitätsferner Träumer, sondern mit Naturwissenschaften vertraut war. Die Erfahrungen, die er während seiner Zeit im Bergbau und später im Salinenwerk Weißenfels als Assistent (1799) sammeln wird, prägen Novalis und werden in seinen Texten verarbeitet. Novalis führt ein Doppelleben: tagsüber die Arbeit im Bergwerk, nachts formt er aus seinen Gedanken und Ideen die bis heute beeindruckenden Werke. Im März 1797 stirbt Sophie schließlich im Alter von gerade einmal fünfzehn Jahren.

Aus Trauer wird Energie, werden Hymnen

Der Verlust, der Novalis zunächst in tiefe Trauer stürzt, wird sich wenig später in produktive Energie umwandeln und zur Entstehung seiner poetisch bedeutenden Schriften *Hymnen an die Nacht* (1799/1800) führen. In diesen *Hymnen* preist Novalis die Nacht als schöpferische und geheimnisvolle Qualität und kehrt damit die gängige Bewertung von Hell und Dunkel um. So heißt es im ersten Teil: „Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht." In seinem, kurze Zeit später verfassten, Romanfragment *Heinrich von Ofterdingen* (1802) spiegelt sich das Erfahrungswissen, das Novalis im Bergbau gesammelt hat, wider. Der Roman transportiert das Lebensgefühl der Romantik. Er beginnt mit der Reise Heinrichs, dessen Aufbruch in die Welt, um Dichter zu werden. Im Traum stößt der junge Heinrich in einer märchenhaften Landschaft zwischen den Felsen einer Quelle auf „eine hohe lichtblaue Blume", in dessen Inneren ein „zartes Gesicht schwebte". Als er sich diesem nähern will, erwacht er und findet sich in seiner Stube wieder.

Das poetische Motiv der blauen Blume gilt heute als Sinnbild von Sehnsucht und weist auf die unendliche, nie angeschlossene Suche hin, die ins Leben hinein – nicht hinaus führt. Hardenbergs poetisches Verständnis hat nichts mit einer verklärenden und schwärmerischen Haltung gemein, sondern verweist auf eine neue Seinsweise in der Welt zu sein. Das Leben als ewige, unabgeschlossene Suche zu begreifen, das in steter Auseinandersetzung mit der Welt immer in Bewegung bleibt und sich wandelt.

Es sind mitunter Ideen dieser Art, die Novalis bis heute so modern und interessant machen.

Am 25. März 1801 stirbt Friedrich von Hardenberg in Anwesenheit von seinem Bruder Karl und Friedrich Schlegel im Alter von 28 Jahren an Tuberkulose. Er hinterlässt ein besonderes Werk, dessen Lektüre auch im 21. Jahrhundert noch aktuell ist. *Tabea Lamberti*

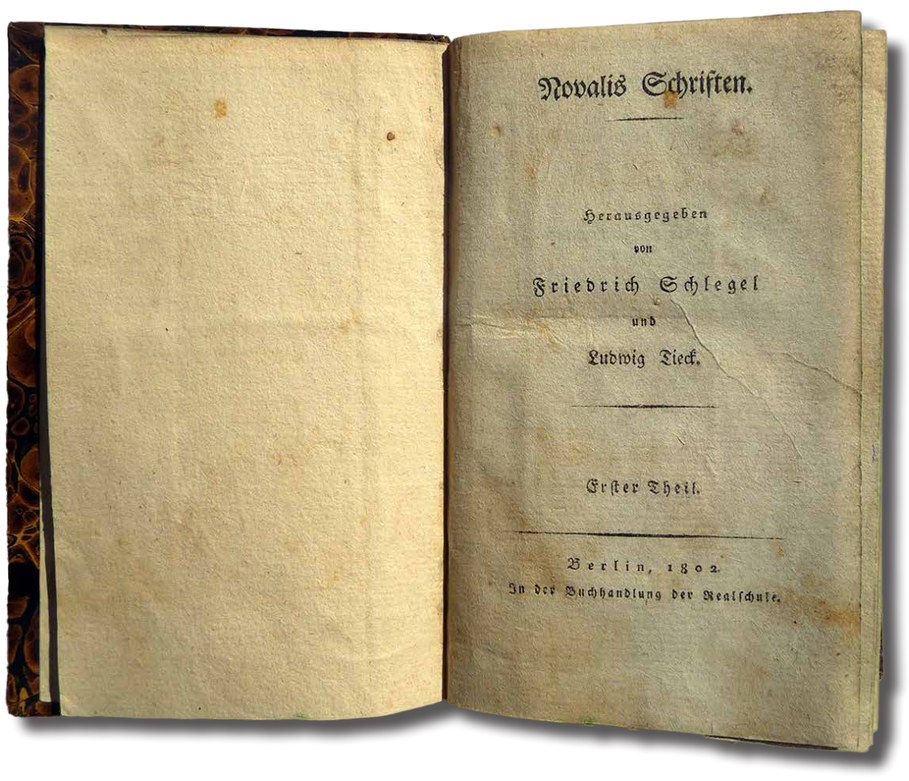


Bild: Novalis Schriften. Erstausgabe, CCO, Wikimedia Commons

Den „Kopf glücklich abgesetzt"

Zynisch klingt der offizielle Bericht über die Hinrichtung der Kindsmörderin Susanna Margaretha Brandt. Sie und ihr traurig-grausames Los wurden das Vorbild für das Gretchen in Goethes *Faust*.

Susanna Margaretha Brandt wird am 8. Februar 1746 in Frankfurt am Main geboren und wächst als Waise auf. In der Herberge „Zum Einhorn" findet sie in den 1760er Jahren eine Anstellung bei der verwitweten Herbergsbetreiberin. Mit einem durchreisenden Handwerksgesellen aus Holland verbringt sie einige Nächte, ob freiwillig, ob gezwungen, das ist umstritten.

Sie verheimlicht die folgende Schwangerschaft, weil sie weiß, dass sie dann sofort ihre Stelle verliert. Ihre Schwestern sprechen sie immer wieder auf eine mögliche Schwangerschaft an und legen ihr nahe, dass es doch nicht ausweglos wäre, ein Kind unehelich zur Welt zu bringen, es träfe auf viele Kinder zu. Susanna will die Schwangerschaft jedoch nicht wahrhaben, ihr Kind kommt am 1. Juli 1771 zu früh in der Waschküche zur Welt. Als es zu schreien beginnt, tötet sie es. Es wird am 8. Juli gefunden und von nicht weniger als neun Ärzten seziert, die einen gewaltsamen Tod des Achtmonatskindes feststellen.

Wir wissen von diesem exemplarischen Fall, weil er so außergewöhnlich gut dokumentiert ist. Die Prozessakte von 355 Seiten ist im Frankfurter Institut für Stadtgeschichte aufbewahrt.

Flucht nach der Kindstötung

Susanna Margaretha versucht zu entkommen, flieht auf einem Marktschiff nach Mainz, kehrt jedoch am nächsten Tag völlig entkräftet und mittellos nach Frankfurt zurück. Am Bockenheimer Tor wird sie festgenommen und im Gefängnis neben der Katharinenkirche eingesperrt, aufgrund ihres Gesundheitszustandes jedoch bald darauf in ein Hospital gebracht. Im Verhör versucht sie zunächst, die Tötungsabsicht zu leugnen. Als man ihr den exhumierten Säugling zeigt, gesteht sie weinend die Tat. Am 8. Oktober beginnt sich das Gericht mit ihrem Fall in nichtöffentlicher Verhandlung zu befassen, am 12. Oktober 1771 spricht es das Todesurteil. Auch der Hinweis ihres Verteidigers, in der Stadt gäbe es noch nicht einmal ein Findelheim, deshalb habe Susanna gar keine Alternative zu ihrem verzweifelten Handeln sehen können, bewahrt sie nicht vor dem Todesurteil. Ihr Gnadengesuch wird abgelehnt.

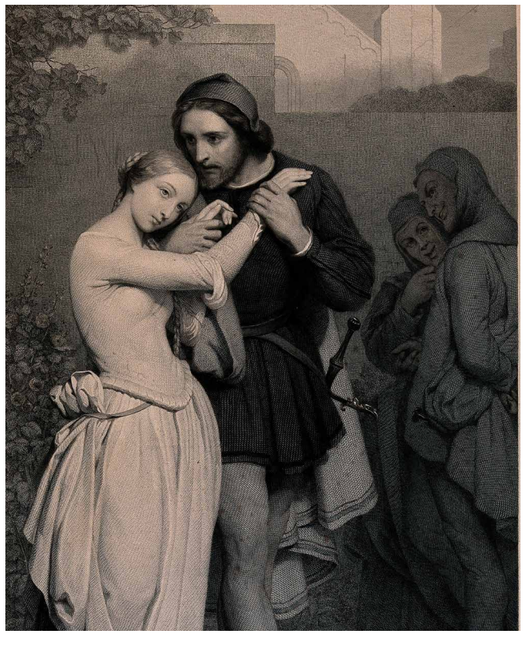


Bild: A. Blancha, CC BY 4.0, Wikimedia Commons

Goethe fand's „gerecht"

Am Roßmarkt vor der Hauptwache wird sie am 14. Januar 1772 enthauptet. Unter den Zuschauern ist der junge Advokat Johann Wolfgang Goethe. Er ist einige Monate in Frankfurt als Rechtsanwalt tätig. Der Fall weckt sein Interesse, er lässt sich Abschriften der Prozessakte kommen. Er findet das Urteil gegen die Kindsmörderin gerecht, gleichwohl wird Susanna Margareteha Brandt das Vorbild für seine Gretchenfigur in der Fausttragödie.

Kindsmord war im 18. Jahrhundert ein häufig gewähltes Thema in der deutschen Literatur, was darauf schließen lässt, dass diese Verzweiflungstat keine Einzeltat war, sondern vergleichsweise häufig beklagt werden musste. Goethes Gretchen trägt sicher dazu bei, Verständnis zu wecken für die jungen Frauen, die weder eine Lebensgrundlage für ihre unehelichen Kinder sahen, noch eine Möglichkeit, als ledige Mütter in der Gesellschaft akzeptiert zu werden. Oft genug war die Schwangerschaft Resultat einer Vergewaltigung, was die Verzweiflung noch größer werden ließ. Dass Susanna schuldig zu sprechen war, daran würde auch heute juristisch wenig Zweifel bestehen, wiesen doch schlimme Kopfverletzungen und Würgemale auf einen gewaltsam zugefügten Tod hin. Aber das Strafmaß wäre ein anderes; bei einer aktuellen Kindstötung würde immer sehr genau darauf geschaut werden, in welcher Lage sich die Mutter befand.

Wie Susanna Margaretha Brandt ging es sicher den meisten Dienstmägden: Für einen geringen Lohn hatten sie viel Arbeit zu leisten, unterstanden in allen Belangen ihren Dienstherren und in diesem Fall einer Dienstherrin, sie waren von ihnen abhängig und hatten keinerlei Kündigungsschutz. Bei einer auftretenden Schwangerschaft konnten sie umstandslos entlassen werden.

Ein Gedenkstein auf dem ehemaligen Gutleutehof, auf dem auch das Kind begraben wurde, erinnert an das Schicksal der unglücklichen Susanna Margaretha Brandt. *Iris Hermann*

Komisierung und Kritik höfischer Kommunikation

Jean-Baptiste Poquelin alias Molière avancierte zum bekanntesten Komödiendichter der französischen Hochklassik. Er beeinflusste die internationale Theaterwelt nachhaltig – bis in unsere Gegenwart.

Bis heute bleibt er ein Klassiker auf den Theaterbühnen, aber auch der Schullektüren im Französischunterricht – und so dürften viele von uns bereits in der Jugend mit dem ein oder anderen von Molières Werken in Kontakt gekommen sein, beispielsweise mit *Le malade imaginare* oder *Le misanthrope*.

Geboren wird der spätere Schauspieler, Dramaturg und Autor am 15. Januar 1622 in Paris als Sohn des wohlhabenden Inhabers eines Einrichtungs- und Stoffgeschäfts, der den Amtsadelstitel des „Tapissier et valet de chambre ordinaire du roi" trägt. Das väterliche Vermögen sichert dem jungen Molière die humanistisch-literarische Schulbildung am renommierten jesuitischen *Collège de Clermont*, ebenso wie ein Jurastudium in Orléans, das er jedoch abbricht, bevor er sich 1643 mit seiner späteren Lebensgefährtin, der Schauspielerin Madeleine Béjart, an der Gründung der Theatergruppe „Illustre Théâtre" beteiligt. Ab dem Jahr 1644 unterzeichnet er mit seinem Künstlernamen Molière. Nach Bankrott und (Zwangs-)Fusionierung reist die Gruppe für einige Jahre durch die südfranzösische Provinz. Diese Zeit prägt den jungen Molière sehr – er erweitert sein Repertoire an Figuren, Themen, Motiven und Szenen, entwirft erste Farcen und wird 1652 schließlich zum Direktor der Truppe, die mittlerweile von wechselnden Adligen und Aristokraten protegiert wird. 1658 kehrt die Wandertruppe auf Einladung des Herzogs von Orléans nach Paris zurück, um u.a. Pierre Corneilles *Nicomède* zu inszenieren, spielt in renommierten Häusern und gelangt rasch in die Gunst des jungen kunstaffinen Königs Ludwig XIV. Dieser macht später Molière zum Paten seines ersten Sohnes und übernimmt persönlich das Protektorat für seine Theatertruppe, die fortan im Théâtre du Palais-Royal aufführen darf.

Molières Komödien

Prägend für Molières theatrales Schaffen ist zuvorderst der Geschmack des höfischen Publikums – *plaire* wird zu seiner obersten Maxime. Diese Orientierung am *goût* der Zuschauenden zeigt sich auch im Gebrauch traditioneller Spielarten der Komik, die im Laufe des 17. Jahrhunderts eigentlich im Zuge von Regeldiskussionen und Normierungsbestrebungen immer mehr in den Hintergrund gerückt waren: Zu Molières komischem Fundus zählen dabei unter anderem verbale, gestische und visuelle Komik, Perspektivwechsel, Wiederholungen oder auch die Ausgestaltung monomaner Figuren, die sich durch einen einzigen lächerlichen Charakterzug auszeichnen. Seine Verfahren und Themen entstammen unter anderem der Tradition der beliebten einaktigen Farce (z.B. Ehebruch, Eifersuchts- und Prügelszenen, Dienerfiguren etc.) und auch der italienischen Commedia dell'arte, deren Handlung sich häufig um ein junges Liebespaar im Konflikt mit den Werten und Traditionen der Gesellschaft bzw. älteren Generationen und ihren autoritären Vertretern dreht. Diese Traditionslinien weiß er, zum Beispiel in der Komödie *L'école des femmes*, geschickt miteinander zu verbinden und dadurch zu ihrer Aktualisierung und zur Innovation der Komödie beizutragen.

Bekannt wird Molière vor allem für den meisterlichen Einsatz seiner Stücke als Instrument der Zeit- und Gesellschaftskritik: Als Höhepunkt seiner literarischen Politisierung gelten gemeinhin die (meist) fünfaktigen Verskomödien der 1660er Jahre, die sich gnadenlos mit gesellschaftlichen (Fehl-)Entwicklungen auseinandersetzen, ohne dabei ein Blatt vor den Mund zu nehmen oder sich kodifizierten Regelungen der klassischen Theaterdoktrin und der Etikette zu beugen. Dies bringt ihm, gerade (aber nicht nur) im Fall von *L'école des femmes* oder des *Tartuffe*, auch Widerstand und Kritik seitens konservativer Höflinge, anderer Autoren, verspotteter Personen und der Kirche ein.

Molières Figuren sind dabei nur bedingt zeitlos oder als Archetypen angelegt, sondern fungieren vielmehr als Projektionsfläche für aktuelle gesellschaftliche Probleme – die *mœurs de ce siècle* werden zum Kristallisationspunkt seines Schaffens. So kritisiert er in *Le misanthrope* die Aporien der höfischen Gesellschaft, die ihren Mitgliedern nur Lügen und Heuchelei als Mittel der Wahl übrigässt, wenn sie dem, ebenso wie Literatur und Sprache, kodifizierten Verhaltensideal und Menschenbild der Zeit entsprechen wollen, das vor allem auf Oberflächlichkeit und einem guten Eindruck nach außen basiert, um so bei Hofe punkten zu können. In *L'avare* wiederum thematisiert er das unermüdliche Festhalten an einem bürgerlichen Wertekanon oder übt in *L'école des femmes* und *Le Tartuffe* Kritik an wachsenden religiös-orthodoxen Einflüssen auf die Gesellschaft, um nur einige prägnante Beispiele zu nennen. Das Thema des (blinden) Glaubens an autoritäre Instanzen und Wertesysteme – bzw. vielmehr die schamlose Kritik daran – begleitet uns durch sein gesamtes Theaterschaffen – ob an die Medizin (*Le malade imaginaire*), ein soziales Ideal (z.B. *Le bourgeois gentilhomme*) oder auch wissenschaftliche und ästhetische Normen (z.B. *Les femmes savantes*, *Les précieuses ridicules*).

Das zentrale Anliegen von Molières dramatischen Schaffen ist also allzu oft das Entlarven falscher Obrigkeitshörigkeit sowie das Unterminieren künstlicher Autoritäten und hypokritischen Verhaltens. Immer wieder zeigt sich seine modern-libertinistische Weltsicht deutlich auf der Bühne, etwa, wenn er in *Le malade imaginaire* dem Recht des Heute und den „gens de maintenant" die moralische Oberhand zuspricht (und damit gleichzeitig in der damals virulenten *Querelle des Anciens et des Modernes* eine Lanze für die zeitgenössische französische Literatur mit ihren eigenen Freiheiten gegenüber den antiken Vorbildern und ihren kodifizierten Normen bricht).

Bild: Nicholas Mignard, Molière in der Rolle des „Julius Caesar", Wikimedia Commons

(Beinaher) Tod auf der Bühne und Nachwirken

Das letzte Stück in Molières Leben, als sich sein Gesundheitszustand stressbedingt verschlechtert hatte, sollte ironischer- und tragischerweise *Le malade imaginaire* sein, in dem er selbst die Hauptrolle spielt. Bereits während der vierten Aufführung des Stücks am 17. Februar 1673 erleidet er einen Schwächeanfall auf der Bühne, der vom Publikum als dramatische Einlage aufgefasst wird, an dem er jedoch wenig später in seiner Wohnung stirbt. Trotz des Widerstands der Kirche gelingt es seiner Witwe Armande, die er 1662 geheiratet hatte, bei Ludwig XIV. die Möglichkeit eines kirchlichen Begräbnisses zu erwirken. Sein Grab kann, neben denen zahlreicher weiterer großer Persönlichkeiten, auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise besucht werden.

Ebenfalls Armande ist es, die die Leitung von Molières Schauspieltruppe bis zur Fusion mit der Truppe des Hôtel de Bourgogne im Jahr 1680 übernimmt – die bis heute bestehende Comédie Française, das wohl berühmteste französische Nationaltheater, ist geboren. Es trägt bis heute den Beinamen La Maison de Molière. Auch der bedeutendste Theaterpreis Frankreichs, der Prix Molière, der häufig als französisches Pendant zum britischen Tony Award gehandelt und seit 1987 verliehen wird, trägt bis heute seinen Namen.

Bild: Édouard Debat-Ponsan, Wikimedia Commons

Zu den Preisträger*innen in der Kategorie „Molière de l'auteur" – einer von aktuell über 20 Bereichen, in denen der Preis vergeben wird – zählen unter anderem die auch in Deutschland vielrezipierten Dramatiker*nnen Yasmina Reza und Éric-Emmanuel Schmitt.

In seiner *Französischen Literaturgeschichte* schließt Hans-Joachim Lope das Kapitel zu Molières Farcen und Komödien mit folgenden Worten: „Kein[...] Autor[...] kann in der theatergeschichtlichen Bedeutung mit Molière verglichen werden. Erst Marivaux wird der französischen Komödie weitergehende Impulse vermitteln. Er wird es in gezielter Auseinandersetzung mit Molière tun. Trotz der zeitgenössischen Kritiken haben die Theaterleute und ihr Publikum Molière und nicht seinen Feinden recht gegeben. Molière ist Weltliteratur." Damit sei der Einfluss Molières auf Generationen von Theaterautor*innen nach ihm, auch weit über die Grenzen Frankreichs hinaus, nur angedeutet – diese Einflüsse im Rahmen eines kurzen Beitrags umfassend darstellen zu wollen, wäre einerseits ein törichtes Unterfangen und könnte Molières Strahlkraft andererseits niemals gerecht werden.

Florian Lützelberger

Bild: Jurec Germany, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Kaiser im Kyffhäuser, Königin der Troubadoure?

Bereits zu Lebzeiten von Mythen umwoben und in der Moderne vielfach verklärt: Friedrich I. Barbarossa, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, und Eleonore von Aquitanien, erst Königin von Frankreich, dann von England, wurden vor 900 Jahren geboren.

Mythen sind mehr als bloße Erzählungen. Vor allem dann, wenn sie dahingehend reifen, einer ganzen Epoche oder Generation Orientierung und Halt zu bieten. Es gibt Mythen vom Siegeskult bis zur heroischen Opfererzählung. Mythen, die politischen und territorialen Führungsanspruch (vermeintlich) rechtfertigen. Und Mythen, die nationale oder kollektive Identität stiften und stärken.

In den USA genießen die Gründerväter einen bis heute unverrückbaren Heldenstatus; in Frankreich brachen die Stürmer der Bastille die glorreiche Revolution los. Auch in Deutschland gibt es von Arminius (Hermann der Cherusker), Siegfried und den Nibelungen bis zu Luther und Bismarck diverse Ausformungen von Mythen, die als Folge der bekannten Verfehlungen im 20. Jahrhundert allerdings merklich an Strahlkraft verloren. Frankreich tut sich da leichter und feiert Vercingetorix, Jeanne d'Arc oder die Résistance und Charles de Gaulle zu vielfältigen Anlässen.

Die Mythisierung historischer Ereignisse und Figuren kann die unterschiedlichsten Pfade beschreiten. Sinnbild dessen sind zwei Persönlichkeiten des 12. Jahrhunderts: Er, lange Zeit zum deutschen Nationalhelden romantisiert und Protagonist uralter Verschwörungserzählungen. Sie, jahrhundertelang als bösartige Herrscherin und Ehebrecherin beschrieben und im 20. Jahrhundert als von Troubadouren besungener „Popstar" konstruiert. 1122 erblickten mit Friedrich I. Barbarossa und Eleonore von Aquitanien zwei bedeutsame, rätselhafte Herrscher des Hochmittelalters das Licht der Welt. Bei allen Unterschieden in Wesen und Wirken eint sie, dass sie dankbare Stoffe für Erzählungen lieferten. Erzählungen, die sich teils noch zu Lebzeiten, teils erst viel später, zu Mythen auswuchsen.

Friedrich, dessen Beiname Barbarossa („Rotbart") auf italienische Chronisten des 13. Jahrhunderts zurückgeht, wird von Zeitgenossen als noble, strahlende Erscheinung beschrieben. Den Lobeshymnen kam auch dessen gutes Aussehen mit lockig-blondem Haar entgegen. Sein Mäzenatentum der Dichtung und sein Sinn für Kunstwerke galten als legendär. Über Jahrhunderte formte sich Friedrich zum idealisierten Ausdruck eines durchsetzungsstarken, nicht nur auf dem Felde siegreichen Herrschers.

Weniger makellos war seine Regentschaft tatsächlich. Der Staufer Friedrich, 1155 von Papst Hadrian IV. zum Kaiser gekrönt, war immerzu in Konflikte verwickelt – mit wechselhaftem Erfolg. Wenn er auch mit der Eroberung Mailands 1162 seine Macht zunächst ausweitete, so musste er sich 1176 nach der Schlacht von Legnano dem norditalienischen Lombardenbund geschlagen geben. Die Niederlage besorgte indes Friedrichs Vetter Heinrich der Löwe, als er ihm die Gefolgschaft im Krieg verwehrte – ein Affront! Erst der Friede von Konstanz 1183 und die Vermählung des Sohnes, der spätere Heinrich VI., restaurierten des Kaisers angeschlagene Macht in Italien.

Nördlich der Alpen vermerkten Chronisten Friedrichs Bemühen um Stabilität. Der Bevölkerung bescherte er den Eintritt in die Feudalzeit; galt mitunter als Reichserneuerer. Auch im Westen wuchs mit der Heirat von Beatrix von Burgund 1179 der Einfluss des Staufers. Dessen unumschränkte Herrschaft im Heiligen Römischen Reich schien historisch lange gesichert. Inzwischen widerspricht die Forschung: Viele Reichsfürsten übten wohl nachhaltigen Einfluss auf Friedrichs Kaisertum aus.

Das Bild des unersetzbaren Anführers entstammte nicht zuletzt Friedrichs plötzlichem, mysteriösem Ende: Auf dem Dritten Kreuzzug ertrank er 1190 im Fluss Saleph in der heutigen Südosttürkei. Seiner Speerspitze beraubt, zerfiel das Heer und die Kreuzfahrer scheiterten. Da Friedrichs Grabstätte bis heute unentdeckt ist, befeuerten sich fantastische Erzählungen über den Verbleib des Herrschers; einige hielten sich in Auffassung eines Komplotts gar Jahrhunderte. Die verschollenen Gebeine Friedrichs erschienen für eine Mythenbildung besonders anschlussfähig: Den Mittelalterherrscher entdeckte Anfang des 19. Jahrhunderts die deutsche Nationalbewegung als Sehnsuchtsfigur der Einheit. Nach den Verwerfungen der Napoleonischen Kriege erwuchs Friedrich zum Ausdruck deutscher Größe; als der auf Wiederkehr wartende Kaiser, der im thüringischen Kyffhäusergebirge schläft. In der Sagensammlung der Brüder Grimm enthalten, erlangte der Mythos schnell nationale Tragweite; verselbstständigte sich geradezu. „Tief im Schloße des Kyffhäusers, bei der Ampel rotem Schein; sitzt der alte Kaiser Friedrich, an dem Tisch von Marmorstein", dichtete der Lyriker Emanuel Geibel 1837. Barbarossa bot fortan dem zerrütteten Deutschland Orientierung und sein „Erwachen" reifte zur politischen Prophetie. Bis in den Nationalsozialismus trug sich eine Friedrichsche Symbolik und gipfelte in dem als Unternehmen Barbarossa benannten Russlandfeldzug – vermutlich in Anlehnung an Friedrichs „imperiale Mission" im Kreuzzug.

Hexe, Heldin, Herrscherin?

Für Eleonore von Aquitanien hingegen ersannen die Geschichtsschreiber völlig andere Narrationen: Die Bedeutung als mächtigste Frau im Europa des 12. Jahrhunderts findet sich selten – auch wenn einige Schriften ihre Durchsetzungskraft und Schönheit (über ihr Aussehen existieren keine zuverlässigen Quellen) beinhalten. Viel eher galt sie Gegnern und späteren Chronisten als politisch wenig begabte Herrscherin, deren Persönlichkeit Machtgier, Intriganz und Eigennützigkeit ausdrückte. Höhepunkt sollte Eleonores Ehebruch sein – etwa mit Sultan Saladin. Sie galt wahlweise als Hexe, Verbündete des Teufels oder Giftmörderin; als „missratene Figur" trat Eleonore jahrhundertelang in der europäischen Literatur auf. Haltbar ist davon wenig; der mythischen Erzählung als Abbild einer Ungerechten tat dies aber keinen Abbruch.

Richtig ist Eleonores Nähe zur Macht seit Geburt an: Sie kam als Enkelin von Wilhelm IX., der „Troubadour-Herzog", im einflussreichen Herzogtum Aquitanien zur Welt. 1137 mit dem wenige Tage später regierenden König Ludwig VII. verheiratet, wurde Eleonore alsbald ein politischer Einflussfaktor des Großreichs. Bis zur Annullierung ihrer Ehe 1152 – die einen jahrhundertelangen Konflikt zwischen England und Frankreich auslöste.

Eleonore heiratete noch im Scheidungsjahr den normannischen Herzog Henry Plantagenet, der 1154 als Heinrich II. den englischen Thron bestieg und Eleonore damit erneut zur Königin machte. Sie erhielt weitreichende Regierungsgewalt, da Heinrich vielfach auf den Kontinent reisen musste. Von den acht aus der Ehe hervorgegangenen Kindern stellten drei ihrer Söhne 1173/74 die väterliche Erbregelung in Frage. Eleonore, gegen ihren Mann agitierend, wurde daraufhin 15 Jahre unter Arrest gestellt. Nach Heinrichs Tod entließ sie ihr Sohn

und jetzige König Richard Löwenherz. Während seiner Absenz im Dritten Kreuzzug und der staufischen Gefangenschaft 1189 bis 1194 übernahm Eleonore die Regierung. Als ihr letzter Triumph gilt die Durchsetzung des Sohnes Johann Ohneland als Nachfolger Richards, ehe sie 1204 in Poitiers starb.

Die Person der Eleonore, eine allzeit schwer fassbare Regentin, erfuhr im vergangenen Jahrhundert einen beachtlichen Bedeutungswandel. Weg von den nachteiligen Schmähungen, hin zu einer romantisierten Lobhudelei. Die Popkultur spann einen neuen, aber ebenso unzutreffenden Mythos: Eleonore als Königin der Troubadoure; als Gönnerin von Dichtkunst und Minnesang. Zutreffend ist, dass zu ihrer Zeit an den Höfen in Frankreich und England ein ausgeprägtes Interesse für gesungene Liebeslyrik herrschte. Allerdings existieren keine Quellen, die der Königin schriftliche oder bildliche Ruhmeskränze als Förderin der Troubadoure flochten. Eher wird angenommen, dass Eleonore die späteren lyrischen Zentren an den Höfen ihrer Kinder fundamentierte. Selbst wenn die romantische Verklärung relativ bald widerlegt wurde, so hält sich das Bild der „Troubadour-Königin“ hartnäckig.

Zuweilen tritt dieser gar eine weitere Fehlkonstruktion beiseite: Eleonore als Ausdruck eines frühen Feminismus. Die temporäre Eigenständigkeit, die die Königin fraglos als starke Frau charakterisiert, wird in gegenwärtigen Reportagen, Zeitschriften und Podcasts vielfach überbetont. Ob dies bereits zur Formung einer mythischen Identifikationsfigur ausreicht, bleibt freilich zu bezweifeln. Und doch treffen Shakespeares Dichtung der tapferen Soldatin oder (nicht belegte) Erzählungen über die von Amazonen umgebene Eleonore den heutigen Zeitgeist. Wahr ist, dass die Königin sich zeitlebens der Unterdrückung erwehrte.

Auch fügte sie sich nie als bloße „Königsgattin“. Jedoch gilt zu konstatieren, dass sie beinahe ausnahmslos bei Abwesenheit des jeweiligen Regenten aktiv werden konnte. Im Sinn hatte sie dabei einzig die Machterhaltung.

Für beide, Friedrich I. und Eleonore von Aquitanien, besorgten Historiker in der jüngsten Vergangenheit schließlich ein weit akkurateres Bild, ja, in vielen Teilen deren Entmythisierung: Kaiser Barbarossa wurde von der Politik befreit und verlor seinen Heldenstatus. Eleonores Darstellung einer empfindsamen Herrscherin im Musenhof, die zeitlebens die Dichtung förderte, wurde revidiert. Beide Herrscher besaßen große Bedeutung für das politische Geschehen ihrer Zeit und prägten über Jahrzehnte die Öffentlichkeit im mittelalterlichen Europa. Daher drehen sich die Feierlichkeiten zum 900. Jahrestags derer Geburt nicht um Mythen heldenhafter Figuren. Sondern um das Leben zweier Persönlichkeiten einer weit entfernten und fremden Epoche.

Matthias Kast

Bild: Münzkabinett, Staatl. Museen zu Berlin, Lutz-Jürgen Lübke, CC BY-NC-SA

1022

eintausendzweiundzwanzig

Die Kunst des schönen Schreibens

Bereits seit Jahrhunderten fasziniert die Kalligraphie. Vor 1000 Jahren starb einer der wichtigsten und anerkanntesten Meister der arabischen Hochform dieses edlen Handwerks: Ibn al-Bawwab.

Bereits vor der Erfindung des Buchdrucks gab es eine Vielzahl an Schriftstücken. Die Vervielfältigung von Texten ist den Kalligraphen zu verdanken, die besonders heilige Texte abschrieben. Da der Vorgang des Abschreibens selbst als sakral angesehen wurde, erlangten viele von ihnen Berühmtheit. Zahlreiche Aussagen aus dem zehnten Jahrhundert machen deutlich, dass Kalligraphien als Abdrücke des moralischen Wesens ihrer Schöpfer angesehen wurden. In der islamischen Welt war die Kalligraphie die einzig erlaubte Kunstform. So wurden Kunstwerke aus Buchstaben erstellt, sogenannte Kalligramme. Die Kalligraphie bildet auch das Haupt-Schmuckelement in der islamischen Architektur. Ein Meister dieser Kunst war Ibn al-Bawwab, der vermutlich 1022 im heutigen Bagdad verstarb.

Er begann als Dekorator von Häusern, wurde später Bücherillustrator, schließlich Kalligraph, wobei er sich zusätzlich dem Koranstudium widmete. Die Kunst des schönen Schreibens studierte er bei der Tochter von Ibn Muqla, welcher als Standardisierer der arabischen Schrift gilt. Er war es, der einen Kanon von kursiven Schreibstilen, bekannt als al-aqlam as-sitta, definierte. Die Entwicklung dieser bis heute üblichen kursiven Stile werden von Quellen Ibn Muqla zugeschrieben. Ibn al-Bawwab erlernte alle Skripte fließend und verfeinerte diese darüber hinaus, indem er ihr künstlerische Elemente verlieh. Eine seiner größten Errungenschaften war die Perfektionierung des al-Khatt al-Mansub-Stils. So erlangte er große Berühmtheit und gab seinen Stil an nachfolgende Generationen von Kalligraphen weiter. Noch mehr als zwei Jahrhunderte nach seinem Tod wurde seine Schule an Kalligraphen in Bagdad weitergegeben. Von seinen zu Lebzeiten angefertigten 64 Koran-Kopien ist heute nur noch eine einzige vorhanden. Das berühmte Exemplar aus dem Jahre 1000 wird in der Chester Beatty Library in Dublin aufbewahrt und war ein Geschenk des osmanischen Sultans Selim I. im 15. Jahrhundert. Der Koran ist vollständig in runder, kursiver Schrift auf Papier geschrieben.

Im Vergleich zu früheren Manuskripten auf Pergament ist dieser horizontal ausgerichtet. Die Schrift wurde mit einem Pinsel in schwarzer Farbe geschrieben, auf den ersten und letzten Seiten ist traditionell Farbe verwendet worden, welche mit einem Schilfstift aufgetragen wurde. Abgesehen von dem Papier zeichnete sich das Manuskript durch mehrere Neuerungen aus, welche die Kunst jahrhundertelang stark beeinflussten. Die wichtigsten Textquellenaufzeichnungen seiner Methode dokumentierte er selbst in seiner ganz eignen *Ra'iyya fi al-khatt* (Ode an die Kalligraphie). Das Gedicht findet sich in Kommentaren von Ibn al-Basis (1253-1316) und Ibn al-Wahid (1249-1311) wieder und zeigt ausdrucksvoll seine Liebe zur Kunst des schönen Schreibens, welche uns bis heute bereichert.

Alma Husic

Bild: Ibn al-Bawwab Qur'an , Wikimedia Commons

822

achthundertzweiundzwanzig

Kalt. Eiskalt!

Vor 1.200 Jahren froren selbst die größten mitteleuropäischen Ströme wochenlang zu.

Nachrichtenarm ist es, das frühe Mittelalter. Mindestens hat sich nicht viel erhalten, gar über das Leben der „einfachen Menschen“. Bitter muss es gewesen sein, gerade wenn die Natur – oder war es Gott, waren es Wunderzeichen? – mit Extremwetter aufwartete. Vom Jahr 822 wissen die Historiker, dass Ludwig I. Kaiser im Fränkischen Großreich war, „der Fromme“ wurde er später genannt, Sohn und Nachfolger Karls des Großen. Seine Frau Judith, sehr schön soll sie gewesen sein, sehr fromm auch sie und großzügig, soll den armen, unter den Unbillen der Witterung notleidenden Untertanen wohltätig geholfen haben, so geht es jedenfalls aus Versen etwa des Dichtermönchs Walachfried des Schielers hervor, auch sie eine der Quellen aus quellenarmen Zeiten.

Welche Unbillen? Eine fast tausend Jahre jüngere Schrift, Anton Pilgrams *Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde* (Wien 1788), fasst zusammen, was Annalen über den Schreckenswinter 821/22 berichten: „Es sey auf den sehr regnerischen Herbst ein langer, und so harter Winter gefolget, daß auch die größten Flüsse, die Donau, die Elbe, die Seine und andere Flüsse durch Deutschland und Frankreich so dick überfroren waren, daß sie durch 30 und mehrere Tage schwere Wägen trugen“ und „ein großer Schnee vom 22ten Sept. bis 12ten April liegen blieb“. Auch eine schottische Chronik verzeichnet, dass Meere und Seen so stark gefroren gewesen seien, dass man Lasten mit Pferden darüber befördert habe. War sogar der Nil gefroren? Im Internet finden sich Angaben dazu, doch mag das ins Reich nicht der Dichtung, sondern der Fake News gehören.

Bleiben wir für unser „Magazin der Medienjubiläen“ lieber bei den Sachberichten. Der Historiker Thomas Wozniak ordnet in seiner 2020 veröffentlichten Habilitationsschrift über *Naturereignisse im frühen Mittelalter* ein: „Wenn die mittelalterlichen Menschen [...] Naturanomalien erlebten, versuchten [...] sie – so sie dazu in der Lage waren – diese zu notieren, insbesondere wenn sie vom zeitgenössischen Erwartungshorizont signifikant abwichen. Indem die Ereignisse in Ostertafeln, Annalen und Chroniken eingetragen wurden, wurden sie aus dem oralen Erinnerungskreis hinüber in die Schriftlichkeit gerettet und zum Bestandteil einer schriftlich fixierten Erinnerungskultur gemacht.“

So können wir uns also auch heute noch erinnern an den Kältewinter vor 1.200 Jahren. Wir, die wir mit Zentralheizung, Thermokleidung und meteorologischen Warnsystemen allen Wettern gewappnet sind, Wintereinbrüche gleichwohl medial als „Katastrophen“ apostrophiert bekommen – wir auch, die in den vergangenen zehn Jahren acht der zehn weltweit wärmsten Jahre seit Beginn der kontinuierlichen Wetteraufzeichnung erleben konnten oder mussten. Die Folge jedenfalls des Regensommers, dann Kältewinters 821/22 waren, zurück ins frühe Mittelalter, heftige Eisgänge, die zum Beispiel am Rhein viele Gebäude beschädigt haben sollen, und Hungersnöte durch große Ernteausfälle. Als mögliche Ursache für die noch länger anhaltende damalige Kältewelle benennt Wetterhistoriker Wozniak übrigens Vulkanausbrüche, auf die eine hohe Sulfat-Konzentration in grönländischen Eisbohrkernen hindeuten. Globale Klimafolgen schon damals. *Markus Behmer*

Foto: Markus Behmer

Bild: Kalender, dem Qadscharen-Herrscher Nasreddin Schah gewidmet, Wikipedia

622

sechshundertzweiundzwanzig

Rundes Kalenderjubiläum und doch keine Feier

Vor 1.400 Jahren fand die sogenannte Hidschra statt: Der Prophet Muhammad wanderte aus seiner Heimatstadt Mekka aus und gründete in Medina ein neues Gemeinwesen. Das Datum dient bis heute als Ausgangspunkt der islamischen Zeitrechnung.

1.400 Jahre Islam also, ein rundes Datum. Da mögen sich manche fragen, warum das nicht gefeiert wird. Weder innerhalb noch außerhalb der islamischen Welt wurde das Jubiläum besonders begangen. Woher rührt dieses historische Desinteresse?

Der Grund dafür ist die islamische Zeitrechnung selbst. Sie fußt nämlich nicht auf einem Sonnenkalender, wie die gregorianische Zeitrechnung, die heute weltweit benutzt wird, sondern auf einem Mondkalender, bei dem das Jahr nur 354 Tage lang ist. Da das islamische Mondjahr elf Tage kürzer ist als das Sonnenjahr, befindet man sich nach der islamischen Zeitrechnung heute auch nicht im Jahre 1400, sondern schon im Jahre 1444. Das eigentliche Jubiläum oder, wenn man so will, die Jahrhundertwende fand schon im Jahr 1979 statt: Das Jahr 1400 begann exakt am 20. November 1979. Und dieses Datum war auch tatsächlich in der islamischen Welt mit einigen Erwartungen verbunden. Im Iran steuerte zu jener Zeit die Islamische Revolution gerade auf ihren Höhepunkt zu, und in Mekka stürmten am ersten Tag des neuen Jahrhunderts Aufständische die Heilige Moschee und riefen einen der ihren zum Mahdi aus. Er sollte das saudische Regime stürzen und die Muslime in eine neue Zeit führen.

Da sich das Mondjahr mit seinen 354 Tagen gewissermaßen „rückwärts“ durch die Sonnenjahre bewegt, ist es für Ackerbau und Wirtschaft nicht besonders praktikabel. Deshalb wird in fast allen Ländern, in denen der Islam Wurzeln geschlagen hat, neben dem Lunarkalender auch der Solarkalender verwendet, und diese Doppelgleisigkeit hat schon eine lange Tradition. Dennoch ist der Mondkalender in seiner Bedeutung als Zeitgeber in den islamischen Ländern nicht zu unterschätzen. Bis heute werden alle religiösen Feste des Islams nach ihm bestimmt. Wie kommt es aber überhaupt, dass der Islam einen Mondkalender verwendet? In vorislamischer Zeit wurde bei den Arabern das Jahr nach einem Lunisolarkalender berechnet: Es begann im Herbst und bestand aus zwölf Mondmonaten, die von Neumond zu Neumond gerechnet wurden; alle zwei oder drei

Jahre wurde ein dreizehnter Monat angehängt, damit der Anfang des Jahres im Herbst beibehalten werden konnte. Dieses arabische Interkalationssystem wurde nasi´, „Verschiebung“, genannt, weil es den ersten Monat des neuen Jahres verschob. Ein besonders wichtiger Termin im altarabischen Kalender war die als Haddsch bezeichnete Wallfahrt im zwölften Monat Dhu l-Hiddscha. Im Zuge der Neuordnung des Haddsch im Jahre 632 schaffte der Prophet Muhammad aber den altarabischen lunisolaren Kalender mit seinem Interkalationssystem ab und führte einen reinen Lunarkalender ein.

Die Gründe für die Kalenderreform sind nicht ganz klar. Aus einigen der Aussagen im Koran (Sure 9:37) lässt sich schließen, dass der Einschub eines Schaltmonats als unzulässiger Eingriff der Menschen in die göttliche Weltordnung betrachtet wurde. Doch gab es auch ganz handfeste Gründe für die Abschaffung des nasi´, denn die Entscheidung darüber, wann dieser Schaltmonat eingeschoben wurde, lag bei der Familie eines arabischen Stammes, und da Schaltmonate immer auch heilige Monate waren, in denen nicht gekämpft werden durfte, hatte diese Familie sehr viel Macht. Für Muhammad, der an der Spitze eines aufstrebenden Staates mit eigener Streitmacht stand, barg diese Macht große Unsicherheiten, denn es konnte sein, dass sich diese Familie in kriegerische Auseinandersetzungen einmischte und Muhammad durch plötzliche Einschiebung eines Schaltmonats die Führung eines Krieges unmöglich machte. Das mag ein Grund für die Abschaffung des Schaltmonats gewesen sein.

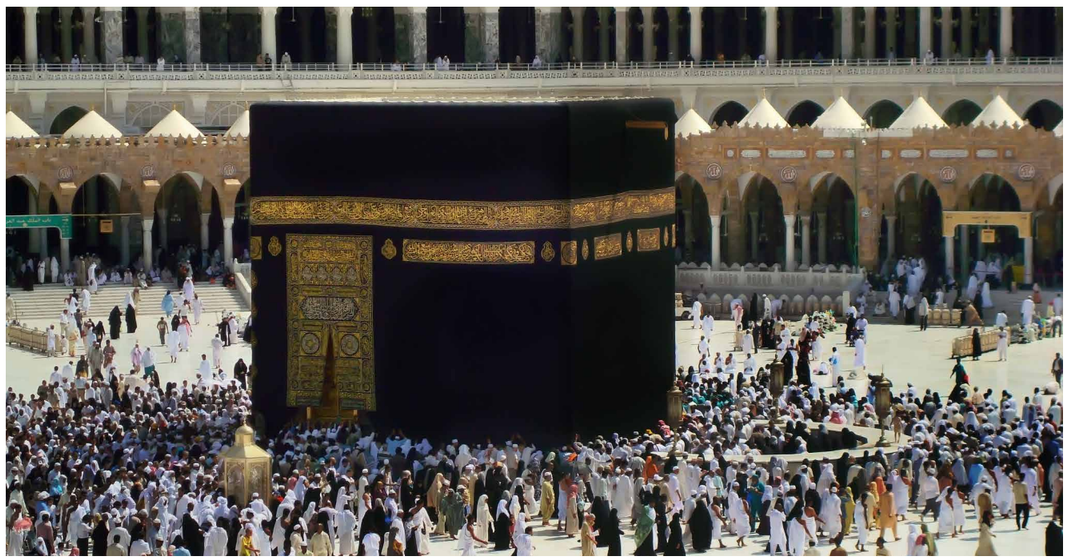
Die Einführung der Hidschra als Ausgangspunkt der islamischen Zeitrechnung ist nicht schon zu Zeiten Muhammads erfolgt, sondern erst im Jahre 638 während der Herrschaft des zweiten Kalifen Umar ibn al-Chattab. Anlass dafür sollen Streitigkeiten über Datierungsfragen gewesen sein, sowie die Unzufriedenheit mit den bis dahin existierenden Zeitrechnungen, die sich an der Inthronisation nicht-islamischer Herrscher orientierten. Als erstes Jahr der neuen Zeitrechnung wurde das Jahr der Hidschra des Propheten von Mekka nach Medina festgelegt, das am 16. Juli 622 begann.

Damit wurde in dem neu aufstrebenden arabisch-islamischen Staat, der damals gerade dazu ansetzte, die Länder des Vorderen Orients zu erobern, eine wichtige Maßnahme zur Vereinheitlichung getroffen. Die Hidschra-Zeitrechnung hat sich innerhalb von nur kurzer Zeit im gesamten islamischen Herrschaftsbereich durchgesetzt.

Warum aber hat man nicht den Geburtstag des Propheten oder den Beginn der Offenbarung als Ausgangspunkt der neuen Zeitrechnung gewählt? Der persische Universalgelehrte al-Biruni (gest. 1048) erklärt das damit, dass die Zeitpunkte dieser Ereignisse umstritten waren, der Zeitpunkt der Hidschra jedoch nicht. Außerdem, so sagt er, „war die Hidschra für den Propheten das, was der Herrschaftsantritt für die Könige war“, denn „nach der Hidschra festigte sich die Angelegenheit des Islams, das Heidentum ließ nach, der Prophet entkam den Verfolgungen der Ungläubigen Mekkas, und es begann für ihn eine Folge von Eroberungen.“ *Patrick Franke*

Prof. Dr. Patrick Franke ist Lehrstuhlinhaber für Islamwissenschaft an der Universität Bamberg.

Dort, wohin Mohammed vor 1.400 Jahren die Hidschra führte, steht die Kaaba im Innenhof der Moschee von Mekka. Sie ist das Ziel von Millionen Muslimen auf der Haddsch, der großen Pilgerfahrt. Bild: Deendotsg, Flickr, CC BY 2.0



122

einhundertzweiundzwanzig

Bild: Quisnovus from Gloucester, England, CC BY 2.0, Wikimedia Commons

Der Limes des Nordens

Vor 1.900 Jahren begann unter Kaiser Hadrian die Errichtung eines Erd- und Mauerwalls nahe der heutigen Grenzlinie zwischen England und Schottland. Das riesige, sehr gut erhaltene Bodendenkmal und Weltkulturerbe lohnt einen langen Wanderausflug.

„Wir befinden uns im Jahre 122 n. Chr. Ganz Britannien ist von den Römern besetzt... Ganz Britannien? Nein! Der von unbeugsamen Britonen bevölkerte nördliche Teil der Insel hört nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten.“ So oder so ähnlich könnte die Einleitung eines berühmten Comics lauten, wenn ein gewisses Dorf nicht im antiken Gallien, sondern in Britannien gelegen hätte.

Tatsächlich gelang es den Römern seit den Eroberungen unter Kaiser Claudius ab 43 n. Chr. und in ihrer darauffolgenden fast 400-jährigen Anwesenheit in Britannien nie, die Insel komplett zu befrieden. Als Publius Aelius Hadrianus, kurz Hadrian genannt, (* 24. Januar 76 n. Chr.; † 10. Juli 138 n. Chr.; Titulatur als Kaiser: Imperator Caesar Traianus Hadrianus Augustus) im Sommer des Jahres 117 n. Chr. die Regierungsgeschäfte seines verstorbenen Vorgängers und Adoptivvaters Trajan, als Kaiser des Imperium Romanum übernahm, sah er sich mit Aufständen in weiten Teilen des riesigen Reichs konfrontiert, u. a. auch in den Provinzen Britanniens.

Insgesamt zeichnete sich Hadrians Regierungszeit durch einen völligen Verzicht auf Expansionskriege und den Versuch aus, das römische Reich im inneren zu konsolidieren, welches er auf seinen ausgedehnten Reisen ausgiebig in Augenschein nahm. Er förderte durch Zuwendungen und eine rege Bautätigkeit Städte wie Provinzen und legte besonderes Augenmerk auf die Ausbildung und Kampfbereitschaft der römischen Legionen ebenso wie auf die Sicherung der Reichsgrenzen.

Neben vereinzelten Korrekturen der Grenzen wie z.B. im Osten durch die Rückverlegung an den Euphrat gab er auch Bauprojekte zur Sicherung des römischen Herrschaftsgebiets in Auftrag. So veranlasste er bei seinem Besuch in Britannien im Jahre 122 n. Chr. laut der spätantiken Quelle der *Historia Augusta* den Bau einer Mauer „über eine Strecke von 80 [römischen] Meilen [...], die eine Grenzscheide zwischen den Barbaren und Römern bilden sollte“.

Zunächst wurde nur im östlichen Abschnitt vom heutigen Newcastle upon Tyne bis zum Fluss Irthing mit Stein als

Baumaterial gearbeitet. Im westlichen Abschnitt entstand bis zum heutigen Bowness-on-Solway (bei Carlisle) zunächst eine Mauer aus Rasensoden, welche jedoch später durch eine aus Stein ersetzt wurde. Im Osten erweiterte man zudem nachträglich die Mauer, dem Nordufer des Tyne folgend, bis Wallsend. Entlang der Grenzziehung wurden in regelmäßigen Abständen von jeweils etwa einer römischen Meile (ca. 1,48 Kilometer) Kastelle in das Bollwerk eingefügt, an denen man die Befestigungsanlage durchqueren konnte. Zwischen diesen Meilenkastellen wurden jeweils zwei Signaltürme errichtet, um sowohl die Kommunikation zwischen den Kastellen als auch mit den südlich gelegenen Truppen zu ermöglichen. An der Westküste wurden im gleichen Rhythmus bis 40 Kilometer südlich des Hadrianswalls ebenfalls Kastelle und Türme errichtet, um Überfälle vom Meer aus zu verhindern; auf eine Mauer verzichtete man hier jedoch.

Um die militärische Anlage zur Provinz hin abzuschließen, verlief südlich das sogenannte Vallum, ein rund 36 Meter breites Hindernis, das aus einem Graben bestand, an dessen Seiten sich Erdwälle entlangzogen. Insgesamt erstreckte sich die Anlage über eine Gesamtlänge von fast 120 Kilometern und hatte, je nach Mauerabschnitt, eine durchschnittliche Breite von bis zu drei Metern sowie eine Höhe von etwa fünf Metern. Die Forschung schätzt, dass zur Errichtung dieses Bollwerks etwa zwei Millionen Tonnen Baumaterial verwendet worden sind.

In Anbetracht dieser Dimensionen ist es fraglich, ob die Errichtung laut der Meinung einiger Forscher wirklich nur sechs Jahre bis 128 n. Chr. gedauert haben kann. Es sind Bauinschriften belegt, die auf Bautätigkeiten bis ins Jahr 137 n. Chr. hindeuten. Auch ist man sich über die Funktion bis heute nicht zur Gänze sicher. Als militärische Einrichtung zur Abwehr großangelegter Einfälle aus dem Norden wird die Anlage eine eher untergeordnete Rolle gespielt haben, da sie im Kriegsfall wahrscheinlich kaum besetzt gewesen wäre. Kriege im Altertum fanden durch Bewegung im Raum statt und nicht entlang starrer, befestigter Fronten. Es erscheint wahrscheinlicher, dass durch den Hadrianswall kleinere Einfälle verhindert und ein geregelter und kontrollierter Grenzverkehr gewährleistet werden sollte. Ebenso könnte aber der Bau des Walls auch als Versinnbildlichung der neuen Politik Hadrians gesehen werden, die auf Konsolidierung und Einhegung des Erreichten abzielte. Abschließend lässt sich diese Frage nicht mit Sicherheit beantworten.

Für unsere heutige Zeit können wir jedoch festhalten, dass uns mit dem Hadrianswall ein archäologisches Bodendenkmal von monumentaler Größe erhalten ist, das uns immer noch staunen lässt und zum selbstständigen Erschließen einlädt: Geschichte zum Erwandern. *Stefan Burkart*

Stefan Burkart studiert Geschichte und Archäologie an der Universität Marburg.

Auch nach 1900 Jahren noch mehr als nur ein paar graue Steine vor weiter, grüner Landschaft: Der Limes wirkt auf weiten Strecken noch fast intakt, auch wenn er niemanden mehr ausgrenzt. Bild: Reading Tom, Flickr, CC BY 2.0

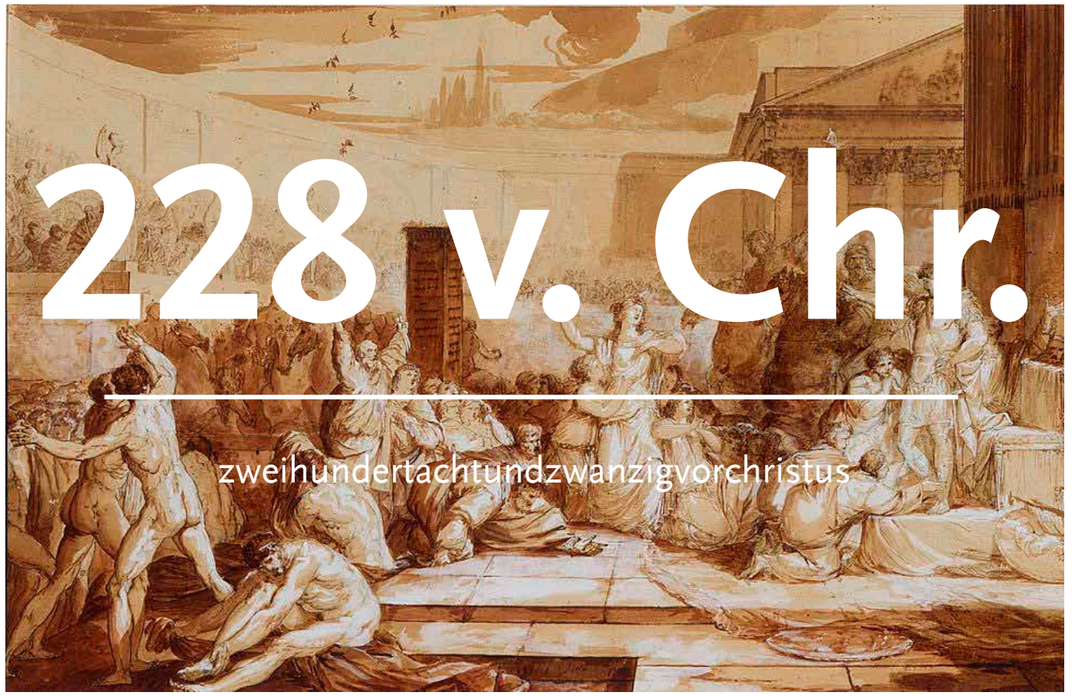


Bild: Jean-Pierre Saint-Ours, Flamininus Granting Liberty to Greece at the Isthmian Games, 1780, CCO 1.0

Freiheit, Freiheit für alle Griechen

Als der römische Konsul Titus Quinctius Flamininus, geboren vor rund 2.250 Jahren, dies verkünden ließ, soll der Jubel so ohrenbetäubend gewesen sein, dass selbst Vögel tot vom Himmel fielen. Doch was folgte, war: Machtpolitik.

„Der römische Senat und der Konsul Titus Quinctius verkünden nach ihrem Sieg über König Philipp und die Makedonen: Wir gewähren Freiheit und Selbstverwaltung, ohne Besatzungen hineinzulegen, ohne Tribut zu fordern, den Korinthern, Phokern, Lokrern, Euboiern, phthiotischen Achaiern, Magneten, Thessalern, Perrhaibern“ – also den Städten und Völkern Griechenlands. Der Ort der Proklamation war gut gewählt: das Stadion in der Nähe von Korinth, wo tausende Zuschauer aus ganz Griechenland zu den Isthmischen Spielen 196 v. Chr. zusammengekommen waren, einem sportlich-religiösen Großereignis, das den Olympischen Spielen kaum nachstand.

Als der Herold geendet hatte, war der Jubel ungeheuer. Manche konnten es nicht fassen und trauten ihren Ohren nicht, sodass die Nachricht ein zweites Mal verlesen werden musste. Freiheit, Freiheit für alle Griechen – wirklich und wahrhaftig, das war die Botschaft, ohne Kleingedrucktes, ohne Wenn und Aber! Nun brach ein derart ohrenbetäubender Sturm der Begeisterung los, dass, wie ein griechischer Historiker schreibt, es unmöglich sei, denen, die nicht dabei waren, eine Vorstellung davon zu vermitteln. Ein anderer behauptet, der Lärm sei so groß gewesen, dass die Vögel tot vom Himmel fielen.

Es war zweifellos eines der Ereignisse, die man sein Leben lang nicht vergisst und von denen man noch seinen Kindern und Enkeln erzählt. Polybios, der erste der erwähnten Historiker, könnte es in der Tat auf diese Weise erfahren haben, denn er war zur Zeit der Proklamation im Kleinkindalter, und sein Vater, ein führender Politiker, hatte sich die Veranstaltung sicherlich nicht entgehen lassen.

Zur Zeit der Proklamation lag die entscheidende Schlacht bereits ein Jahr zurück: die Schlacht von Kynoskephalai (197 v. Chr.), in der die Römer unter Titus Quinctius Flamininus die Makedonen unter Philipp V. besiegt hatten. Sie hatten nicht nur einen König, sondern auch einen Mythos besiegt: Die Makedonen, das war Alexander der Große, das war die Nation, die einst erst Griechenland und dann die halbe Welt erobert hatte, deren gefürchtete Phalanx scheinbar unbezwinglich alles niederwaltzte. Niemand in Griechenland hatte es seitdem ernsthaft mit den Makedonen aufnehmen können – bis die Römer kamen. Sie brachen die makedonische Phalanx, als wäre es nichts (einige glückliche Zufälle waren in Nebenrollen beteiligt, aber das tut hier nichts zur Sache); der römische Sieg kam rasch und vollständig. Philipp musste sich geschlagen

geben. Griechenland war folglich wieder frei, wie einst vor Alexander und vor dessen Vater Philipp, wie vor fast eineinhalb Jahrhunderten.

„Es war wie ein Wunder“, fährt Polybios fort (18,46), „dass die Römer und ihr Feldherr zu dem edelmütigen Entschluss gekommen waren, alle Kosten, jede Gefahr auf sich zu nehmen, um den Griechen die Freiheit zu bringen.“ Man könnte glauben, Polybios gebe hier tatsächlich die Erzählung seines Vaters wieder, in frischer Begeisterung über die Proklamation vom Isthmos. Denn als Polybios schrieb, 70 Jahre und mehrere Kriege später, hätte er es eigentlich besser wissen müssen.

Der römische Historiker Tacitus stellte die Freiheit, was Außenpolitik angeht, generell unter Phrasenverdacht: „Keiner ist je zur Unterjochung und Ausbeutung anderer ausgezogen, ohne ‚Freiheit‘ und ähnlich wohlklingende Vokabeln (*speciosa nomina*) vorzuschützen“ (hist. 4,73). Eben das argwöhnten nach der Schlacht von Kynoskephalai auch manche der frisch befreiten Griechen: Es gab Gerüchte, die Römer würden einfach die Stelle des geschlagenen Königs Philipp einnehmen, letzten Endes würde man nur den Herrn wechseln. Doch anscheinend waren die Römer wirklich nicht mit der Absicht ausgezogen, Griechenland zu erobern. Die Proklamation des Flamininus sagte das ganz klar, und er hielt Wort. Zwei Jahre später waren er und die Römer abgezogen. Aber kann man Polybios deshalb glauben? Mehr Wahrheit liegt in dem düsteren Sarkasmus des Tacitus: Kein Staat der Welt zieht aus reinem Edelmut ins Feld, jedenfalls keiner, der sein Tun gegenüber dem Volk zu rechtfertigen hat, das für die Kosten aufkommt und die Soldaten stellt. Worum also ging es wirklich?

Philipp V. war für die Römer, wie man sagen könnte, eine ‚Altlast‘ aus dem Zweiten Punischen Krieg. Der Makedone hatte das unverzeihliche Verbrechen begangen, sich mit Hannibal, dem großen Gegner Roms, zu verbünden, und jetzt, da Hannibal besiegt war, musste auch Philipp in die Schranken gewiesen werden. Dieser bedrohte auch die römischen Verbündeten im Osten. Nun sollte er von Groß- auf Regionalmachtstatus zurückgestutzt werden und es sich nur ja nicht einfallen lassen, ein neues Bündnis gegen Rom einzugehen, sei es mit Hannibal (der übrigens immer noch – oder schon wieder – beunruhigend munter war) oder, im Jahre 196 v. Chr. die näherliegende Gefahr, mit Antiochos von Syrien, der großen Macht im Osten des Mittelmeerraums. Die Freiheit Griechenlands war also nicht der Zweck des Krieges, sie war nur ein Nebeneffekt. Die Römer hatten ihr Kriegsziel – die Schwächung Philipps – erreicht, und sie zogen ab, weil sie nicht die Ressourcen für eine dauerhafte Besatzung hatten und sich überhaupt davon mehr Ärger als Vorteile versprachen, von dem Imageschaden, wenn man als Befreier kommt und als Besatzer bleibt, einmal ganz abgesehen. Doch man erreicht nicht ein Kriegsziel, zieht ab, und alle sind glücklich. Ein Krieg verändert die Dinge, es entstehen Ansprüche und Verpflichtungen und eine Unmenge offener Fragen. Zum Beispiel: Wer genau ist frei, wenn Griechenland befreit ist? Zur Freiheit gehört eine autonome Außenpolitik. Dürfen die freien Stadtstaaten sich also auch ihre Bündnispartner und ihre Kriegsgegner frei aussuchen? Dürfen ihre Bürger römerfeindliche Politiker wählen? Darf eine gewählte, römerfeindliche Regierung gegen Römerfreunde Krieg führen? Dürfen, ja müssen die Römer eingreifen, wenn irgendwo ein Tyrann sich zur Macht aufschwingt? Überhaupt: Ist es gerecht, wenn diejenigen, die während des Krieges zu Rom gehalten hatten, den gleichen Freiheitsstatus erhalten wie jene, die das nicht taten? Sollten erstere nicht aus dem großen Kuchen, den man gemeinsam von Philipp erbeutet hatte, einige Stücke zu eigen bekommen?

Kurz und nüchtern und ohne *speciosa nomina* zusammengefasst: Mit dem Abzug Philipps entstand in Griechenland ein Machtvakuum, umgeben von interessierten Mächten, Rom, Antiochos von Syrien und dem gestutzten Philipp, um nur die wichtigsten zu nennen, dazu natürlich die Griechen selber, in Form ihrer verschiedenen Stadtstaaten und Städtebünde. Die Römer konnten oder wollten dieses Vakuum nicht füllen – daher wurde die Freiheitserklärung ersonnen. Es war nicht einmal eine besonders originelle Idee, auch wenn die Römer wohl zum ersten Mal damit experimentierten. In der ganzen Zeit seit Alexander war immer wieder einmal die Freiheit proklamiert worden, meistens von Herren, die kamen, um zu bleiben. Freiheit bedeutete nie die ganz große Freiheit, denn so etwas gibt es gar nicht, jedenfalls nicht als Politik oder Programm auf längere Sicht. In der politischen Praxis bedeutete „Freiheit“ eher das Gegenteil – Privilegien und Sonderrechte, gewährt von einem Machthaber, bezahlt mit Wohlverhalten. Auch die Römer nahmen und gaben in zahllosen Einzelfällen, indem sie nach dem Krieg die Verhältnisse ordneten. Als sie abzogen (194 v. Chr.), hinterließen sie ebenso viel böses Blut wie Dankbarkeit: Als 192 v. Chr. der erwähnte Antiochos sich doch zum Einmarsch in Griechenland entschloss, ließ er es sich nicht nehmen, ebenfalls die Freiheit Griechenlands auszurufen. Der Jubel blieb freilich aus. Unterdessen marschierten die Römer in Asien ein und befreiten die dortigen Griechenstädte von Antiochos. Die *speciosa nomina* verloren ihren edlen Klang und trafen auf hartgesottene Politiker und Militärs.

Und Flamininus? Der Politiker und Feldherr prägte die römische Griechenlandpolitik in einem entscheidenden Moment der römischen Expansion. In Rom vergaß man das bald – nicht lange, und Freiheit war nicht einmal mehr ein Wort: Griechenland wurde erobert und zur römischen Provinz. Doch in Griechenland überlebte die Dankbarkeit für ihn, Flamininus, den Befreier, die Freiheit selbst um Jahrhunderte; Gedichte, Gedenktafeln und Weihinschriften zeugen davon. Es war die Dankbarkeit für einen einzigen phantastischen Augenblick einer unsterblichen Illusion. *Silke Anzinger*

Dr. Silke Anzinger ist Chefredakteurin Latein im Cornelsen Verlag.

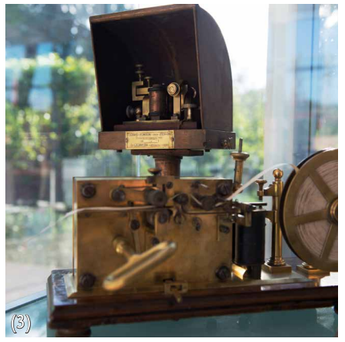
Wer fehlt?

So viele Namen, Daten, Ereignisse und Jubiläen. Doch selbst auf 160 Seiten lassen sich nicht alle Gedenktage des Jahres 2022 unterbringen. Die letzte Seite im Heft gilt daher Jubilarinnen und Jubilaren, die es heuer nicht ins Magazin geschafft haben.

(1) Das kultige Rutschfahrzeug ist ein Spielzeugklassiker: Das Bobby Car der BIG-Spielwarenfabrik feiert heuer seinen 50. Geburtstag. (2) Der Elektroingenieur Thomas Alva Edison konstruierte unter anderem die erste brauchbare Glühlampe. Vor 175 Jahren wurde der Amerikaner geboren. (3) Auch er gilt als Erfinder: Für die Entwicklung des Morseapparats und -codes wird Samuel Morse berühmt. 1872 stirbt er. (4) Von der Technikwelt zur Kunst und Kultur: Als „Grande Dame“ des deutschen Kabaretts gilt Lore Lorentz ist. Vor 75 Jahren ist sie Mitbegründerin des *Düsseldorfer Kom(m)ödchens*. (5) 1997 stirbt der amerikanische Künstler des Pop Art Roy Fox Lichtenstein. (6) Zu den bedeutendsten Kalligraphen der deutschen Renaissance zählt Leonhard Wagner. 1522 stirbt er. (7) 1847 wird der spätere Reichspräsident Paul von Hindenburg geboren. Mit seinem Namen ist bis heute der Absturz des nach ihm benannten Zeppelins 1937 verbunden. (8) 1922 stirbt die Frauenrechtlerin und Publizistin Minna Cauer. Gemeinsam mit Anita Augspurg, Marie Stritt, Lily von Gizycki, Sophia Goudstikker und vielen anderen Frauen setzt sie sich für das Frauenstimmrecht ein. Sie hat es nicht in *Anno 22* geschafft, ist aber in *Anno 16* vertreten.

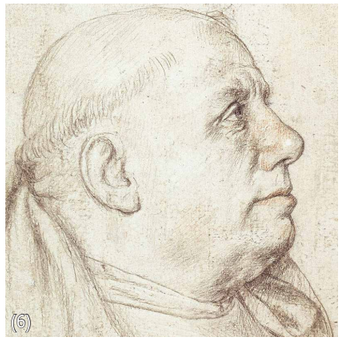
(1)

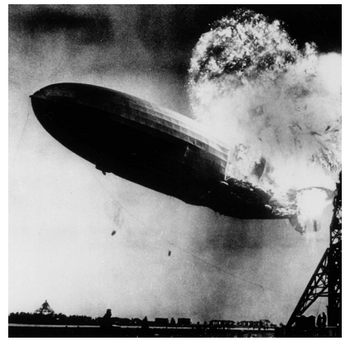
(2)


(3)

(4)

(5)


(6)


(7)

(8)

Bildquellen von links o. nach rechts u.: (1) Unknown, Wikimedia, CC BY-SA 3.0 (2) Mark Mathosian, Flickr, CC BY-NC-SA 2.0 (3) Kamalcontwiki, Wikimedia, CC BY-SA 4.0 (4) Dutch National Archives, The Hague, Fotocollectie Algemeen Nederlands Persbureau (ANeFo), 1945-1989 (5) Photo Collection Anefo (6) Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Wikimedia, CCO 1.0 (7) Rupert Colley, Flickr, CC BY 2.0 (8) Atelier Elvira, Wikimedia, CCO 1.0

UNIVERSITY OF BAMBERG
OTTO-FRIEDRICH-UNIVERSITÄT BAMBERG
PAT. UNIV. BAMBERG
www.uni-bamberg.de